

# Jahrbuch für WIRTSCHAFTS GESCHICHTE

## 1984/2

1984/2

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN DER DDR  
INSTITUT FÜR WIRTSCHAFTSGESCHICHTE

Herausgeber: Institut für Wirtschaftsgeschichte  
Herausgeber (DDR): E. Hildebrandt (Herausgeber), L. Jähres (DDR), J. Kuczynski  
(DDR), W. Kötter (DDR), H. Kötter (DDR), E. Hildebrandt (DDR), L. Jähres (DDR)  
(DDR), W. Kötter (DDR), L. Jähres (DDR), J. Kuczynski (DDR)

Herausgeber (DDR): E. Hildebrandt (Herausgeber), L. Jähres (DDR), J. Kuczynski  
(DDR), W. Kötter (DDR), H. Kötter (DDR), E. Hildebrandt (DDR), L. Jähres (DDR)  
(DDR), W. Kötter (DDR), L. Jähres (DDR), J. Kuczynski (DDR)



Herausgeber (DDR): E. Hildebrandt (Herausgeber), L. Jähres (DDR), J. Kuczynski  
(DDR), W. Kötter (DDR), H. Kötter (DDR), E. Hildebrandt (DDR), L. Jähres (DDR)  
(DDR), W. Kötter (DDR), L. Jähres (DDR), J. Kuczynski (DDR)

# Jahrbuch für WIRTSCHAFTS GESCHICHTE

## AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN DER DDR INSTITUT FÜR WIRTSCHAFTSGESCHICHTE

### **Unter beratender Mitarbeit von**

H. Aptheker (USA), J. Bouvier (Frankreich), E. Hobsbawm (Großbritannien), L. Jeleček (ČSSR), J. Kuczynski (DDR), W. Kula (VR Polen), G. Mori (Italien), H. Mottek (DDR), E. Niederhauser (UVR), Z. P. Pach (UVR), J. Purš (ČSSR), Ju. A. Tichonow (UdSSR), S. I. Tjulpanow † (UdSSR), J. Tomaszewski (VR Polen)

### **Redaktionskollegium**

Hermann Lehmann (Chefredakteur), Ingrid Kresse (Stellv. Chefredakteur), Rudolf Berthold, Siegfried Epperlein, Renate Günther (Redakteur), Wolfgang Jonas, Parviz Khalatbari, Heinz Kreißig, Fedor Kretschmar (Redakteur), Hans Müller, Hans-Heinrich Müller, Helga Nussbaum, Jan Peters, Hans Radandt, Siegfried Richter, Waldtraut Schmidt, Alfred Schröter, Reinhard Schumacher (Redakteur), Ingrid Thümmeler (Redaktionssekretär)

### **Arbeitsgruppe Literaturkritik**

Ingrid Kresse (Leiter), Siegfried Epperlein, Horst Handke, Hans-Heinrich Müller, Peter Musiolek, Jörg Roesler



# Jahrbuch für WIRTSCHAFTS GESCHICHTE

## 1984/2

Ulrich Blom	Land- und Gutsbesitzer 1814 bis 1914	11
Ulrich Blom	Frei- und Familieninkommen in der bergischen Stadt 1779 bis 1894	27
Ulrich Blom	1800. Geburtstag Johann Heinrich von Thünen	37
Gerhard Holtz/ Lutz Werner	Thünen, Volk und Wirtschaft (1827 bis 29. Juni 1983 in Konstanz)	53
Gerhard Holtz/ Lutz Werner	Johann Heinrich von Thünen (1784 bis 1854) - Leben, Werk und Denken aus marxistisch-leninistischer Sicht	69
Wolfgang Borchert	Thünen in Mecklenburg zur DDR-Periode	81
Hermann Lehmann	Thüning'sche Flotte in der Heimfahrt der politischen Ökonomie	93
Ulrich Blom	Der Staat der Herrschaftsträger - Grundzüge der Wirtschaftsgeschichte in der	105
Ulrich Blom	Der Kontinuum der Wirtschaftsgeschichte	117



Anschrift der Redaktion:

DDR-1100 Berlin, Prenzlauer Promenade 149 - 152

Erschienen im Akademie-Verlag, DDR-1086 Berlin, Leipziger Str. 3 - 4

© Akademie-Verlag Berlin 1984

Lizenznummer: 202 · 100/101/84

Printed in the German Democratic Republic

Offsetdruck: VEB Kongreß- und Werbedruck, 9273 Oberlungwitz

Redaktionsschluß: 15.9.1983

LSV 0305

Bestellnummer: 754 361 9 (2103/84/2)

01800

Mitteilung zum "René-Kuczynski-Preis" 9

ABHANDLUNGEN, STUDIEN, MISZELLEN

Michael Laschke Materielle Vorbedingungen und Tendenzen der Industrialisierung in den osteuropäischen RGW-Ländern von 1944/45 bis 1948/50 9

Dieter Baudis Bergarbeiterbewegungen in Deutschland und Großbritannien 1914 bis 1919 25

Ida Blom Frauenarbeit und Familieneinkommen in der norwegischen Stadt 1875 bis 1930 47

Zum 200. Geburtstag Johann Heinrich von Thünens

Gerhard Heitz/  
Lutz Werner Thünens Werk und Wirkung (22. bis 24. Juni 1983 in Rostock) 55

Gerhard Heitz/  
Lutz Werner Johann Heinrich von Thünen (1783 bis 1850). Leben, Werk und Wirken aus marxistisch-leninistischer Sicht 65

Rudolf Berthold Thünen im Lichte der DDR-Forschung 81

Hermann Lehmann Thünens Platz in der Geschichte der politischen Ökonomie 93

Hanna Haack Der Einfluß der Herrschaftsstrukturen auf die Siedlungsverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin im 19. Jh. 101

V. N. Andreev Zur Kontinuität der Vermögenselite Athens vom 5. bis 3. Jh. v. u. Z. 125

DISKUSSIONEN

Jürgen Kuczynski/  
Franklin F. Mendels Zum Problem der Proto-Industrialisierung. Ein Briefwechsel 151

LITERATURKRITIK

Karl Lärmer Bedeutung, Situation und Aufgaben der Denkmalpflege (Technische Denkmale in der Deutschen Demokratischen Republik) 161

Wolfgang Jacobeit	Zum Verhältnis von Ethnographie und Geschichte (Robert M. Berdahl, Alf Lüdtke, Hans Medick u.a., Klassen und Kultur)	165
Klaus Leciejewski	Begriffsbestimmung am Scheideweg zwischen Denkmodell und sozialökonomischer Realität (Gerold Ambrosius, Zur Geschichte des Begriffs und der Theorie des Staatskapitalismus und des staatsmonopolistischen Kapitalismus)	179
Jürgen Kuczynski	Spielt der Kleinbetrieb noch eine Rolle? (Petite Entreprise et Croissance Industrielle dans le Monde aux XIXe et XX Siècles)	185
Jürgen Kuczynski	Herbert Kisch als Wirtschaftshistoriker (Herbert Kisch, Die Hausindustriellen Textilgewerbe am Niederrhein vor der Industriellen Revolution)	187
Peter Hoffmann	Sozialökonomische Probleme des Feudalismus in Rußland (V. I. Buganov/A. A. Preobraženskij/Ju. A. Tichonov, Ėvoljucija feodalizma v Rossii)	191
Hagen Fischer	Die altorientalische und die antike Komponente des Hellenismus. Probleme ihrer Darstellung und Wertung (Heinz Kreißig, Geschichte des Hellenismus)	195
Rita Rindermann	N. I. Salechov, Socialističeskie preobrazovanija v sel'skom ohozajstve GDR 1949 - 1980 gg.	203
Jörg Roesler	Errichtung des Arbeiter- und Bauernstaates der DDR 1945 - 1949	205
Lutz Oberdörfer	Martin Fritz/Ingemar Nygren/Sven-Olof Olsson/Ulf Olsson, The Adaptable Nation	206
Heinz Hirdina	Joan Campbell, Der Deutsche Werkbund 1907 - 1934	209
Hermann Lehmann	Werturteilsstreit	211
Horst Handke	Gabriel Tortella Casares u. a., Revolución burguesa, oligarquía y constitucionalismo (1834 - 1923)	212
Hermann Lehmann	Horst Dippel, Individuum und Gesellschaft	214

Reinhard Schumacher	Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der römischen Kaiserzeit	215
Reinhard Schumacher	Friedrich-Karl Kienitz, Völker im Schatten	216
Reinhard Schumacher	Helga Gesche, Rom	217

#### TAGUNGEN UND KONFERENZEN

Margrit Grabas	VI. Kolloquium von Wirtschafts- historikern der Deutschen De- mokratischen Republik und der Ungarischen Volksrepublik (6. bis 9. September 1983 in Dresden)	219
----------------	---	-----

#### BIBLIOGRAPHIE

Bibliographie wirtschaftsgeschichtlicher Literatur der DDR, 24. Lieferung		225
Autorenverzeichnis		250
Содержание, Contents, Contenu, Sumario		251

Mitteilung  
zum "René-Kuczynski-Preis"

Akademienmitglied Prof. Dr. Jürgen Kuczynski und Frau Marguerite Kuczynski haben ihre Schenkung an das Institut für Wirtschaftsgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR zur Stiftung des "René-Kuczynski-Preises" (siehe Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, Band I/1977 und II/1980) um weitere 50 000 Mark auf 250 000 Mark erhöht.

Damit kommen ab 1984 jährlich drei "René-Kuczynski-Preise" zur Verleihung: ein Preis in Höhe von 4500 Mark, ein Preis für jüngere Wissenschaftler (bis zu 35 Jahre) in Höhe von 3500 Mark sowie ein Preis für den besten literaturkritischen Beitrag in Höhe von 2000 Mark. Die übrigen in der genannten Mitteilung über die Stiftung des "René-Kuczynski-Preises" getroffenen Festlegungen bleiben unverändert.

Institut für Wirtschaftsgeschichte

ABHANDLUNGEN, STUDIEN, MISZELLEN

Materielle Vorbedingungen und Tendenzen der Industrialisierung  
in den osteuropäischen RGW-Ländern 1944/45 bis 1948/50

von Michael Laschke

1. Die neue Etappe des revolutionären Weltprozesses
2. Das wirtschaftliche Entwicklungsniveau der späteren  
RGW-Länder in Osteuropa bis zum zweiten Weltkrieg
3. Wiederherstellung der Volkswirtschaft und Industria-  
lisierungstendenzen

1. Die neue Etappe des revolutionären  
Weltprozesses

Der Sieg der Sowjetunion und der Staaten der Anti-Hitler-Koalition im Krieg gegen den deutschen, italienischen und japanischen Faschismus und dessen Verbündete veränderte 1944/45 grundlegend das internationale Kräfteverhältnis. Die Sowjetunion hatte ihre politische, ökonomische und militärische Stärke in diesem schwersten aller Kriege überzeugend demonstriert, und ihr Sieg führte zu einem gewaltigen Aufschwung des antifaschistischen und nationalen Befreiungskampfes in der ganzen Welt.<sup>1</sup> Der revolutionäre Weltprozeß erreichte eine höhere Etappe. Eine neue Welle von Revolutionen führte zu den weitreichendsten gesellschaftlichen Umgestaltungen seit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution.<sup>2</sup> Sie dokumentierten sich in Europa darin, daß die Arbeiterklasse unter Führung ihrer revolutionären Parteien und gestützt auf die allseitige Hilfe der Sowjetunion in Albanien, Bulgarien, Jugoslawien, der Tschechoslowakei, in Polen, Ungarn, Rumänien sowie auf dem Gebiet der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands ihre Hegemonie verwirklichte.<sup>3</sup> Dies geschah in einem komplizierten, widerspruchsvollen Prozeß auf der Basis der Aktionsprogramme der revolutionär-demokratischen Kräfte, die unter Führung der Arbeiterparteien langfristig ausgearbeitet worden waren. Diese

1 Geschichte der SED. Abriß, Berlin 1978, S. 73; Klassenkampf, Tradition, Sozialismus. Von den Anfängen der Geschichte des deutschen Volkes bis zur Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik. Grundriß, Berlin 1974, S. 485 ff. - Varga schrieb in den 50er Jahren: "Im Ergebnis des zweiten Weltkrieges war das Weiterbestehen des kapitalistischen Systems, besonders auf dem europäischen Kontinent, in Frage gestellt." (Varga, E., Grundfragen der Ökonomie und Politik des Imperialismus /nach dem zweiten Weltkrieg/, Berlin 1955, S. 619.)

2 Geschichte der SED, S. 73.

3 Vgl. dazu im einzelnen: Geschichte der sozialistischen Gemeinschaft, Berlin 1981, S. 117 ff.; Kalbe, E., Antifaschistischer Widerstand und Volksdemokratische Revolution in Südosteuropa, Berlin 1974.

Aktionsprogramme wurden je nach den politischen und historischen Bedingungen in den einzelnen Ländern entweder direkt oder indirekt Grundlage für den Aufbau neuer gesellschaftlicher Verhältnisse.

Die Realisierung der in diesen Programmen enthaltenen ökonomischen und sozialen Aufgaben verlangte die Herausbildung eines volksdemokratischen Staates, die Beseitigung der Macht der Großbourgeoisie und der Großgrundbesitzer, die Eroberung der Kommandohöhen der Wirtschaft durch die Arbeiterklasse und ihre Verbündeten. Es galt, die antifaschistisch-demokratische Umwälzung in der Ideologie und Kultur zu verwirklichen. Die enge Verbindung zwischen der Umsetzung dieser Konzeptionen und der Schaffung einer modernen industriellen Struktur, der Beseitigung der Arbeitslosigkeit und der Überwindung der ökonomischen und sozialen Rückständigkeit des Dorfes wurde dabei schon 1945/46 hervorgehoben.

So unterzog z. B. bereits im Oktober 1945 die Landeskonferenz der Rumänischen Kommunistischen Partei (RKP) die Theorie vom "Agrarland Rumänien" einer harten Kritik und verwies auf die unbedingte Notwendigkeit der Industrialisierung des Landes.<sup>4</sup> Andererseits erfolgte aber der Übergang zur volksdemokratischen Revolution in den osteuropäischen Ländern unter den Bedingungen der durch den zweiten Weltkrieg zerstörten Volkswirtschaften. Die notwendige und vorrangige Aufgabe ihrer Wiederherstellung führte deshalb in der Vergangenheit verschiedentlich zu einer Unterschätzung der Industrialisierungstendenzen in der ersten Etappe der volksdemokratischen Revolution.<sup>5</sup> Obwohl sich dies in den 60er und 70er Jahren zu verändern begann,<sup>6</sup> bleibt festzustellen, daß eine umfassende Analyse der materiellen Ausgangsbedingungen und der Industrialisierungstendenzen in dieser Periode noch aussteht und die gegenwärtige Quellenlage eine umfassende Behandlung des Themas noch nicht ermöglicht. Das betrifft insbesondere die Entwicklungstendenzen und Strukturveränderungen in der Arbeiterklasse der osteuropäischen RGW-Länder.<sup>7</sup>

## 2. Das wirtschaftliche Entwicklungsniveau der späteren RGW-Länder in Osteuropa bis zum zweiten Weltkrieg

Die materiell-technischen Ausgangsbedingungen für die ersten Tendenzen der sozialistischen Industrialisierung der osteuropäischen RGW-Länder in der Periode von 1944/45 bis 1948/50 wurden wesentlich durch deren wirtschaftliches Entwicklungsniveau am Vorabend des zweiten Weltkrieges und seine Auswirkungen geprägt.

Bulgarien, Ungarn, Rumänien und Polen waren in ihrer ökonomischen Entwicklung bis 1945 weit hinter den westeuropäischen Staaten zurückgeblieben. In

4 Vgl. dazu: Constantinescu, N. N., Die Industrialisierung Rumäniens, Bukarest 1967, S. 10 f.

5 Vgl. z. B. Politische Ökonomie. Lehrbuch, Berlin 1959, S. 432.

6 Vgl. z. B. Geschichte der sozialistischen Gemeinschaft, S. 202; Roesler, J., Wiederherstellungsperiode und Wirtschaftsplanung (1945 - 1948/50), in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 21/1, 1977, S. 108, 120.

7 Von den neueren Arbeiten, die diese Probleme für die DDR bearbeiten, sei genannt: Dittrich, G., Zu den Reproduktionsquellen und einigen Veränderungen in der sozialen Struktur der Arbeiterklasse der DDR während der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus (1945 bis 1961), in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (JWG), 2/1981, S. 243 ff.



diesen vier Ländern bildete die Landwirtschaft den bestimmenden Volkswirtschaftsbereich. Sie produzierte den größten Teil des Gesamtproduktes, und in ihr war der überwiegende Teil der Berufstätigen beschäftigt.

Die soziale Struktur auf dem Lande war durch einen hohen Anteil von Kleinbauern geprägt. Ihre Wirtschaften waren verschuldet, mit primitiver Agrotechnik ausgestattet und überwiegend auf die Sicherung des Eigenverbrauchs ausgerichtet. Teilweise konnten diese Zwergbetriebe nicht einmal ihre einfache Reproduktion gewährleisten. Damit stellte die Landwirtschaft dieser Länder vor dem zweiten Weltkrieg keinen ausreichenden Markt für die Industrie dar, und der von ihr ausgehende Anreiz für eine Industrialisierung fehlte fast völlig.<sup>8</sup>

Die Industrie dieser Länder wiederum war durch das Überwiegen der Zweige der Leicht-, Lebensmittel- und Textilindustrie gekennzeichnet. (Vgl. dazu die Tab. 1 - 3.)

T a b e l l e 1

Industriestruktur Ungarns 1938

Industriegruppe	Anteil an der Gesamtindustrieproduktion in %
Schwerindustrie	37,5
Leichtindustrie	41,3
Nahrungsmittelindustrie	21,2

Quelle:  
Ökonomische Geographie der Ungarischen Volksrepublik, Berlin 1963, S. 65.

T a b e l l e 2

Anteil ausgewählter Industriezweige an der industriellen Bruttoproduktion Rumäniens 1938

Industriezweig	Anteil an der Gesamtindustrieproduktion in %
Erdölindustrie	13,1
Kohle- und Erdgasindustrie	3,5
Maschinenbau und Metallverarbeitung	10,2
Holzgewinnung und -verarbeitung	9,5
Lebensmittel- und Leichtindustrie	48,5
Chemische Industrie	2,2

Quelle:  
Wirtschaftsgeographie der Rumänischen Volksrepublik, Berlin 1962, S. 55.

<sup>8</sup> Wirtschaftsgeographie der Rumänischen Volksrepublik, Berlin 1962, S. 55.

## Anteil ausgewählter Industriezweige an der Industrieproduktion in Bulgarien 1939

Industriezweig	Anteil an der Gesamtindustrieproduktion in %
Brennstoffindustrie	4,6
Elektro- und Wärmeenergie- erzeugung	1,8
Maschinenbau und Metallver- arbeitung	2,4
Chemische Industrie	1,9
Metallurgie u. Erzförderung	0,5
Holzverarbeitende u. Papier- industrie	11,8
Textil-, Bekleidungs-, Schuh- industrie	21,9
Nahrungs- und Genußmittel- industrie	51,2

## Quelle:

Berov, L., Die wirtschaftliche Entwicklung der Volksrepublik Bulgarien, in: Studien zur Wirtschaftsgeschichte sozialistischer Länder, H. 5, hg. v. L. Baar, Berlin 1975, S. 32.

Das Überwiegen der Zweige der Leicht-, Lebensmittel- und Textilindustrie in der ohnehin gering entwickelten Industrie brachte es mit sich, daß auch die Produktion wichtiger schwerindustrieller Produkte, wie Kohle, Roheisen, Stahl und Zement, mit der Herstellung entsprechender Erzeugnisse in vielen anderen europäischen Ländern nicht Schritt gehalten hatte. Auch die energetischen Grundlagen einer modernen, elektrifizierten Industrieproduktion existierten kaum. So verfügte Rumänien 1938 z. B. zwar über insgesamt 603 Kraftwerke, jedoch mit einer installierten Leistung von nur 740 MW. Von den darunter befindlichen 224 öffentlichen Kraftwerken wiesen wiederum nur 3 eine installierte Leistung von mehr als 10 MW auf.<sup>9</sup> In der bulgarischen Textilindustrie, die vor dem zweiten Weltkrieg als der höchstentwickelte Industriezweig dieses Landes galt, betrug die energetische Ausstattung pro Arbeiter weniger als 1 PS.<sup>10</sup>

Innere Disproportionen zwischen den einzelnen Zweigen behinderten die industrielle Entwicklung zusätzlich. Durch die vor dem zweiten Weltkrieg ungenügende Erkundung der Bodenschätze und die Beschränkung der Rohstoffförderung auf relativ leicht erschließbare Vorkommen<sup>11</sup> wurden Schwierigkeiten in der Auslastung der ohnehin geringen Industriekapazitäten hervorgerufen. Teilweise waren die südosteuropäischen Länder trotz eigener Vorkommen auf den Import der für die Industrie notwendigen Rohstoffe angewiesen.<sup>12</sup>

Die sich aus der dargestellten Struktur und dem niedrigen technischen Niveau der Industrie ergebenden Wachstumshemmnisse wurden durch die Standortverteilung der materiellen Produktivkräfte verstärkt.

<sup>9</sup> Ebenda, S. 81.

<sup>10</sup> Fünfundzwanzig Jahre auf dem Weg des Sozialismus, Sofia 1970, S. 95.

<sup>11</sup> Ökonomische Geographie der Ungarischen Volksrepublik, Berlin 1963, S. 56, 116.

<sup>12</sup> Wirtschaftsgeographie der Rumänischen Volksrepublik, S. 56.

Obwohl es z. B. in Rumänien 1938 insgesamt 6 größere Gebiete mit industrieller Produktion gab, die 60 % aller industriellen Arbeiter und Angestellten erfaßten, 67,5 % der gesamten Industrieproduktion erbrachten und über 71,9 % der installierten Motorenkraft verfügten, waren der Bukarester Raum und das Prahova-Tal faktisch die einzigen bedeutenderen Industriezentren des Landes.<sup>13</sup> In Ungarn gilt diese Aussage für Budapest.<sup>14</sup> In Bulgarien konzentrierte sich die Industrie vor allem auf Sofia, Plovdiv, Varna, Russe und Gabrovo.<sup>15</sup>

Charakteristikum und soziale Folge des niedrigen industriellen Niveaus war eine schwach entwickelte Arbeiterklasse. In Bulgarien wurden 1939 ca. 100 000 Beschäftigte in der Industrie gezählt, in Ungarn 1938 ca. 400 000, in Polen ca. 860 000 und in Rumänien ca. 346 000.<sup>16</sup> Die Arbeiterklasse dieser Länder war kulturell-technisch geringer qualifiziert als die der entwickelten kapitalistischen Staaten Westeuropas, der tschechischen Territorien und auf dem Gebiet der späteren DDR. Das war eine Folge der unterschiedlichen Reife der industriellen Revolution, die sich in den genannten ost- und südosteuropäischen Staaten nicht voll durchgesetzt hatte. Niedrige, z. T. sinkende Reallöhne zwischen 1919 und 1944 im industriellen Sektor<sup>17</sup> und hohe Arbeitslosigkeit begrenzten die Einkünfte der städtischen Bevölkerung, so daß auch hier, wie in der Landwirtschaft, ein solcher Markt, der Triebkraft eines echten Industrialisierungsaufschwunges hätte sein können, fehlte.

Eine wesentliche Ursache für die vielfältigen Hemmnisse für die Industrialisierung dieser Länder im Vorkriegszeitraum war ihre Beherrschung durch das internationale Monopolkapital. In Rumänien existierten 1938 z. B. 94 Kartelle, die 50 % des in der Industrie investierten Kapitals und 25 % der Industrieproduktion kontrollierten. Solche Zweige, wie die Erdöl-, Zement-, Zucker-, Textil- und Papierindustrie waren nahezu voll kartelliert.<sup>18</sup> Die internationale Verflechtung der Monopolorganisationen war hoch. 1936 befanden sich 73,7 % des Aktienkapitals der rumänischen Erdölindustrie in ausländischem Besitz.<sup>19</sup> In Bulgarien war das Auslandskapital in diesem Jahr zu fast 60 % an den wichtigsten industriellen Aktiengesellschaften beteiligt.<sup>20</sup> In Ungarn standen 1938 über ein Viertel des gesamten ungarischen Aktienkapitals unter ausländischer Monopolkontrolle.<sup>21</sup> Die starke Beherrschung dieser Länder durch das französische, englische, deutsche und amerikanische Kapital verhinderte die Entstehung einer eigenen, komplexen Industrie auf der Grundlage der historischen Voraussetzungen und natürlichen Bedingungen und deformierte ihren Außenhandel. Der Außenhandel war insofern einseitig, als die südosteuropäischen Staaten aus den westeuropäischen kapitalistischen Ländern vorwiegend industrielle Fertigerzeugnisse und bestimmte Rohstoffe einfuhrten, selbst jedoch ausschließlich mineralische und landwirtschaftliche Rohstoffe bzw. Produkte sowie Erzeugnisse der Leicht- und Lebensmittelindustrie ausfuhren. Dieser Export galt zum Teil als Rückzahlung

13 Ebenda, S. 57 f.

14 Ökonomische Geographie der Ungarischen Volksrepublik, S. 57.

15 Fünfundzwanzig Jahre ..., S. 99.

16 Ökonomische Geographie der Ungarischen Volksrepublik, S. 63; Wirtschaftsgeographie der Rumänischen Volksrepublik, S. 55; Fünfundzwanzig Jahre ..., S. 32; Weltgeschehen 1945 - 1966, Berlin 1967, S. 152.

17 Vgl. Berov, L., Tendenzen der Reallohnentwicklung in den Balkanländern im Kapitalismus (bis 1944), in: JWG, 4/1973, S. 61.

18 Wirtschaftsgeographie der Rumänischen Volksrepublik, S. 57.

19 Ebenda.

20 Die europäischen sozialistischen Länder in Zahlen, hg. v. d. Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik der DDR, o. O. 1960, S. 3.

21 Ökonomische Geographie der Ungarischen Volksrepublik, S. 55.

bzw. Zins für aufgenommenen Kredite. Auf diese Weise wurde das zur Verteilung im Inland zur Verfügung stehende Nationaleinkommen verringert. Das schwächte die inneren Akkumulationsquellen und zwang die Länder wiederum zu verstärkter Kapitalaufnahme. Im Ergebnis dieses Teufelskreises waren die südosteuropäischen Staaten technisch und technologisch von den kapitalistischen Staaten Westeuropas und den USA sogar in den Zweigen abhängig, die in ihrer eigenen Wirtschaft relativ bedeutend entwickelt waren. Z. B. mußte Rumänien trotz seiner entwickelten Erdölförderung sämtliche dazu benötigten Ausrüstungen einführen.<sup>22</sup> Gerade diese historisch hervorgerufene Abhängigkeit war es, die sog. technologische Lücke, die nach dem zweiten Weltkrieg den Verfechtern des Marshall-Plan-Projektes und des kalten Krieges einen Abbruch der Wirtschaftsbeziehungen zwischen "Ost und West" als erfolgversprechendes Mittel zur Unterdrückung der volksdemokratischen Revolution erscheinen ließ.<sup>23</sup>

Stellte einerseits der industrielle Entwicklungsrückstand in Ungarn, Polen, Rumänien und Bulgarien im Vergleich zu den kapitalistischen Hauptstaaten Europas ihr gemeinsames Kennzeichen in der Periode vor dem zweiten Weltkrieg dar, so dürfen andererseits die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede im industriellen Niveau nicht übersehen werden, die sich ja auch auf die spätere sozialistische Entwicklung auswirkten. Ungarn und Polen im Vorkriegszeitraum waren zu Agrarländern mit einer eigenen, wenn auch schwachen industriellen Basis herangewachsen, während Rumänien und Bulgarien das Niveau rückständiger Agrarländer nicht überschritten hatten.<sup>24</sup>

Die vorhandenen Unterschiede innerhalb dieser Gruppe waren auch durch gewisse Wachstumstendenzen in einzelnen dieser Länder zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg, die zu einer z. T. extensiven, z. T. intensiven Steigerung der Industrieproduktion und des Nationaleinkommens führten, nicht aufgehoben worden. Solche Tendenzen hatte es beispielsweise in Rumänien gegeben, wo zwischen 1929 und 1938 die Zahl der Betriebe um 8 % sank, sich das investierte Kapital um 27 % erhöhte, die installierte Motorenkraft um 61 %, die Zahl der Arbeiter und Angestellten um 35 % und der Produktionswert um 65 % wuchs.<sup>25</sup> Die Produktion war damit nicht nur ausgedehnt, sondern zugleich intensiver geworden. In Ungarn war die Industrieproduktion zwischen 1918 und 1938 um 28 % gestiegen,<sup>26</sup> was jedoch einen sehr geringen Jahresdurchschnitt ausmachte, und auch in Bulgarien, wo sich das Nationaleinkommen zwischen 1926 und 1939 erhöhte, waren es weniger als 2 % jährlich.<sup>27</sup> In Polen verringerte sich dagegen, obwohl Projekte zur Gestaltung eines zentralen Industriereviers in Angriff genommen wurden, die den Bau von Kraftwerken, Waffenfabriken, Hüttenwerken, Werkzeugmaschinenbetrieben, Energieübertragungsanlagen und chemischen Fabriken umfaßten, die Industrieproduktion pro Kopf der Bevölkerung.<sup>28</sup>

In den letzten Jahren vor dem zweiten Weltkrieg und während des Krieges wurden in diesen Ländern einige Bereiche der Metallindustrie und der chemischen Industrie sowie die Rohstoffproduktion etwas stärker gefördert, um den Bedürfnissen des Krieges besser entsprechen zu können. In Bulgarien traf das beispielsweise auf den Schiffbau und die Baumaterialienproduktion zu.<sup>29</sup> Selbst wenn der aus solchen Investitionen resultierende Kapazitätszu-

22 Gastmann, B., Länderbericht Volksrepublik Rumänien, Berlin 1951, S. 21.

23 Rakowski, M. F., Die Außenpolitik der VR Polen, Warschau 1975, S. 64.

24 Faddejew, N. W., Der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe, Berlin 1975, S. 24.

25 Wirtschaftsgeographie der Rumänischen Volksrepublik, S. 57.

26 Ökonomische Geographie der Ungarischen Volksrepublik, S. 56.

27 Fünfundzwanzig Jahre ..., S. 32.

28 Iskra, W., Die industrielle Entwicklung in Polen, Warschau 1970, S. 12 f.

29 Buchta, B., Auf dem Wege zum RGW, Berlin 1979, S. 28.



wachs in bestimmtem Umfang auch für die industrielle Nachkriegsproduktion zur Verfügung stand, ergab sich daraus keine durchgreifende Verbesserung der materiell-technischen Grundlagen in den Volkswirtschaften. Im Gegenteil: Im Ergebnis des zweiten Weltkrieges hatten sich die materiell-technischen Bedingungen, die die Basis der sozialistischen Industrialisierung hätten bilden können, erheblich verschlechtert. Der Krieg hatte globale Verluste an sachlichen Produktivkräften, an wissenschaftlichen und kulturellen Werten gebracht und auch in der natürlichen Umwelt große Zerstörungen angerichtet.<sup>30</sup> Besonders schwer wogen die Verluste an Menschen. Allein die Sowjetunion, die die Hauptlast des Krieges zu tragen hatte, verlor 20 Mill. Bürger,<sup>31</sup> Polen 6 Mill. oder 20 % seiner Bevölkerung.<sup>32</sup>

Die barbarische Kriegführung der faschistischen Armeen und ihr sinnloser Widerstand gegen den Vormarsch der Roten Armee hatten zur Folge, daß in Osteuropa die Kriegsverluste pro Einwohner wesentlich größer als in den west- und nordeuropäischen Staaten waren. Sie betragen in Großbritannien z. B. 134 Dollar, in Belgien 271 Dollar, in Norwegen 430 Dollar, in Frankreich 512 Dollar - in Polen jedoch 703 Dollar.<sup>33</sup> Die Kriegsschäden pro Einwohner waren demnach in Polen über 5mal höher als in Großbritannien.

Die Ausgangsbedingungen und Voraussetzungen der Industrialisierungstendenzen wurden jedoch nicht allein durch das Ausmaß der direkten Kriegsschäden bestimmt. Auf diese wirkten auch die ökonomischen Aspekte der politischen Nachkriegsergebnisse ein. So war die Wiedergeburt des polnischen Staates auf einem nach dem Westen verschobenen Territorium mit einer Stärkung seiner industriellen Potenzen verbunden. Das kompensierte teilweise das Absinken der Produktion infolge der Kriegszerstörungen.<sup>34</sup> Zu warnen ist jedoch vor einer pauschalen Überbewertung dieses Zuwachses der industriellen Potenzen, weil die Integration dieser Gebiete in die Volkswirtschaft Polens, der Aufbau neuer Verkehrsanlagen, die Bereitstellung der erforderlichen Arbeitskräfte zunächst bedeutende Investitionen verschlang. In den ersten Nachkriegsjahren waren das immerhin 30 % der Gesamtinvestitionen Polens.<sup>35</sup> Eine positive Wirkung konnte sich folglich erst nach einem längeren Zeitraum ergeben.

Einfluß auf die Industrialisierungstendenzen übten auch die Reparationen aus, die Ungarn, Bulgarien und Rumänien auf der Grundlage der Waffenstillstandsabkommen bzw. der Friedensverträge von 1947 zu zahlen hatten. Durch die Reparationen sollte ein Teil der von den faschistischen Aggressoren verursachten, direkten materiellen Schäden, die allein in der UdSSR z. B. 679 Mrd. Rubel oder 128 Mrd. Dollar betragen, wiedergutmacht werden.<sup>36</sup> Ihre Höhe begründete sich jedoch nicht, wie im Friedensvertrag von Versailles, auf einer abstrakten Schuldfeststellung, sondern auf einer präzisen Charakterisierung der Rolle des jeweiligen Staates im faschistischen Raubkrieg und der daraus abgeleiteten Verantwortung für die Folgen des Krieges. Das war

30 Auf die Darstellung des Zerstörungsgrades der Wirtschaften im einzelnen soll an dieser Stelle verzichtet werden. In der einschlägigen Literatur sind dazu Angaben zu finden. Von neuesten Publikationen wären zu nennen: Faddejew, Der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe; Barthel, H., Die wirtschaftlichen Ausgangsbedingungen der DDR, Berlin 1979; Buchta, Auf dem Wege zum RGW.

31 Geschichte der KPdSU, Berlin 1971, S. 651.

32 Iskra, S. 15.

33 Ebenda, S. 14.

34 Ebenda, S. 15; Buchta, S. 25.

35 Die wirtschaftliche Entwicklung der West- und Nordgebiete Polens, Warschau 1961, S. 36 ff.

36 Graefrath, B., Zur Geschichte der Reparationen, Berlin 1954, S. 118.

etwas völlig Neues.<sup>37</sup> Rumänien war zur Zahlung von Reparationen an die Sowjetunion in Höhe von 300 Mill. Dollar und Ungarn in Höhe von 200 Mill. Dollar verpflichtet. Das war im Vergleich zu den direkten Kriegsschäden außerordentlich wenig. Ungarn zahlte an Griechenland und die Tschechoslowakei Reparationen im Werte von je 50 Mill. Dollar, Bulgarien an Griechenland 45 Mill. Dollar und an Jugoslawien 25 Mill.<sup>38</sup> Die Friedensverträge mit Ungarn, Bulgarien und Rumänien sahen als Form der Reparationsleistungen ausschließlich Warenlieferungen vor, z. B. Maschinenausrüstungen, Schiffe, Getreide, Erzeugnisse der Grundstoff- und der verarbeitenden Industrie, Ölprodukte, Nutzholz.<sup>39</sup> Dieser Charakter der Reparationen führte dazu, daß in der unmittelbaren Nachkriegszeit an die Schwerindustrie entsprechende Anforderungen gestellt wurden, daß der Wiederherstellung der Kapazität und ihrer Erweiterung große Aufmerksamkeit geschenkt wurde.<sup>40</sup> Für diese Reparationsleistungen aus der laufenden Produktion stellte die UdSSR in vielen Fällen notwendige Rohstoffe und Materialien zur Verfügung. Das erleichterte die Ingangsetzung der Wiederherstellung und die Schaffung neuer Kapazitäten. Dennoch bedeutet die Erfüllung der Reparationsverpflichtungen eine Belastung der Volkswirtschaften.<sup>41</sup> Die auf Bitten der volksdemokratischen Regierungen durch die Sowjetunion gewährten Erleichterungen für die Reparationszahlungen stellten deshalb eine besonders wirksame Hilfe für den politischen und ökonomischen Neuaufbau dar, die vom Geist des proletarischen Internationalismus getragen war. Die Sowjetunion stimmte in den Jahren 1946 und 1947 gegenüber Ungarn und Rumänien der Stundung von Reparationen zu bzw. verlängerte die Zahlungsfristen von 6 auf 8 Jahre. Im Juni 1948 ermäßigte sie die noch zu leistenden Reparationen um ca. 50 %, d. h. um 70 bis 75 Mill. Dollar.<sup>42</sup> Eine Neubewertung der von Ungarn bis 1947 bereits gezahlten Reparationen führte zu einer Verringerung der Reparationssumme um 12 Mill. Dollar.<sup>43</sup> Mit diesen Maßnahmen sowie durch die Rückführung großer Teile des in Deutschland befindlichen Eigentums Bulgariens, Ungarns und Rumäniens nach dem Abschluß der Friedensverträge von 1947 verbesserten sich die materiellen und finanziellen Bedingungen des Wiederaufbaus der kriegszerstörten Wirtschaften dieser Länder.<sup>44</sup>

Einzuzuordnen in die Voraussetzungen und Ausgangsbedingungen des Wiederaufbaus und der Industrialisierungstendenzen der europäischen RGW-Länder sind auch die umfangreichen Bevölkerungsbewegungen in der Nachkriegszeit.

Auf der Grundlage des Potsdamer Abkommens<sup>45</sup> wurden ca. 3,6 Mill. Deutsche aus den West- und Nordgebieten des polnischen Staates ausgesiedelt,

37 Ebenda, S. 109 f.

38 Alle Angaben: ebenda, S. 114.

39 Vgl. dazu: Handbuch der Verträge 1871 - 1964, Berlin 1968, S. 421, 423, 426.

40 Szakács, S., Die wirtschaftliche Entwicklung der Ungarischen Volksrepublik = Studien zur Wirtschaftsgeschichte sozialistischer Länder, H. 4, hg. v. L. Baar, Berlin 1975, S. 20.

41 Ebenda, S. 14. - Zur Rolle der Reparationen in der DDR vgl. Baar, L., Zu den Ausgangsbedingungen des ökonomischen Aufbaus der DDR, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Ökonomie, 2/1966; Barthel, S. 99 ff.; Geschichte der SED, S. 149.

42 Graefrath, S. 125 f.

43 Ebenda, S. 126; Buchta, S. 58. - Buchta macht in Anm. 140 aufmerksam, daß Jugoslawien 1947, anläßlich des Abschlusses des jugoslawisch-bulgarischen Freundschafts- und Beistandspaktes auf die bulgarischen Reparationen verzichtete.

44 Buchta, S. 40.

45 Vgl. Mitteilung über die Berliner Konferenz der drei Mächte ..., in: Teheran - Jalta - Potsdam. Dokumentensammlung, Moskau 1978, S. 430.

und in diesen Gebieten wurde jene Polen eine neue Heimat geschaffen, die bisher in den östlichen Regionen bzw. in Zentralpolen gelebt hatten.<sup>46</sup> Auch aus dem Ausland zurückkehrende Polen bauten sich in diesen Territorien eine neue Existenz auf. In den Jahren 1945/46 wurde die deutsche Bevölkerung aus der ČSR ausgesiedelt, und auch zwischen der ČSR und Ungarn fand ein Bevölkerungsaustausch statt. Im Zuge der Aussiedlung verließen fast 3 Mill. Menschen das Territorium der ČSR, während demgegenüber bis 1955 173 000 ehemalige Auswanderer und deren Nachkommen aus der UdSSR, Polen, Ungarn, Rumänien und Österreich wieder in die ČSR zurückkehrten.<sup>47</sup> Diese Bevölkerungsbewegungen erforderten eine rasche Bereitstellung von Wohnraum und Arbeitsplätzen sowie weitere Maßnahmen zur sozialen Integration. Das Anknüpfen neuer sozialer Beziehungen zwischen den Menschen war auch deshalb kompliziert, weil nicht schlechthin eine Bevölkerungswanderung erfolgte, sondern auch die Urbanisierungsprozesse verstärkt wurden. In Polen z. B. stieg zwischen 1946 und 1950 der Anteil der Stadtbevölkerung von 31,8 % auf 39,0 %.<sup>48</sup> Ebenso erhöhte sich in Rumänien, der Tschechoslowakei und geringfügig in Ungarn zwischen dem Vorkriegszeitraum und 1950 der Anteil der Stadtbevölkerung.<sup>49</sup>

Kriegszerstörungen und Kriegsverluste sowie die ökonomischen Wirkungen der politischen Nachkriegslösungen fanden ihre zusammenfassende Widerspiegelung im Niveau der Industrieproduktion, das 1945 weit unter dem Vorkriegsstand lag. 1944 wurden z. B. in Rumänien nur ca. 40 % des Vorkriegsstandes der Industrieproduktion erreicht, in Ungarn ca. 33 %. Bulgarien produzierte 1945 ca. 64 % der Industrieproduktion von 1938.<sup>50</sup> Andere Quellen verweisen für Bulgarien auf eine Industrieproduktion von 90 % des Standes von 1939 (ohne lokale Industrie).<sup>51</sup>

Starke Zerstörungen mußten auch in der polnischen Industrie überwunden werden. Der Stand der Industrieproduktion erreichte 1946 erst 86 % von 1937.<sup>52</sup>

Zeigen bereits diese Zahlen die schweren Auswirkungen des zweiten Weltkrieges auf die industriellen Kapazitäten der späteren volksdemokratischen Länder, so werden sie noch deutlicher, wenn wir beachten, daß sich zwischen 1938 und 1946 die Weltindustrieproduktion um 10 % erhöht hatte. Sie stieg in dieser Zeit in den USA um 95 %, in Kanada um 59 % und in Schweden um 35 %.<sup>53</sup>

46 Polen, Warschau 1974, S. 241.

47 Blažek, M., Ökonomische Geographie der Tschechoslowakischen Republik, Berlin 1959, S. 48.

48 Kleines Statistisches Jahrbuch Polens, 1974, Warszawa 1974, S. 15.

49 Die europäischen sozialistischen Länder in Zahlen, S. 27. - (Vorkriegszeitraum: Rumänien, ČSR, Ungarn jeweils 1930.)

50 Buchta, S. 25.

51 Taschenbuch über die Volksdemokratien, Berlin 1953, S. 43.

52 Ebenda, S. 95.

53 Buchta, S. 26. - Ein Zuwachs der Industrieproduktion dieser drei Länder, allerdings nicht in dieser Höhe, wird auch ausgewiesen in Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland, 1952, Stuttgart/Köln 1952, S. 41. - Angaben zur Entwicklung des Nationaleinkommens finden sich bei: Roesler, J., Wiederherstellung der Volkswirtschaft, in: Handbuch Wirtschaftsgeschichte, Bd. 2, Berlin 1981, S. 1048.

### 3. Wiederherstellung der Volkswirtschaft und Industrialisierungstendenzen

Für die Wiederherstellung der Volkswirtschaften besaß die Überwindung der Kriegszerstörungen in der Industrie, neben dem Neuaufbau in der Landwirtschaft und der Ingangsetzung des Verkehrswesens, eine außerordentlich große Bedeutung.<sup>54</sup>

Durch den Prozeß des ökonomischen Wiederaufbaus, der mit revolutionären Veränderungen in den Produktions- und Eigentumsverhältnissen verknüpft war, wurde der Kreislauf zwischen der Produktion von Produktionsmitteln und Konsumgütern, zwischen Industrie und Landwirtschaft, zwischen Produktion und Zirkulation, zwischen Binnen- und Außenhandel wieder geschlossen. Insofern wurden unmittelbare Voraussetzungen für den späteren Industrialisierungsprozeß geschaffen. Zugleich begann ein struktureller Wandel der Volkswirtschaften, der sich auf der Grundlage des Übergangs zu einer planmäßigen Wirtschaftsleitung sowohl in den Veränderungen der Erzeugnisstrukturen, mehr jedoch noch in der Investitionspolitik jener Jahre zeigte. Bereits in dieser Phase der wirtschaftlichen Entwicklung wurden Elemente der Industrialisierung sichtbar.

Mit diesen Tendenzen verbundene soziale Aspekte ergaben sich aus der notwendigen qualitativen Weiterentwicklung der Industriearbeiter, deren Anzahl auch durch den Zugang vieler ehemaliger Angehöriger nichtproletarischer Klassen und Schichten wuchs. Besonders deutlich zeigte sich dieser soziale Prozeß in der Entwicklung des Wettbewerbs.<sup>55</sup>

Der Übergang zu einer stärkeren Berücksichtigung der künftigen Industrialisierungserfordernisse im Prozeß der Wiederherstellung der Volkswirtschaft konnte allerdings erst erfolgen, nachdem die Sicherung der elementarsten Lebensbedürfnisse der Bevölkerung erreicht war und erste Ergebnisse bei der Schaffung neuer Leitungsorgane und beim Neuaufbau des Währungs- und Finanzsystems sichtbar wurden. Die politische Macht der Arbeiterklasse mußte bereits gefestigt sein. Obwohl dies in den einzelnen Ländern nicht synchron erfolgte, kristallisiert sich für den Übergang zu den ersten Industrialisierungstendenzen unter den neuen Produktionsverhältnissen das Jahr 1947 heraus. Er erfolgte damit in Verbindung mit den Beschlüssen über die ersten längerfristigen Wirtschaftspläne. Das waren Dreijahrespläne in Ungarn und Polen (1947 bis 1949) sowie ein Zweijahresplan in Bulgarien (1947/48).<sup>56</sup> Rumänien leitete diese ersten Industrialisierungstendenzen mit den Jahresplänen 1949 und 1950 ein.<sup>57</sup>

54 Zur Darstellung der Prozesse der Wiederherstellung im einzelnen vgl. Baar, L., Die revolutionär-demokratische Umgestaltung und die Wiederherstellung der Volkswirtschaft in den sozialistischen Ländern Europas (1944/45 - 1948/49) = Lehrbriefe Wirtschaftsgeschichte sozialistischer Länder, H. 3, Dresden o. J. (1980); Roesler, Wiederherstellung der Volkswirtschaft, S. 1044 ff.

55 Ebenda, S. 1045; Sujew, F., Die Arbeiterklasse und die Gewerkschaften im Volksdemokratischen Polen, Berlin 1956; Zápotocký, A., Die tschechoslowakischen Gewerkschaften im Kampf um den Sozialismus, Berlin 1956, S. 96, 112 ff.; Falk, W., (unter Mitarb. v. Barthel, H.), Kleine Geschichte einer großen Bewegung, Berlin 1966; Dimitroff, G., Ausgewählte Schriften, Bd. 3, Berlin 1958, S. 466 ff.

56 Vgl. dazu: Roesler, J., Die Entwicklung der Leitung und Planung der Volkswirtschaft in den sozialistischen Ländern Europas = Lehrbriefe Wirtschaftsgeschichte sozialistischer Länder, H. 6, Dresden o. J. (1980), S. 18 f.

57 Gastmann, S. 10.



Ausgehend von den in den Plänen gestellten Aufgaben, wurden diese oft als "Wiederherstellungspläne" bezeichnet. Das ist sicher richtig. Genauso richtig ist aber auch, daß sich besonders in der Verteilung der Investitionen die künftige Industrialisierung andeutet. Bei der Charakterisierung des bulgarischen Plans wurde dies sogar als die "zweite Aufgabe" bezeichnet. In seinem Bericht vor dem II. Kongreß der Vaterländischen Front am 2. Februar 1948 stellte Georgi Dimitroff fest: "Im Wirtschaftsplan haben wir zwei Hauptaufgaben gestellt. Die erste Aufgabe ist die Überwindung der hinterlassenen Schwierigkeiten und die Behebung der Kriegszerstörungen. Die zweite Aufgabe ist die Einleitung der rascheren Industrialisierung unseres Landes."<sup>58</sup>

Die Inangriffnahme dieser Industrialisierung zeigte in Bulgarien bereits 1947 erste Ergebnisse. Der Bau schwerindustrieller Betriebe wurde forciert fortgesetzt, vor allem in der chemischen Industrie und in der Baumaterialienindustrie.<sup>59</sup> Der Anteil der für den Neubau von Industriebetrieben eingesetzten Investitionen an den Gesamtinvestitionen betrug dabei 1947/48 ca. 20 bis 24 %.<sup>60</sup> Im Ergebnis dieser Investitionspolitik veränderte sich nicht nur die ökonomische Struktur der bulgarischen Industrie, weil der Anteil der Produktionsmittelproduktion von 22,6 % im Vorkriegszeitraum auf 36,7 % im Jahre 1948 anstieg.<sup>61</sup> Auch die Erzeugnisstruktur der Industrie entwickelte sich progressiv. Bisher nicht produzierte Güter, wie z. B. Elektromotoren und Landmaschinen, wurden zum Bestandteil der Fertigungsprogramme in der Industrie.<sup>62</sup>

In Polen waren mit Inangriffnahme des Dreijährplanes von 1947 bis 1949 ähnliche Tendenzen erkennbar. So stieg der Investitionsanteil von Industrie, Bergbau und Handwerk an den Gesamtinvestitionen von 1946 zu 1947 von 29,1 % auf 35,4 % und erhöhte sich 1948 auf 36,2 %. Dieses Niveau wurde im Jahre 1949 beibehalten. Wie aus Tab. 4 hervorgeht, war der Anstieg mit einer Verringerung der Anteile der Landwirtschaft sowie des Post- und Fernmeldewesens verbunden.

Die Investitionsverteilung in der Volkswirtschaft ist allerdings nur ein globaler Maßstab für vorhandene Industrialisierungstendenzen in der ersten Etappe der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus. Sie werden noch deutlicher, wenn die Gliederung der Investitionen in der Industrie näher beleuchtet wird, vor allem unter dem Blickwinkel der realisierten Investitionen für den Neubau. Das spiegelte sich z. B. im polnischen Dreijährplan deutlich wider. Der Plan sah für das Jahr 1949 ca. 28 % der Industrieinvestitionen für den Neubau und die Erweiterung, ca. 11,7 % für die Wiederherstellung, 52,5 % für Rekonstruktionsarbeiten und 7,8 % für Generalüberholungen vor. Dabei betrug aber der Anteil der Neuinvestitionen im Bereich der Energiewirtschaft 38,5 %, der Erdölwirtschaft 62,4 %, der Elektrotechnik 54 %.<sup>63</sup> Hier wird eine sichtbare Förderung der Bereiche erkennbar, die für den weiteren industriellen Fortschritt grundlegende Bedeutung besaßen. Dennoch wurden auch innerhalb der Leichtindustrie hohe Anteile an den Neuinvestitionen ausgewiesen. So in der Textilindustrie 40,9 %, in der Bekleidungsindustrie 65,8 %, in der Holzindustrie 59 %.<sup>64</sup> Natürlich gilt es zu berücksichtigen, daß die ausgewiesenen Anteilsgrößen der Neuinvestitionen eine genaue Aussage über den Industrialisierungstrend deshalb nicht erlauben, weil absolute Angaben zu den Investitionen in der Industrie und in den Industriezwei-

58 Vgl. Dimitroff, S. 457.

59 Ebenda, S. 458.

60 Ebenda, S. 459, 466.

61 Fünfundzwanzig Jahre ..., S. 100.

62 Für dauerhaften Frieden, für Volksdemokratie, 10. 3. 1950, S. 1.

63 Keck, A., Länderbericht Polen, Berlin 1951, S. 37.

64 Ebenda.

## Verteilung der Investitionen nach Volkswirtschaftszweigen in der VR Polen 1946 bis 1949

Bereich	Investitionsanteil in %			
	1946	1947	1948	1949 <sup>+</sup>
Industrie, Bergbau und Handwerk	29,1	35,4	36,2	36,1
Land- und Forstwirtschaft, Fischfang	15,6	15,9	12,9	12,4
Verkehr, Post- und Fernmeldewesen	40,7	27,5	24,9	18,9
Warenverkehr	1,2	2,2	4,7	5,2
Sozialwesen (Unterricht, Kultur, Gesundheitswesen, Sozialfürsorge)	5,0	6,4	7,7	8,5
Wohnungsbau	4,3	8,5	9,2	8,4
Verwaltungsbauten	2,9	3,0	3,0	2,1
Kommunalbauten	1,2	1,1	1,4	5,4

+ Plan. Die sozialen Aufwendungen aus den Volkswirtschaftszweigen Industrie, Landwirtschaft, Verkehr, Warenverkehr wurden in den Bereich Sozialwesen übertragen.

Quelle:

Taschenbuch über die Volksdemokratien, Berlin 1951, S. 94.

gen Polens nicht vorliegen. Unverkennbar ist aber, daß die Produktion von Produktionsmitteln in der Industrie im Verlaufe des Dreijahrplanes bedeutend schneller als die Produktion von industrieller Konsumgütern stieg und 1949 bereits einen Anteil von 59 % erreichte. (Vgl. Tab. 5.)

## Tabelle 5

## Prozentualer Anteil der Produktion von Produktionsmitteln und von Konsumgütern an der Industrieproduktion Polens (1937 bis 1949)

	1937	1946	1949
Produktionsmittel	47	55	59
Konsumtionsmittel	53	45	41

Quelle:

Keck, A., Länderbericht Polen, Berlin 1951, S. 14.

Auch im ungarischen Dreijahrplan von 1947 bis 1949 war die Industrie der Bereich mit den absolut und relativ höchsten Investitionen. Im Unterschied zu Polen waren allerdings die Investitionen zwischen Industrie und Landwirtschaft fast ausgeglichen. (Vgl. Tab. 6.)

Die Entwicklungslinien innerhalb der Industrie waren in Ungarn von Anfang an auf eine besondere Förderung der Schwerindustrie gerichtet. Dies wurde in den unmittelbaren Nachkriegsmonaten durch die Bedürfnisse des antifa-

## Investitionen im Dreijahrplan Ungarns 1947 bis 1949

Zweig	Investitionen in Mrd. Forint	in %
Industrie	3,25	31,6
Landwirtschaft	2,99	29,0
Verkehr	1,96	19,0
Wohnungsbau, Kultur, Sozialwesen	1,84	17,9
Handel	0,26	2,5

Quelle:

Taschenbuch über die Volksdemokratien, Berlin 1951, S. 254.

schistischen Krieges und die Verpflichtungen zur Wiedergutmachung hervorgerufen.<sup>65</sup>

Die Wiederherstellung der Industrie verlief folglich mit inneren Strukturverschiebungen, die den Industrialisierungstendenzen der anderen osteuropäischen RGW-Länder ähnelten. Im Zeitraum 1947/48 wurde der Vorkriegsstand der Industrieproduktion im Bergbau, im Hüttenwesen, im Maschinenbau und in der Metallverarbeitung sowie in der Energieerzeugung teilweise erheblich überschritten, während die Zweige der Leicht- und Lebensmittelindustrie darunter blieben.

Auch die Chemieindustrie erreichte den Vorkriegsstand 1947/48 nicht.<sup>66</sup>

Im Ergebnis dieses unterschiedlichen Wachstums der einzelnen Zweige erhöhte sich der Anteil der Schwerindustrie an der industriellen Produktion von 37,5 % 1938 auf 64,6 % 1949. Der Anteil der Leichtindustrie ging im gleichen Zeitraum von 41,3 % auf 26,0 % zurück und der der Nahrungsmittelindustrie von 21,2 % auf 9,4 %.<sup>67</sup>

In Rumänien wurde die Verstärkung der Industrialisierungstendenzen im Zusammenhang mit dem Übergang zu den Volkswirtschaftsplänen 1949 und 1950 deutlich. Der Anteil der Industrie an den Investitionen erhöhte sich. (Vgl. Tab. 7.)

Aus Tab. 7 geht hervor, daß auch in Rumänien, ähnlich wie in Polen, der verstärkte Industrialisierungstrend mit einer Verringerung des Anteils der Landwirtschaftsinvestitionen verbunden war. Für den späteren Übergang zur beschleunigten sozialistischen Industrialisierung ist diese unterschiedliche Entwicklung der Investitionsanteile von Industrie und Landwirtschaft nicht nur günstig einzuschätzen. Bereits an anderer Stelle wurde darauf verwiesen, daß das niedrige Ausgangsniveau der Landwirtschaft den Industrialisierungsprozeß in den 50er Jahren hemmte,<sup>68</sup> und die Verringerung der Investitionsanteile der Landwirtschaft am Ende dieser Periode hat die Überwindung ihres niedrigen Ausgangsniveaus nicht erleichtert. Allein durch die Veränderung der Produktionsverhältnisse, die sozialistische Umgestaltung

65 Szakács, S. 20.

66 Ebenda, S. 22.

67 Ökonomische Geographie der Ungarischen Volksrepublik, S. 65.68 Laschke, M., Investitions- und Rohstoffprobleme während der sozialistischen Industrialisierung in den europäischen RGW-Ländern in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, in: JWG, 1/1980, S. 56.

## Investitionsverteilung in der Volkswirtschaft Rumäniens 1949 und 1950

	1949		1950	
	in Mrd. Lei	in %	in Mrd. Lei	in %
Gesamt	82,0	100	145,0	100
davon:				
Industrie und Bergbau	38,7	47,2	72,8	50,2
Bauwesen	1,4	1,7	7,5	5,2
Verkehr	17,4	21,2	22,3	15,4
Land- und Forst- wirtschaft	7,7	9,4	9,6	6,6
Handel	-	-	2,5	1,7
Kultur	9,2	11,2	14,6	10,1
Verwaltung	7,6	9,3	15,7	10,8

Quelle:

Gastmann, B., Länderbericht Volksrepublik Rumänien, Berlin 1951, S. 13.

der Landwirtschaft, war ein Ausgleich der ökonomischen Wirkungen der dargestellten Investitionsverteilung nicht möglich. Der vorhandene Widerspruch zwischen der fortschrittlichen Produktionsform und der ungenügend entwickelten materiell-technischen Basis konnte deshalb nur schrittweise gelöst werden,<sup>69</sup> was sich ungünstig auf die Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktion auswirkte.<sup>70</sup>

Im Prozeß der Umsetzung des rumänischen Volkswirtschaftsplanes für das Jahr 1949 wurden bereits zahlreiche Projekte einer Industrialisierung in Angriff genommen, und diese Tendenzen verstärkten sich 1950 weiter.

Schwerpunkte der Investitionen in der Industrie waren die Metallurgie und der Bergbau. Der Anteil beider Bereiche an den industriellen Investitionen betrug 78,1 % (30,2 Mrd. Lei) 1949 und 89,2 % (65 Mrd. Lei) 1950.<sup>71</sup>

Bereits im Jahre 1949 wurde in Rumänien die Werkzeugmaschinenproduktion von 1938 überschritten und die Produktion einer Reihe neuer Erzeugnisse aufgenommen. Dazu gehörten Dieselmotoren mit 190 PS, Hydroturbinen, Textilmaschinen, Pumpen, Schmiedehämmer, Dampfkessel, Traktoren. 1949 wurde der erste rumänische Mähdrescher produziert.<sup>72</sup>

Insgesamt waren in allen Ländern die dargestellten strukturellen Verbesserungen der Industrieproduktion zugleich mit ihrem quantitativen Wachstum verbunden; und mit der Erfüllung und teilweisen Übererfüllung der grundsätzlichen Zielstellungen der Wiederherstellungspläne hatten die volkdemokratischen Staaten 1948 bis 1950 ein industrielles Produktionsniveau erreicht, das dem der Vorkriegszeit entsprach und es teilweise überschritt. Das war ein bedeutendes Ergebnis des Aufbauwillens und der opferreichen Arbeit der

69 Hauk, R., Die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus, Berlin 1977, S. 96.

70 Sozialistisches Weltwirtschaftssystem, Bd. 1: Die Entstehung des sozialistischen Weltwirtschaftssystems, Berlin 1967, S. 211 f.

71 Gastmann, S. 25.

72 Ebenda, S. 13.

Werkstätten der einzelnen Länder. War auf dieser Grundlage und in Übereinstimmung mit dem Prozeß der revolutionären Veränderungen der Produktionsverhältnisse damit die Lebensfähigkeit der Volkswirtschaften wiederhergestellt, so war es andererseits weder angestrebt noch möglich, einen grundsätzlichen Strukturwandel der Volkswirtschaften zu erreichen. Das niedrige ökonomische Niveau dieser Länder und ihre einseitigen Volkswirtschaftsstrukturen waren noch nicht überwunden. Gebieterisch verlangten jedoch die neuen Produktionsverhältnisse eine qualitativ neue materiell-technische Basis. Um sie zu schaffen, war es erforderlich, die eingeleiteten Strukturveränderungen der Industrie konsequent weiterzuführen und den Übergang zu einer beschleunigten Industrialisierung zu vollziehen. Dieser Prozeß wurde mit den ersten Fünfjahrplänen Ende der 40er/Anfang der 50er Jahre eingeleitet, und er war ein wichtiger Bestandteil der neuen Etappe in der gesellschaftlichen Entwicklung der europäischen RGW-Länder, der Etappe der Schaffung der materiell-technischen Basis des Sozialismus.

Die Welt begann weniger Jahre als in den Grundfesten erschüttert worden. Hatten die herrschenden Klassen der kriegsführenden Länder ihre Völker unter dem Vorwand mobilisiert, sie hätten Götter und Werte gegen den Ansturm des Feindes zu verteidigen, so stand sie vor der Aufgabe der Arbeiter vor dem Scheitern ihrer Politik. Sie die zuvor in der Geschichte der Kapitalismus waren die stärksten Klassen in Bewegung geraten und vorantrieben, das Joch der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abzuschütteln. Russland war das erste Land der imperialistischen Machte mit dem Sieg der Oktoberrevolution 1917. In der Zwischenzeit, wenigstens die Mächtigen nicht daran glaubten, daß dies von Dauer sein könnte, daß Arbeiter und Bauern so tatsächlich fertigbrachten, verabschieden, sich gegen eine Welt von Feinden zu behaupten. Der Paroxysmus sprang über die Revolution der Volksmassen bedeutet die Herrschaft der Kapitalisten und Grundgrundbesitzer der unterliegenden Klasse. Aber auch die Siegerstaaten waren mit ökonomischen, politischen und sozialen Problemen konfrontiert, die ihre Position mindestens als gefährdet erscheinen lassen.

Ein Hauptfeld sozialer und wirtschaftlicher Bewegungen des ersten Nachkriegsjahres war in Deutschland wie in Großbritannien der Kohlenbergbau. Der Kampf der Bergarbeiter um Selbstbestimmung, Kontrolle der Produktion, Nationalisierung, Sozialisierung zeigte, daß in dem Kampf nach der neuen Klasse, insbesondere um die Frage ging, in wessen Händen die Verfügungsgewalt über den Kohlenbergbau liegen sollte, ob dieser weiter von privaten Unternehmern und Aktionären, Grundbesitzern und Bodenspekulanten beherrscht oder in gesellschaftlichen Interessen genutzt werden sollte, so unterschiedlich die Vorstellungen dazu auch gewesen sein mögen. Diese Bewegungen trafen das kapitalistische Wirtschaftssystem an einer besonders empfindlichen Stelle und veranlaßten die herrschenden Klassen, alle Register zur Aufrechterhaltung ihrer herrschenden Macht zu ziehen und durch eine Kombination von Unterdrückungsmaßnahmen, Zugeständnissen und Manipulation wieder zu einem Minimum an gesellschaftlich-ökonomischer Stabilität zurückzufinden. Die Ausgangspunkte in beiden Ländern unterschieden sich stark voneinander, insbesondere auch durch die unterschiedliche Position, in der sie sich am Ende des ersten Weltkrieges befanden. Ebenso aber zeigen sich viele Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten, die eine vergleichende Betrachtung als reichhaltig und lehrreich erscheinen lassen.

In Deutschland wie in Großbritannien hatte sich der Kohlenbergbau durch die Industrialisierung im 19. Jh. zu einer Schlüsselindustrie entwickelt. Ein kontinuierliches Wachstum der Kohlenförderung war die Grundvoraussetzung für das weitere Wachstum der gesamten Industrie. In Großbritannien hatte der Kohlenbergbau im 18. und 19. Jh. eine ständige Zuwachsrate, zunächst steigend bis 1847, danach bis 1913 abnehmend, aber ohne einen signifikanten



## Bergarbeiterbewegungen in Deutschland und Großbritannien 1914 bis 1919

von Dieter Baudis

Im Verlaufe des ersten Weltkrieges war die vor seinem Ausbruch scheinbar so stabile bürgerlich-kapitalistische Welt binnen weniger Jahre bis in ihre Grundfesten erschüttert worden. Hatten die herrschenden Klassen der kriegführenden Länder ihre Völker unter dem Vorwand mobilisiert, die heiligsten Güter und Werte gegen den Ansturm des Feindes zu verteidigen, so standen sie am Ausgang des Krieges vor dem Scherbenhaufen ihrer Politik. Wie nie zuvor in der Geschichte des Kapitalismus waren die unterdrückten Klassen in Bewegung geraten und versuchten, das Joch der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abzuschütteln. Rußland war aus dem Kreis der imperialistischen Mächte mit dem Sieg der Oktoberrevolution 1917 ausgeschieden, wenngleich die Mächtigen nicht daran glaubten, daß dies von Dauer sein könnte, daß Arbeiter und Bauern es tatsächlich fertigzubringen vermochten, sich gegen eine Welt von Feinden zu behaupten. Der Funke sprang über; die Revolution der Volksmassen bedrohte die Herrschaft der Kapitalisten und Großgrundbesitzer der unterlegenen Mächte. Aber auch die Siegerstaaten waren mit wirtschaftlichen, politischen und sozialen Problemen konfrontiert, die ihre Position mindestens als gefährdet erscheinen ließen.

Ein Hauptfeld sozialer und revolutionärer Bewegungen des ersten Nachkriegsjahres war in Deutschland wie in Großbritannien der Kohlenbergbau. Der Kampf der Bergarbeiter um Mitbestimmung, Kontrolle der Produktion, Nationalisierung, Sozialisierung zeigte, daß es dem Wesen nach bei dieser Klassenauseinandersetzung um die Frage ging, in wessen Händen die Verfügungsgewalt über den Kohlenbergbau liegen sollte, ob dieser weiter von privaten Unternehmern und Aktionären, Grundbesitzern und Bodenspekulanten beherrscht oder im gesellschaftlichen Interesse genutzt werden sollte, so unterschiedlich die Vorstellungen dazu auch gewesen sein mögen. Diese Bewegungen trafen das kapitalistische Wirtschaftssystem an einer besonders empfindlichen Stelle und veranlaßten die herrschenden Klassen, alle Register zur Aufrechterhaltung ihrer bedrohten Macht zu ziehen und durch eine Kombination von Unterdrückungsmaßnahmen, Zugeständnissen und Manipulierung wieder zu einem Minimum an gesamtgesellschaftlicher Stabilität zurückzufinden. Die Ausgangspunkte in beiden Ländern unterschieden sich stark voneinander, insbesondere auch durch die unterschiedliche Position, in der sie sich am Ende des ersten Weltkrieges befanden. Ebenso aber zeigen sich viele Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten, die eine vergleichende Betrachtung als reizvoll und lohnend erscheinen lassen.

In Deutschland wie in Großbritannien hatte sich der Kohlenbergbau durch die Industrialisierung im 19. Jh. zu einer Schlüsselindustrie entwickelt. Ein kontinuierliches Wachstum der Kohleförderung war die Grundvoraussetzung für das weitere Wachstum der gesamten Industrie. In Großbritannien hatte der Kohlenbergbau im 18. und 19. Jh. eine ständige Zuwachsrate, zunächst steigend bis 1847, danach bis 1913 absinkend, aber ohne einen, zumindest

länger anhaltenden, Produktionsrückgang.<sup>1</sup> Der Anteil des Kohlenbergbaus an der gesamten Industrieproduktion hatte sich im Verlaufe eines Jahrhunderts mehr als verdoppelt; er stieg von 6,9 in der Periode von 1801 bis 1830 (gesamte Industrie = 100) auf 14,9 in der Periode von 1891 bis 1913.<sup>2</sup> Damit stand der Kohlenbergbau mit beträchtlichem Abstand zu Eisen- und Stahlwaren, Maschinen und Werkzeugen an der Spitze aller Industriezweige. "King Coal is paramount Lord of Industry" im Frieden wie im Krieg, sagte David Lloyd George, zu dieser Zeit Leiter des neugebildeten Ministry of Munitions, auf der National Mining Conference in London am 29. Juli 1915.<sup>3</sup> Die Förderung erhöhte sich von 205 Mill. t im Jahre 1897 auf 292 Mill. t im Jahre 1913, d. h. um 42 %.<sup>4</sup> Allerdings verlor Großbritannien Ende des 19. Jh. seine Position als größter Kohleproduzent der Welt: Bereits 1899 wurde es von den Vereinigten Staaten von Amerika überflügelt.

Als weiterer ernsthafter Konkurrent kündigte sich in dieser Zeit das Deutsche Reich an, wo sich die Kohleförderung in den Jahren von der Jahrhundertwende bis zum ersten Weltkrieg äußerst dynamisch entwickelte. Die Förderung von Steinkohle - in England auch die wahre, echte Kohle (true coal) genannt - erhöhte sich hier von 91 Mill. t 1897 auf 190 Mill. t 1913<sup>5</sup> und stieg damit um 109 %, die Braunkohlenförderung im gleichen Zeitraum von 29 Mill. auf 87 Mill. t, d. h. um 200 %<sup>6</sup>. Großbritannien blieb aber bis zum ersten Weltkrieg mit noch beträchtlichem Abstand vor Deutschland und den Vereinigten Staaten der größte Kohleexporteur der Welt. In Deutschland und Großbritannien bestanden hinsichtlich der Konzentration des Steinkohlenbergbaus erhebliche Unterschiede. Ein charakteristisches Merkmal der Kohleförderung in Großbritannien war die Zersplitterung in eine Vielzahl kleiner und kleinster Betriebe. In 22 Gebieten, verteilt über den größten Teil der Insel, wurde Kohle gefördert, dies im Gegensatz zum Deutschen Reich, wo sich der Bergbau auf wenige Reviere konzentrierte. Ein weiterer wichtiger Unterschied bestand darin, daß die Bergwerksunternehmer, zumeist ebenfalls in Aktiengesellschaften organisiert, dem Eigentümer des Grund und Bodens für die Ausbeutung der Kohlevorkommen Abgaben (royalties) zu zahlen hatten. Die Eigenart der britischen Besitzverhältnisse mußte notwendigerweise der Bildung von Großunternehmungen hinderlich im Wege stehen. So gab es bei Ausbruch des Krieges etwa 1 500 Unternehmen, die ca. 3 000 Kohlengruben betrieben und an rd. 4 000 Grundeigentümer zu Zahlungen verpflichtet waren. Nach Angaben der Coal Commission von 1919 existierten 434 Gruben, die nicht mehr als 2 000 t Kohle im Jahr förderten.<sup>7</sup> Unter ihnen gab es Mini-Betriebe, die lediglich 2 bis 5 Arbeiter beschäftigten. Für Deutschland nennt die Produktionsstatistik dagegen für 1913 nur 350 Betriebe mit 654 017 Beschäftigten,<sup>8</sup> das bedeutet einen Durchschnitt von 1 869 pro Unternehmen. Bei einer Ausbeute von 190,1 Mill. t wurden auf jeden Beschäftigten 290,7 t gefördert. Im gleichen Jahr förderte Großbritannien mit 1 110 884 Beschäftigten 287,4

1 Hoffmann, W., Wachstum und Wachstumsformen der englischen Industriewirtschaft von 1700 bis zur Gegenwart, Jena 1940, S. 174.

2 Ebenda, S. 21.

3 Redmayne, R. A. S., The British Coal-Mining Industry during the War = Economic and Social History of the World War. British Series, Oxford 1923, S. 2.

4 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, hg. v. Statistischem Reichsamt, 41. Jg. 1920, Berlin 1920, S. 12 (Anhang).

5 Ebenda.

6 Ebenda.

7 Lütken, Ch., Ausbau und Abbau der Kohlenplanwirtschaft in England = Veröffentlichungen der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft, 14, Dresden 1921, S. 8.

8 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, S. 71 (Anhang).

Mill. t. d. h. 258,7 t pro Person.<sup>9</sup> Die Konzentration des Kapitals wie auch die Konzentration der Arbeiterklasse war also im deutschen Steinkohlenbergbau erheblich größer als im britischen. Von einer Monopolisierung des Kohlenbergbaus konnte in Großbritannien noch keine Rede sein, nicht einmal auf dem Gebiet des Absatzes.

Innerhalb der Gewerkschaftsbewegung gehörten die Bergarbeiter in beiden Ländern zu den kämpferischsten Abteilungen der Arbeiterklasse, aber nur in Großbritannien auch zu den bestorganisierten. Allgemein lag der Organisationsgrad der englischen Arbeiterschaft höher als der der deutschen. 1913 gab es in Großbritannien 3,836 Mill. gewerkschaftlich Organisierte, in Deutschland 3,994 Mill.<sup>10</sup> bei ca. 40 % mehr Erwerbstätigen. Im gleichen Jahr hatte der deutsche Verband der Bergarbeiter im Jahresdurchschnitt nur 104 113 Mitglieder<sup>11</sup> und nahm bei den Freien Gewerkschaften erst die siebente Position ein. Dagegen war der Bergarbeiterverband der christlichen Gewerkschaften mit 66 652 Mitgliedern 1913 die stärkste Einzelgewerkschaft dieser Richtung.<sup>12</sup> Gemessen an britischen Verhältnissen, war der Organisationsgrad der deutschen Bergarbeiter damit relativ niedrig: Von den 1,1 Mill. Beschäftigten des Kohlenbergbaus in Großbritannien waren 1913 642 900 gewerkschaftlich in der Miners' Federation organisiert,<sup>13</sup> d. h. 59 %. Damit lagen die Bergarbeiter erheblich über dem allgemeinen Durchschnitt von 34 % bei den Männern und 11 % bei den Frauen.<sup>14</sup> Der verhältnismäßig geringe Grad der Organisiertheit der deutschen Bergarbeiter erklärt sich z. T. einmal aus ihrer Zersplitterung in die verschiedenen Richtungen der sozialdemokratisch, christlich, "wirtschaftsfriedlich" usw. orientierten Verbände, zum anderen aus dem rückständigen Charakter der politischen Herrschaftsstrukturen sowie dem starken Druck, dem gerade der Bergarbeiterverband durch die hochkonzentrierte und gut organisierte Montanindustrie ausgesetzt war. Dieser Druck hatte in den letzten Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg wiederholt zu heftigen Klassenauseinandersetzungen geführt, so im Jahre 1889 zum größten Massenstreik des 19. Jh. in Deutschland überhaupt, wobei etwa 150 000 Bergarbeiter einen Monat lang die Arbeit niederlegten, und zu den Massenstreiks der Ruhrbergarbeiter von 1905 und 1912 sowie der ober-schlesischen Bergarbeiter 1913. Neben den Versuchen, diese Bewegungen durch den Einsatz brutaler Gewalt niederzuschlagen, sah sich die junkerlich-bourgeoise Staatsmacht auch zu Zugeständnissen veranlaßt, wie z. B. der Einführung von Arbeiterausschüssen im Bergbau mit der Novelle zum preußischen Berggesetz von 1905.

In Großbritannien zeigte sich die herrschende Klasse konzessionsbereiter und weniger bei ihren Versuchen, die Arbeiterbewegung in das bestehende sozialökonomische System einzubinden. Mit Hilfe von Einigungsämtern und Schiedsgerichten wurde der Versuch unternommen, Streikbewegungen von vornherein zu unterbinden. Das System der Tarifverträge war besonders im Bergbau bereits erheblich ausgebaut. 1910 gab es in dieser Gewerbegruppe 56 Tarifverträge für 900 000 Personen. Hinsichtlich des deutschen Bergbaus werden am 31. Dezember 1913 lediglich 3 Tarifverträge für 82 Personen ausgewiesen.<sup>15</sup> 1909 wurde der Achtstundentag für die britischen Bergarbeiter

<sup>9</sup> Vgl. Redmayne, S. 284.

<sup>10</sup> Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 36. Jg. 1915, Berlin 1915, S. 79 (Anhang).

<sup>11</sup> Ebenda, S. 433.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 434.

<sup>13</sup> Redmayne, S. 7.

<sup>14</sup> Orton, W. A., Labour in Transition. A Survey of British Industrial History since 1914, London 1921, S. XV.

<sup>15</sup> Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 36. Jg. 1915, S. 82 (Anhang).



eingeführt. In diese Zeit fällt aber auch der mächtige Aufschwung der Arbeiterbewegung vor dem ersten Weltkrieg, verursacht durch die zunehmende Diskrepanz zwischen steigenden Lebenshaltungskosten und zurückbleibenden Löhnen.<sup>16</sup> Im März 1912 kam es zu dem bis dahin größten Streik in Großbritannien, der den gesamten Bergbau erfaßte und an dem sich ca. 1 Mill. Arbeiter beteiligten. Die Regierung, auf das äußerste beunruhigt, sah sich veranlaßt, ein Gesetz über die Einführung eines Minimallohns zu erlassen. In der Praxis sollte jedoch der Minimallohn in den einzelnen Revieren zwischen Arbeitern und Unternehmern vereinbart werden. Hobsbawm bezeichnet dieses Gesetz als "unwirksam".<sup>17</sup> Im Verlaufe der Kämpfe, die mit einer raschen Zunahme des Organisationsgrades verbunden waren, begann die britische Arbeiterbewegung allmählich ihren Charakter zu verändern. Lenin schätzte in dieser Zeit die Lage folgendermaßen ein: "Die Arbeiterbewegung in England wird immer stärker. Die Streiks werden zu Massenstreiks und sind außerdem nicht mehr rein wirtschaftlicher Natur, sie verwandeln sich in politische Streiks. Robert Smillie, der Führer der schottischen Grubenarbeiter, die vor kurzem im Massenkampf eine solche Kraft bewiesen haben, erklärt, daß die Grubenarbeiter in ihrer nächsten großen Schlacht die Verstaatlichung der Kohlengruben fordern werden. Und diese nächste große Schlacht rückt un- ausbleiblich näher, denn alle Grubenarbeiter in England wissen sehr gut, daß das berüchtigte Gesetz über den Minimalarbeitslohn ihre Lage nicht ernstlich verbessern kann."<sup>18</sup>

Tatsächlich waren seit etwa 1910 Forderungen im Gespräch, die über die bloße Verbesserung der Lebenslage der Arbeiter hinausgingen und die Grundlage des kapitalistischen Wirtschaftssystems berührten - Forderungen nach Nationalisierung bestimmter Wirtschaftszweige. 1913 veröffentlichte der Bergarbeiterverband einen Gesetzentwurf mit der Forderung nach Verstaatlichung der Kohlenbergwerke. Ausgehend von den Veränderungen der wirtschaftlichen Situation, in der sich der britische Imperialismus in den letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg befand, und der sich deutlich abzeichnenden Zuspitzung der Klassenwidersprüche kam Lenin am 11. September 1913 zu dem Schluß, daß der "Sozialismus ... in England von neuem sein Haupt" erhebe.<sup>19</sup>

Mit dem Zusammenschluß der großen Gewerkschaften der Bergarbeiter, der Hafendarbeiter und der Eisenbahner 1914 zum Dreibund, der Triple Alliance, war ein weiterer Schritt zur Zusammenfassung der Kräfte der Gewerkschaftsbewegung getan. Neue schwere Klassenauseinandersetzungen bereiteten sich vor, als der Ausbruch des Weltkrieges vorerst den Schwerpunkt von den inneren auf die äußeren Widersprüche verlagerte. Fast ausnahmslos schwenkten die opportunistischen Führer der Arbeiterbewegung in Großbritannien wie in anderen kriegführenden Ländern auf die Linie der "Vaterlandsverteidigung" und des "Burgfriedens" ein.

Der Krieg erhöhte noch die ohnehin überragende Bedeutung des Steinkohlenbergbaus für den britischen Imperialismus. Nicht nur die eigene Kriegswirtschaft, sondern auch die seiner wichtigsten europäischen Verbündeten, Frankreichs und Italiens, war von einer ausreichenden Kohleförderung auf den britischen Inseln abhängig. Im Gegensatz dazu war aber ein Rückgang

16 Vgl. Kuczynski, J., Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 25: Darstellung der Lage der Arbeiter in England von 1900 bis zur Gegenwart, Berlin 1965, S. 35.

17 Hobsbawm, E. J., Industrie und Empire. Britische Wirtschaftsgeschichte seit 1750, Bd. 2, Frankfurt/Main 1969, S. 64.

18 Lenin, W. I., In England, in: Werke, Berlin 1955 ff., Bd. 18, S. 260.

19 Derselbe, Harry Quetch, in: Werke, Bd. 19, S. 361.

der Förderung von 287,4 Mill. t 1913 auf 253,2 Mill. t 1915 zu verzeichnen.<sup>20</sup> Zwar gelang es, diesen Prozeß 1916 vorübergehend aufzuhalten, danach setzte sich jedoch der Rückgang fort, und die Förderung sank (1913 = 100) auf 79,2 im Jahre 1918. Weniger stark ging die Zahl der Beschäftigten zurück. Sie hatte ihren tiefsten Stand bereits im Jahre 1915 erreicht und lag in den Jahren 1916 bis 1918 im Durchschnitt um etwa 11 % unter dem Niveau von 1913.<sup>21</sup> Daraus wird schon ersichtlich, daß die Förderung pro Beschäftigten während des Krieges gesunken sein muß. Nach den von Mitchell gegebenen Zahlen betrug sie 1913 255 t, 1918 nur noch 226 t. Rückläufig war auch der Anteil der britischen Kohle an der Weltförderung, womit sich die Vorkriegstendenz in den Kriegsjahren fortsetzte: Er sank von 24 % in den Jahren 1912 bis 1913 auf 19 % im Jahre 1918.<sup>22</sup>

Je länger der Krieg dauerte, desto weniger konnte der bürgerlich-kapitalistische Staat im Interesse einer effektiven Kriegswirtschaft den dargelegten Entwicklungen tatenlos zusehen. Die ersten staatlichen Maßnahmen bezogen sich 1915 auf eine Regulierung der Kohlenpreise, die stark angezogen hatten. Im weiteren Verlauf übernahm der Staat die Kontrolle über sämtliche Kohlenbergwerke des Landes, zunächst im Dezember 1916 für den Bezirk von Süd-Wales, im Februar 1917 für alle übrigen. Die Eigentumsverhältnisse blieben dabei unangetastet, ebensowenig griff der staatliche Kommissar (coal controller) direkt in die Verwaltung der einzelnen Unternehmen ein. Die staatlichen Eingriffe bezogen sich vor allem auf Maßnahmen zur Hebung der Kohleförderung, z. B. durch Einflußnahme auf die Zahl und Verteilung der Arbeitskräfte, auf die Regulierung der Preise und Gewinne und auf die Verteilung der Kohle.

Die Feststellung ist (zumindest partiell) richtig, daß die zunehmenden Eingriffe des Staates in die Wirtschaft der kriegführenden Länder geradezu als ein Gradmesser für das Erlahmen der wirtschaftlichen Kräfte betrachtet werden können.<sup>23</sup> Partiiell deshalb, weil auch eine Reihe anderer Faktoren berücksichtigt werden müssen. Für den britischen Kohlenbergbau war es insbesondere die durch den Kriegsausbruch zwar kurz unterbrochene, bald danach aber wieder auflebende Bewegung unter den Bergarbeitern, welche die Regierung veranlaßte, den Bergbau unter ihre Kontrolle zu nehmen. Keineswegs zufällig waren die Gruben von Süd-Wales einige Monate vor allen anderen der staatlichen Kontrolle unterworfen worden. Hier war die Lage besonders gespannt, und bereits im Juli 1915 waren etwa 200 000 Bergarbeiter in den Ausstand getreten, um gegen verschiedene zu Lasten der Arbeiter gehende Bestimmungen des eben erlassenen Minitions-gesetzes, u. a. gegen das darin enthaltene Streikverbot für kriegswichtige Betriebe, zu protestieren.<sup>24</sup>

Die britische Regierung, vor allem unter dem Einfluß und der späteren Führung durch Lloyd George, nach Lenin ein "Spezialist für Massenverdummung"<sup>25</sup>, kam zunehmend zu der Einsicht, daß sie sich im Interesse einer erfolgreichen Kriegführung mit der Arbeiterbewegung arrangieren müsse. Ständiger enger Kontakt und Verhandlungen mit den Gewerkschaftsführern und die Einbeziehung von Vertretern der Arbeiterbewegung in den Staatsapparat sollten das wachsende Selbstbewußtsein der Arbeiterklasse bremsen, neue Kräfte für die Kriegführung freilegen und zur "Dämpfung der Klassen-

<sup>20</sup> Mitchell, B. R., Abstract of British Historical Statistics, Cambridge 1962, S. 113.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 116.

<sup>22</sup> Bowley, A. L., Some Economic Consequences of the Great War, London 1930, S. 173.

<sup>23</sup> Leubuscher, Ch., Sozialismus und Sozialisierung in England, Jena 1921, S. 145.

<sup>24</sup> Schulthess' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge, 31. Jg. 1915, München 1919, S. 792 f.

<sup>25</sup> Lenin, In England, S. 260.

konflikte" (Engels) beitragen. Die Regulierung der Preise und der Profite durch den Staat wurde als "Nationalisierung" des Kohlenbergbaus angepriesen. Etwa seit der Mitte des Krieges war mehr und mehr von "reconstruction" die Rede, womit den Arbeitern zunächst ganz allgemein eine "bessere Welt" für die Zeit nach dem Krieg versprochen wurde. Gleichzeitig setzten verstärkt Bestrebungen ein, gemeinsame Ausschüsse von Unternehmern und Arbeitervertretern zu schaffen. Eine Regierungskommission unter dem Vorsitz des liberalen Unterhausmitgliedes John Whitley legte einen Bericht vor, den Whitley-Report, der die Bildung von ständigen paritätisch besetzten Ausschüssen (joint standing industrial councils) in allen Industriezweigen zur Regelung der Arbeitsverhältnisse vorschlug. Diese Ausschüsse zur Erhaltung des "sozialen Friedens" wurden tatsächlich und teilweise noch während des Krieges in verschiedenen Industriezweigen gebildet, allerdings kaum oder überhaupt nicht in den wichtigsten, so auch nicht im Kohlenbergbau. Versuche dieser Art, sozialen und revolutionären Entwicklungen durch scheinbare Zugeständnisse vorzubeugen, blieben zwar einerseits nicht völlig ohne Erfolg, waren aber andererseits nur Ausdruck der Bestrebungen einer in Zugzwang geratenen herrschenden Klasse, einer bereits existierenden Bewegung die Spitze abzubrechen. Streiks und Unruhen erreichten 1917 - wie in anderen Ländern auch - eine neue Stufe, verstärkt durch den aktivierenden und mobilisierenden Einfluß, den die Oktoberrevolution auf die Arbeiterklasse in allen kriegführenden Staaten ausübte.<sup>26</sup> Lloyd George hatte bereits im September 1915 diese Entwicklung "prophetisch": "Ich glaube, daß dieser Krieg einen größeren Einfluß als irgendein Krieg in der Welt auf Rußlands Emanzipation haben wird. Und diese Emanzipation bedeutet für die Menschheit mehr, als man sagen kann."<sup>27</sup> Die Auswirkungen dieser Emanzipation waren schon 1917 deutlich spürbar.

Waren die Aktivitäten der Regierung zur staatlichen Kontrolle des Bergbaus auch als Reaktion auf die gespannte Lage in diesem Industriezweig zu verstehen, so gelang es trotz der demagogischen Versuche insbesondere von Lloyd George nicht, die eingeleiteten Maßnahmen als "Nationalisierung" auszugeben, die Bestrebungen der Bergarbeiter für die Beseitigung des privaten Eigentums im Bergbau zu stoppen. Ganz im Gegenteil kann eher noch von einer stimulierenden Wirkung gesprochen werden, wobei neue Elemente hinzutraten und die Bewegung von der Basis her allmählich revolutionäre Züge annahm. Ihre Träger waren nicht die offizielle Gewerkschaftsbürokratie, die mit der Staatsmacht kollaborierte, sondern die Vertrauensleute der organisierten Arbeiter in den Betrieben, die Shop Stewards. Bereits im Februar 1915 war es in einer traditionellen Hochburg der Arbeiterbewegung, dem Industriezentrum am Clyde mit Glasgow als Mittelpunkt, zu einem Streik der Maschinenbauer gekommen. Die Streikenden bildeten ein Workers' Committee und stellten Forderungen, die im Ansatz auf eine Kontrolle der Produktion durch die Arbeiter hinausliefen.

Diese Bewegung und die Ergänzung der Forderungen nach Nationalisierung durch die Forderung nach "control of production" griff im Laufe der Kriegsjahre auf andere Gebiete und Industriezweige über, darunter auch auf den Bergbau.<sup>28</sup> Als spontan entstandene Bewegung stieß sie selbstverständlich

26 Vgl. Hirst, F. W., The Consequences of the War to Great Britain = Economic and Social History of the World War. British Series, London/Oxford/New Haven 1934, S. 39.

27 Das gewappnete Deutschland. Ein englisches Lob, Reden des Munitionsministers Lloyd George, München/Berlin 1916, S. 123.

28 Vgl. Kaskeline, E., Grundlagen und Entwicklung der Betriebsräte-Bewegung in der englischen Arbeiterschaft während des Weltkrieges, Berlin 1927, S. 68 ff.

auf den Widerstand der offiziellen Gewerkschaftsbürokratie, die jedoch ihre weitere Ausdehnung bis hin zur Bildung eines Nationalen Verwaltungsrates (National Shop Stewards and Workers' Committee) im August 1917 nicht verhindern konnte.

Unter dem Druck der Streikbewegung und der sich immer mehr ausbreitenden revolutionären Welle im Jahre 1918 nahmen die sozialreformistischen Führer der Arbeiterbewegung sowohl der Gewerkschaften als auch der Labour Party die aufgestellten Forderungen in ihr Programm auf. So heißt es in einer Resolution der Jahreskonferenz des Bergarbeiterverbandes 1918, daß es "ohne Zweifel im nationalen Interesse liegt, die gesamte Industrie aus dem Privateigentum und seiner Kontrolle in das Eigentum des Staates zu übertragen, mit vereinter Kontrolle durch die Arbeiter und den Staat".<sup>29</sup> Und die Labour Party, die noch im Juni 1918 in ihrem neuen Parteiprogramm zwar die Nationalisierung einer Reihe von Wirtschaftszweigen forderte, die Frage der Arbeiterkontrolle aber unerwähnt ließ,<sup>30</sup> mußte der Massenbewegung insofern Rechnung tragen, als sie gegen Ende des Jahres in ihrem Programm für die ersten Nachkriegswahlen die "sofortige Nationalisierung und demokratische Kontrolle" u. a. des Bergbaus verlangte.<sup>31</sup>

Für die Zeit unmittelbar vor Kriegsausbruch ist die Position der deutschen Bergarbeitergewerkschaften im Vergleich zur britischen als relativ schwach zu bezeichnen, was u. a. seinen Ausdruck darin fand, daß das Internationale Berufssekretariat der Bergarbeiter - und insgesamt gab es 32 dieser Sekretariate, von denen 27 ihren Sitz in Deutschland hatten - in Großbritannien angesiedelt war.<sup>32</sup> Erst der Krieg mit seiner radikalen Zuspitzung der sozialen Widersprüche sollte zu einer durchgreifenden Veränderung führen.

Zunächst kam es in Deutschland ebenso wie in Großbritannien zu einem erheblichen Rückgang der Kohleförderung. Im August 1914 wurden täglich lediglich 177 800 t Kohle gefördert gegenüber 328 000 t im Juli, dem letzten Vorkriegsmonat.<sup>33</sup> Die Gesamtförderung von Steinkohle sank 1914 auf 84,8 % des Standes von 1913 und ging 1915 bis auf 77,2 % zurück.<sup>34</sup> Geschuldet war dieser Rückgang vor allem der wahllosen Einberufung von Wehrpflichtigen, wovon auch der Bergbau keineswegs verschont blieb. Als die Unternehmer daraufhin versuchten, trotz eines bestehenden Verbots weibliche Arbeitskräfte für die Arbeit unter Tage einzustellen, sahen sich die Gewerkschaften zum Einschreiten veranlaßt.<sup>35</sup> Ihre Intervention war erfolgreich. Weniger erfolgreich waren dagegen die Versuche der Gewerkschaftsführer, die sich allmählich ausbreitende Streikbewegung zu verhindern.

Die Streiks waren zunächst ein Ausdruck der Diskrepanz zwischen der geforderten Leistung und der durch die immer schlechter werdende Lebensmittelversorgung sinkenden Leistungsfähigkeit. Je länger der Krieg andauerte, um so stärker ging auch die Leistungsbereitschaft der Bergarbeiter zurück,

29 Beer, M., Der britische Sozialismus der Gegenwart (1910 bis 1920), Stuttgart 1920, S. 32.

30 Truchanowski, W. G., Neueste Geschichte Englands 1917 - 1951, Berlin 1962, S. 27.

31 Ebenda, S. 15.

32 Umbreit, P., Die deutschen Gewerkschaften im Kriege, in: Der Krieg und die Arbeitsverhältnisse = Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges. Deutsche Serie, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1928, S. 45.

33 Kuczynski, J., Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 4: Darstellung der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1900 bis 1917/18, Berlin 1967, S. 188.

34 Hoffmann, W. G., Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin/Heidelberg/New York 1965, S. 342 f.

35 Umbreit, S. 87.



gefördert durch die zunehmende Einsicht, daß dieser Krieg mit den wirklichen Interessen der Arbeiterklasse nichts gemein hatte. Umbreit hebt hervor, die "Arbeitsstreitigkeiten" hätten im Bergbau "beinahe während des ganzen Krieges nicht aufgehört".<sup>36</sup> Das Ruhrgebiet und Oberschlesien waren die Zentren der Streikbewegung.

Bereits im Frühjahr 1915 streikten ober-schlesische Bergarbeiter für eine Verkürzung der Arbeitszeit und eine Erhöhung der Löhne.<sup>37</sup> Nach einem Bericht des Revierbeamten von Nord-Gleiwitz "traten vom Jahre 1915 ab häufig Arbeiterausstände einzelner oder mehrerer Gruben ein".<sup>38</sup> Die Forderungen richteten sich zunächst auf die Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Bergarbeiter. Eine besondere Rolle spielte in diesem Revier der Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit, die hier gegenüber anderen Zentren des Bergbaus in Deutschland besonders hoch war. Entgegen der bei einer Beratung von Vertretern der Regierung und Gewerkschaftsführern im April 1918 im Reichswirtschaftsamt geäußerten Meinung eines Vertreters der Polnischen Berufsvereinigung, in Oberschlesien sei "von einer Streikstimmung nichts zu bemerken"<sup>39</sup>, entwickelte sich in der Jahresmitte eine Streikbewegung von beachtlicher Stärke. Ewald Hilger, der zu den führenden Unternehmern im deutschen Bergbau zu rechnen ist, schrieb am 10. Juli 1918 an das Reichswirtschaftsamt: "Die Sache sieht nicht besonders günstig aus und erfordert meine ständige Anwesenheit an Ort und Stelle."<sup>40</sup> Für die Kraft der Bewegung spricht seine Auffassung, daß der Forderung nach dem Achtstundentag "nachgegeben werden muß".<sup>41</sup> Neben weiteren wirtschaftlichen Forderungen war eine zunehmende Politisierung der Bewegung unverkennbar.

Im Ruhrgebiet war es der sich verschärfende Mangel an Lebensmitteln, der im August 1916 eine erste größere Welle von "wilden" Streiks der Bergarbeiter hervorrief.<sup>42</sup> Die Auswirkungen des "Kohlrübenwinters" von 1916/17 führten im Januar und Februar 1917 zu einer ausgedehnten Streikbewegung, in deren Mittelpunkt Forderungen nach Lohnerhöhung und nach verbesserter Versorgung mit Lebensmitteln standen.<sup>43</sup> Auch an den Januarstreiks des Jahres 1918 waren die Bergarbeiter beteiligt,<sup>44</sup> und im weiteren Verlauf dieses letzten Kriegsjahres kam es immer wieder zum Aufflackern der Streiks.

Die Streiks waren stets ohne Unterstützung durch die Gewerkschaftsbürokratie geblieben und gegen deren erklärten Willen ausgebrochen. Die reformistischen Gewerkschaftsführer taten alles, um Ausstände zu verhindern, was ihnen, je länger der Krieg dauerte, um so weniger gelang. Nach den großen Massenstreiks im Januar 1918, die unter dem Eindruck der sozialistischen Revolution in Rußland und des Friedensangebots der Sowjet-Regierung standen, forderte die Gewerkschaftsführung die herrschende Klasse zu stärkerer Konzessionsbereitschaft auf, um einer Ausdehnung der immer mehr politischen Charakter annehmenden Arbeiterbewegung entgegenzuwirken. Karl Legien "drohte" in der bereits erwähnten Beratung im Reichswirtschaftsamt damit,

36 Ebenda, S. 257.

37 Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II: 1914 - 1945, Bd. 1 (Juli 1914 - Oktober 1917), Berlin 1958, S. 694.

38 Zit. nach: Schumann, W., Oberschlesien 1918/19. Vom gemeinsamen Kampf deutscher und polnischer Arbeiter, Berlin 1961, S. 41.

39 Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II: 1914 - 1945, Bd. 2, (November 1917 - Dezember 1918), Berlin 1957, S. 147.

40 Ebenda, S. 178.

41 Ebenda.

42 Vgl. Dokumente und Materialien ..., Reihe II, Bd. 1, S. 442 f., 700 f.

43 Vgl. ebenda, S. 702 f., 705.

44 Ebenda, Reihe II, Bd. 2, S. 84, 714.

die Politik der "Beruhigung" aufzugeben; man wolle zwar nicht zum Streik auffordern, sich aber "einem solchen gegenüber passiv" verhalten.<sup>45</sup> Das war im April; Anfang Juli 1918 mußte der Vorsitzende des Bergarbeiterverbandes, Hermann Sachse, feststellen, die Stimmung in den Bergbaugebieten werde "immer schlechter" und die Arbeiter begegneten den Verhandlungen zwischen Gewerkschaften und Behörden mit Mißtrauen.<sup>46</sup> Dennoch war der Verband der Bergarbeiter unter den Freien Gewerkschaften der einzige, der im Verlaufe des Krieges - abgesehen von einem minimalen Zuwachs (1 %) bei den Handlungsgehilfen - seine Mitgliederzahl, und zwar beträchtlich, nämlich um 33 % im dritten Quartal 1918 gegenüber dem Stand von 1913, vergrößern konnte,<sup>47</sup> obwohl die Zahl der Beschäftigten erheblich zurückgegangen war. Wie die weitere Entwicklung zeigen sollte, wäre es falsch, diesen Fakt als einen Vertrauenszuwachs für die reformistischen und opportunistischen Führer zu deuten. Vielmehr zeugte dies vom wachsenden politischen Bewußtsein der Bergarbeiter, die ihre Klassenlage und die Notwendigkeit erkannten, sich zu organisieren, um den Kampf gegen einen mächtigen Gegner erfolgreicher führen zu können.

Dieser Gegner war selbst im Sommer 1918 noch keineswegs bereit, seinen "Herr-im-Hause"-Standpunkt zu modifizieren, bewies aber im Augenblick der akuten Gefahr, als sich mit der militärischen Niederlage eine revolutionäre Entwicklung ankündigte und die Existenz des junkerlich-bürgerlichen imperialistischen Systems auf dem Spiele stand, eine beachtliche Flexibilität. Am 18. Oktober kam es zwischen dem Zechenverband, vertreten durch Hugo Stinnes, Emil Kirdorf, Alfred Hugenberg u. a., zu Verhandlungen, die die Bergarbeiterverbände vorgeschlagen hatten. Wichtigstes Ergebnis der Verhandlungen war die bisher von den Unternehmern verweigerte Anerkennung der Gewerkschaften der Bergleute als Vertretung der Arbeiter. Dieses Zugeständnis der reaktionärsten Kräfte des deutschen Monopolkapitals diente als Grundlage für einen gemeinsam geführten Kampf gegen die revolutionäre Bewegung. Die Zechenherren hatten sehr richtig erkannt, daß die von ihnen erwartete "Sozialisierungswelle" sie als erste treffen würde. Sie warnten gleichzeitig alle anderen Unternehmer davor und verkündeten öffentlich ihre Bereitschaft, sich mit den Gewerkschaftsführern, welche diese angebliche "Gemeinsamkeit der Arbeiter- und Unternehmerinteressen" anerkannten, zu "nützlicher Arbeit" zu verbinden.<sup>48</sup>

Während in Deutschland im November 1918 die Revolution ausbrach und die herrschende Klasse gezwungen war, die von den alliierten imperialistischen Mächten diktierten Waffenstillstandsbedingungen zu akzeptieren, feierte Großbritannien seinen militärischen Sieg. Aber die Furcht der Kapitalisten und Grundbesitzer vor der revolutionären Bewegung, vor "russischen Zuständen", vor dem "Bolschewismus", war dessen ungeachtet auf den britischen Inseln nicht weniger verbreitet als auf dem europäischen Festland. Die im Verlaufe des Krieges weiter gewachsene "Unruhe" (labour unrest), die zunehmende Bedeutung und Aktivität der Shop Stewards und Workers' Committees, die Lenin als eine Keimform des Rätessystems betrachtete, ihr engagiertes Handeln über die Köpfe der etablierten Gewerkschaftsführer hinweg waren Ausdruck zunehmender Einsicht der werktätigen Massen in ihre wirkliche Klassenlage.

Die konservativ-liberale Regierung betrieb demgegenüber eine Politik mit doppeltem Boden. Im August 1917 war das Reconstruction Committee in ein

45 Ebenda, S. 148.

46 Zit. nach: Habedank, H., Um Mitbestimmung und Nationalisierung während der Novemberrevolution und im Frühjahr 1919, Berlin 1967, S. 52.

47 Umbreit, S. 162.

48 Zit. nach: Habedank, S. 64.

Ministerium umgewandelt worden. Mit dem Begriff "reconstruction" verbunden sich viele Hoffnungen auf eine Neugestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nach dem Kriege, die zu einer Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen derjenigen Klassen und Schichten des Volkes beitragen sollten, die die Hauptlast des Krieges getragen hatten. Diese Deutung des Begriffs, von der eine mobilisierende Wirkung für die Durchsetzung der Kriegspolitik erwartet wurde, stand während der Kriegsjahre im Vordergrund.<sup>49</sup> In Wirklichkeit aber war darunter die Abkehr von den Zwängen der Kriegswirtschaft und die möglichst weitgehende Wiederherstellung der Vorkriegsverhältnisse zu verstehen. Wurde öffentlich die Parole verbreitet, nach dem Kriege eine Gesellschaft zu schaffen, wie sie den aus der Schlacht zurückkehrenden "Helden" zustehe ("land fit for heroes"), so sagte der Premierminister bereits am 31. Juli 1918 den 200 versammelten Unternehmern: "Was die Haltung unserer Regierung nach dem Kriege anbetrifft, so denkt niemand daran, das gegenwärtige System der Eingriffe in das Privatleben fortzusetzen."<sup>50</sup>

Lloyd George hatte es eilig, den Siegestaumel auszunutzen, und ließ bereits für den 14. Dezember 1918 Neuwahlen ansetzen. Die Änderung des Wahlrechts im Februar 1918 hatte die Zahl der Wahlberechtigten, u. a. durch das Wahlrecht für Frauen ab 30 Jahre, von 8 auf 21 Millionen erhöht.<sup>51</sup> Da die Armee aber noch nicht demobilisiert war, konnte lediglich ein begrenzter Teil der Wahlberechtigten seine Stimme abgeben, so daß die Wahlbeteiligung nur bei ca. 50 % lag. Das Ergebnis war ein großer Sieg der an der Macht befindlichen Koalition, während die Labour Party, obwohl sie fast 25 % der Stimmen erreichte und ihre Wählerzahl gegenüber den letzten Vorkriegswahlen von 1910 annähernd versechsfachte, nur 57 Mandate erwerben konnte.

Das Gefühl, mit dieser Wahl ein Opfer der Manipulationen der herrschenden Klasse geworden zu sein, trug dazu bei, die Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit erneut zu verschärfen, wobei sich der Kampf insbesondere im Bergbau zuspitzte. Die Bewegung der Bergarbeiter strebte einem Kulminationspunkt entgegen, als der Bergarbeiterverband am 14. Januar 1919 nicht etwa von den Grubenherren, sondern von der Regierung, der die Gruben als "controlled establishments" nach wie vor unterstellt waren, die Nationalisierung des Bergbaus, die Einführung der Produktionskontrolle durch die Bergarbeiter, Lohnerhöhungen und den Siebenstundentag forderte. Da die Regierung sich weigerte, diese Forderungen zu akzeptieren, wurde am 15. März der Streik angekündigt. Damit sah sich das bürgerlich-kapitalistische Regime vor einer schwierigen Situation. Den Forderungen nach Nationalisierung und Kontrolle auch nur teilweise nachzugeben hätte einerseits bedeutet, vergleichbare, bereits bestehende Bewegungen in anderen Wirtschaftszweigen (z. B. Eisenbahn, Post) zu aktivieren und ihr Übergreifen auf weitere faktisch vorzubereiten. Andererseits mußte ein Streik sowohl ähnliche Folgen hervorrufen als auch die noch schwachen Wirtschaftsaktivitäten negativ beeinflussen. Zwar war es bis dahin gelungen, die Versorgung mit Nahrungsmitteln zu sichern und eine Massenarbeitslosigkeit weitgehend zu verhindern, von einem wirtschaftlichen Aufschwung konnte aber noch keine Rede sein. Die Regierung setzte in dieser Lage auf maximalen Zeitgewinn. Sie griff auf das bewährte Mittel zurück, die Führer der Labour Party und der Trade Unions unter der Losung, die nationalen Probleme gemeinsam erörtern und lösen zu wollen, zur "Mitarbeit" heranzuziehen. Sie schlug die Bildung einer paritätischen Kommission vor, die sich mit der Lage im

49 Vgl. Marwick, A., *The Deluge. British Society and the First World War*, London 1965, S. 175 f.; Hurwitz, S. J., *State Intervention in Great Britain*, New York 1949, S. 287 f.

50 Schulthess' *Europäischer Geschichtskalender*. Neue Folge, 34. Jg. 1918, München 1919, S. 204.

51 *Truchanowski*, S. 23 f.

Kohlenbergbau befassen sollte und deren Vorschläge sie als verbindlich anerkennen wollte. Für den Fall eines Streiks drohte sie dagegen mit dem Einsatz der bewaffneten Gewalt.

Bei den Bergarbeitern stießen diese Vorstellungen auf wenig Gegenliebe. Dennoch beschloß die Konferenz des Bergarbeiterverbandes am 26./27. Februar 1919 unter dem Druck der reformistischen Gewerkschaftsführer und den Drohungen der Regierung, das Ultimatum anzunehmen und den Beginn des angekündigten Streiks zu vertagen.

Parallel dazu und als Bestandteil ihrer Offensive gegen die auf soziale Veränderungen drängende Bewegung der Arbeiterklasse berief die Regierung für den 27. Februar eine nationale Industrie-Konferenz (Industrial Conference) ein, zu deren Teilnehmern u. a. die Federation of British Industries, die bis dahin gebildeten Whitley Councils, die Reconstruction Committees und die Trade Unions gehörten. Das Ziel der Konferenz bestand darin, die "nationalen Interessen" - mit denen die herrschende Klasse ihre eigenen identifizierte -, in den Vordergrund zu rücken und die Vertreter der Gewerkschaften zu veranlassen, von der Konfrontation zur Kooperation überzugehen. Im Ergebnis der Konferenz wurde ein unter Vorsitz eines Regierungsvertreters paritätisch aus Unternehmern und Gewerkschaftsführern zusammengesetztes Komitee von 60 Mitgliedern gebildet, dem allerdings die stärksten Trade Unions, die Bergarbeiter, die Metallarbeiter, die Transportarbeiter und die Eisenbahner ihre Mitarbeiter versagten. Die Aufgabe des Komitees sollte es sein, drei Fragen zu untersuchen und die Ergebnisse einer weiteren Konferenz im April vorzulegen: die Frage der Arbeitszeit, der Löhne und der allgemeinen Arbeitsbedingungen, die Frage der Arbeitslosigkeit und ihrer Verhinderung (prevention) sowie die besten Methoden zur Förderung der Zusammenarbeit zwischen Kapital und Arbeit.<sup>52</sup> Mit keinem Wort war hier auf die Forderungen der Arbeiter nach Nationalisierung der wichtigsten Produktionsmittel und nach dem Recht der Mitbestimmung und Kontrolle auch nur hingewiesen worden. Die Mehrheit der Konferenzteilnehmer stimmte dem von dem rechten Labour-Führer eingebrachten und von Lloyd George lebhaft unterstützten Vorschlag nach Bildung des erwähnten Komitees zu.

Die von der Regierung geforderte Kommission zur Untersuchung der Lage im Kohlenbergbau nahm auf der Grundlage des am 26. Februar 1919 vom Parlament verabschiedeten Coal Industry Commission Act am 3. März ihre Arbeit auf. Dieses Instrument der Verzögerungstaktik der Regierung unter dem Vorsitz des Regierungsvertreters Richter Sankey war aus je sechs Vertretern der Unternehmer- und der Arbeiterseite - darunter die drei führenden Vertreter des Bergarbeiterverbandes: Frank Hodges, Robert Smillie und Herbert Smith - zusammengesetzt. Von vornherein konnte wohl niemand ernsthaft der Meinung sein, die Kommission sei in der Lage, die gegensätzlichen Auffassungen unter ihren Mitgliedern zu überbrücken und zu einem tragfähigen Kompromiß zu gelangen, wenn auch die Gewerkschaftsführer alles andere als etwa konsequente Revolutionäre waren. Doch war die Regierung nach wie vor dem starken und wirksamen Druck der Streikdrohung ausgesetzt - und so wurde bereits am 20. März die erste Stufe der Verhandlungen der Kommission mit der Vorlage von drei Interim Reports abgeschlossen. Zwei Berichte standen sich dabei extrem gegenüber. Während die sechs Vertreter der sog. Arbeitnehmerseite eine 30%ige Lohnerhöhung, die Einführung der durchschnittlich siebenstündigen Arbeitszeit unter Tage und im Interesse der Bergarbeiter und der Verbraucher die Nationalisierung der Gru-

<sup>52</sup> Parliamentary Papers, House of Commons, 31. Parliament, 1. Session, Bd. 24, Industrial Conference, Cmd. 501, Report of provisional joint committee presented to meeting of Industrial Conference, S. 3.



ben forderten,<sup>53</sup> waren die drei Vertreter der Bergwerksbesitzer zwar zu geringen Zugeständnissen in der Lohn- und Arbeitszeitfrage bereit, aber sie weigerten sich, zur Frage der Nationalisierung oder Konzentration des Bergbaus zu diesem Zeitpunkt Stellung zu nehmen. Der dritte Bericht, vorgelegt vom Vorsitzenden Sankey und den drei anderen "business representatives", bewegte sich zwischen diesen Standpunkten.<sup>54</sup> Der befürwortete eine Senkung der Arbeitszeit und eine Erhöhung der Löhne sowie eine Ablösung des bestehenden Systems der Eigentums- und Arbeitsverhältnisse entweder durch Nationalisierung oder durch eine Methode der Vereinigung mittels staatlichen Aufkaufs (unification by national purchase) und bzw. oder vereinigter Kontrolle.<sup>55</sup> Dieser Bericht wurde von der Regierung als vorläufiges Ergebnis akzeptiert.<sup>56</sup> In seiner Unbestimmtheit hinsichtlich der entscheidenden Frage stellte er für das Kabinett in der gegebenen Situation die einzig vertretbare Basis dar, auf deren Grundlage weiter taktiert und verzögert werden konnte. Es fiel der Regierung daher auch nicht sonderlich schwer, dem Bergarbeiterverband durch Andrew Bonar Law, Mitglied des Kabinetts, am 21. März erneut mitteilen zu lassen, daß sie den Empfehlungen der Kommission nachkommen werde.<sup>57</sup> Die Gewerkschaftsführer gaben sich mit diesen Zusagen zufrieden und setzten auf einer Konferenz der Bergarbeiter am 26. März die endgültige Absage des angekündigten Generalstreiks durch.

Mit Hilfe der rechten Gewerkschaftsführer war es der herrschenden Klasse damit zunächst gelungen, den Angriff der Bergarbeiter abzuwehren und sich einen Handlungsspielraum zu verschaffen. In den folgenden Monaten vollzogen sich Entwicklungen, die auf den ursprünglichen Schwung der revolutionären Bewegung eine negative Wirkung ausübten. Die Armee wurde zum größten Teil demobilisiert, ohne daß es zu einer dramatischen Erhöhung der Arbeitslosenziffern kam. Die Arbeitslosigkeit wird für das Jahr 1919 auf 2,4 % beziffert (1913 = 2,1 %).<sup>58</sup> Im April/Mai 1919 setzte der erhoffte wirtschaftliche Aufschwung ein, der zwar den Kohlenbergbau nicht berührte, aber insgesamt für die Regierung doch eine erhebliche Entlastung bedeutete und bis 1920 andauerte.<sup>59</sup> Am 17. Juli nahm das Unterhaus in 3. Lesung die Housing and Town Planning Bill an, die entscheidend zur Verbesserung der Situation auf dem Wohnungsmarkt beitragen sollte, und am 7. August wurde die Bergbauvorlage über die Einführung des Siebenstundentages angenommen und damit eine der wichtigsten Forderungen der Bergleute erfüllt. Auch in anderen Industriezweigen konnten sich die Arbeiter Verkürzungen der Arbeitszeit erkämpfen - wenn auch ohne gesetzliche Fixierung -, so daß die durchschnittliche Arbeitszeit von 48 bis 60 Stunden 1918 auf 44 bis 48 Stunden 1919 fiel.<sup>60</sup> Verbesserungen waren in der Entwicklung der Löhne bemerkbar, die sich der Erhöhung der Lebenshaltungskosten wieder mehr anpaßten.<sup>61</sup>

53 Ebenda, Bd. 11, Coal Industry Commission, S. XIII.

54 Ebenda, S. XXII f.

55 Ebenda, S. VIII.

56 Armitage, S., The Politics of Decontrol of Industry: Britain and the United States, London 1969, S. 121.

57 Truchanowski, S. 46.

58 Beer, M., Das England der Gegenwart, Berlin 1924, S. 23.

59 Hoffmann, Wachstum und Wachstumsformen ..., Indizes zur langfristigen wirtschaftlichen Entwicklung Großbritanniens (Anhang).

60 Beer, S. 41.

61 Vgl. Bowley, A. L., Prices and Wages in the United Kingdom, 1914 - 1920 = Economic and Social History of the World War. British Series, Oxford 1921, S. 106.

So hatte sich die Gesamtlage in der relativ kurzen Zeit vom Frühjahr bis zum Sommer 1919 wesentlich verändert, als die Coal Industry Commission am 20. Juli ihre abschließenden Berichte und Vorschläge unterbreitete. Der Vorsitzende Sankey legte einen Report vor, in dem vorgeschlagen wurde, die Rechte der Grundeigentümer (royalties) und der Bergwerksbesitzer gegen Entschädigung abzulösen und den Kohlenbergbau in staatliches Eigentum zu überführen. Gleichzeitig machte er auf die Gefahren aufmerksam, die der "alarmierende Rückgang der Förderung"<sup>62</sup> für den Bestand der Gesellschaft bedeutete. "Wenn die Förderung (output) pro Kopf weiterhin zurückgeht, ist die Vorherrschaft (supremacy) dieses Landes in Gefahr."<sup>63</sup> Die sechs Vertreter der Arbeiterseite schlossen sich in ihrem kurzen Bericht im wesentlichen dem Sankey-Report an und trugen lediglich einige Ergänzungswünsche vor, z. B. hinsichtlich der Vertretung der Arbeiter in den neuen organisatorischen Strukturen. Von einer ernstzunehmenden Kontrolle oder Mitbestimmung der Bergarbeiter war im Bericht des Vorsitzenden keine Rede, sondern lediglich davon, daß für jede Grube ein Local Mining Council gebildet werden sollte, dem auch vier gewählte Vertreter der Bergarbeiter angehören sollten.<sup>64</sup> Damit gaben sich die Gewerkschaftsführer zufrieden, sie wünschten jedoch zur Sicherung der "herzlichen Zusammenarbeit"<sup>65</sup> eine stärkere Vertretung in den District Mining Councils und dem National Mining Council. Fünf Vertreter des Kapitals in der Kommission lehnten die Verstaatlichung der Bergwerke strikt ab, während der sechste, Sir Arthur Duckham, eine regionale Vereinigung der Gruben, d. h. eine stärkere Konzentration des Bergbaus auf privatkapitalistischer Grundlage, befürwortete.

Keiner dieser Vorschläge kam den Vorstellungen nahe, für die die Bergarbeiter im Frühjahr zu kämpfen bereit waren. Selbst eine Realisierung des Mehrheitsvorschlages hätte nicht mehr als eine staatsmonopolistische Reorganisation des Kohlenbergbaus bedeutet. Die bürgerlich-kapitalistische Regierung betrachtete aber zu diesem Zeitpunkt ihre Position bereits als derart gefestigt, daß sie die Annahme des Sankey-Reports ablehnte. Nur "einen unaufrichtigen Augenblick lang"<sup>66</sup>, so stellte sich nun heraus, hatte der geschäftsführende Ausschuß der Bourgeoisie im Frühjahr den Bergarbeitern zugesagt, den Empfehlungen der Kommission zu folgen. Am 18. August lehnte Lloyd George im Unterhaus die Annahme des Sankey-Reports offiziell ab. Die Mehrheit des Kabinetts hatte bei den vorangegangenen Beratungen die Vorstellungen des Einzelgängers in der Kommission, Duckham, unterstützt.<sup>67</sup>

Die rigorose Ablehnung jeglicher Nationalisierungspläne mußte natürlich als eine Kampfansage an die Arbeiterklasse betrachtet werden. Die Gewerkschaftsführer waren aber nicht bereit, über eine Wiederholung der Forderungen nach Verstaatlichung der Bergwerke und die verbale Androhung des Generalstreiks hinauszugehen. Auch auf dem Kongreß der Trade Unions vom 8. bis 11. September 1919 in Glasgow fand sich keine Mehrheit, um einen Streik zu unterstützen. Die Tatsache, daß sich die Vertreter der Gewerkschaften zu keiner konkreten Aktion durchringen konnten, war nicht zuletzt ein Beweis für die Veränderungen im Kräfteverhältnis der Klassen, die seit dem Frühjahr vor sich gegangen waren. Die Konzessionen in bezug auf die Senkung der Arbeitszeit und die Erhöhung der Löhne hatten dabei

62 Parliamentary Papers, Bd. 12, Coal Industry Commission - Continued, S. IV.

63 Ebenda, S. V.

64 Ebenda, S. VIII.

65 Ebenda, S. XIII.

66 Hobsbawm, S. 77.

67 Armitage, S. 126.

zum Erlahmen der Kampfbereitschaft der Arbeiter wesentlich beigetragen. Nach einer Reihe weiterer schwerer Niederlagen der Bergarbeiter (Streik im Oktober/November 1920; Aussperrung im April 1921) wurde schließlich auch die staatliche Kontrolle über den Bergbau am 31. August 1921 aufgehoben.

In Deutschland sah sich die herrschende Klasse im November 1918 mit dem Ausbruch der Revolution und der Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten im ganzen Lande, darunter in vielen großen Betrieben, vor eine ungleich schwierigere Situation gestellt. Die Arbeiter waren in ihrer Mehrheit der Auffassung, mit der aus Vertretern der SPD und USPD gebildeten Regierung, welche sich zur Irreführung als "Rat der Volksbeauftragten" bezeichnete, die politische Macht erobern zu haben, und erwarteten und forderten die Realisierung des sozialistischen Programms. So heißt es z. B. in einem Aufruf der Vollversammlung der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte vom 10. November 1918, gerichtet "An das werktätige Volk": "Die rasche und konsequente Vergesellschaftung der kapitalistischen Produktionsmittel ist nach der sozialen Struktur Deutschlands und dem Reifegrad seiner wirtschaftlichen und politischen Organisation ohne starke Erschütterung durchführbar."<sup>68</sup> Vielerorts wurde der Kampf nicht nur um sofort wirksame Maßnahmen zur Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Werktätigen geführt, wie um die Herabsetzung der Arbeitszeit, die Aufbesserung der Löhne usw., sondern auch um die Einschränkung der Macht der kapitalistischen Unternehmer und Manager in den einzelnen Betrieben<sup>69</sup> und um die Übernahme der Kontrolle über die Produktion. An der Spitze dieser Bewegung standen die Vertreter der Spartakusgruppe, die bereits am 9. November forderten, alle militärischen Gebäude und Einrichtungen, Rüstungsbetriebe, Verkehrsanstalten, Fabriken und Banken an Beauftragte der Arbeiter- und Soldatenräte zu übergeben.<sup>70</sup> Sie folgten damit ihrem bereits am 7. Oktober beschlossenen Aufruf, den Kampf an der ökonomischen Basis selbst gegen die realen Grundlagen der Macht der Kapitalisten und Großgrundbesitzer zu führen.

Die Aktionen der revolutionären Arbeiterklasse stießen auf den entschlossenen Widerstand des Kapitals, das sich dabei der opportunistischen sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsführer bediente, die ihre Brauchbarkeit als bündnisfähige Partner sogleich unter Beweis zu stellen suchten. Die Regierung, der Rat der Volksbeauftragten, versprach in seinem bürgerlich-demokratischen, seinem Wesen nach aber konterrevolutionären Programm vom 12. November 1918, die "geordnete Produktion" aufrechtzuerhalten und "das Eigentum gegen Eingriffe Privater" zu schützen.<sup>71</sup> Gewerkschaftsführer und Unternehmerverbände schlossen am 15. November das sog. Arbeitsgemeinschaftsabkommen, von Zeitgenossen als eine "Versicherung gegen die Sozialisierung" betrachtet.<sup>72</sup> Der Schwerindustrielle Albert Vögler, später einer der besonderen Förderer Hitlers, bezeichnete es als "den Sinn der Arbeitsgemeinschaft", den Klassenkampf durch den "Arbeitsfrieden" zu ersetzen.<sup>73</sup>

68 Dokumente und Materialien ..., Reihe II, Bd. 2, S. 348.

69 Vgl. Baudis, D., Revolution und Konterrevolution im Kampf um die Betriebe (November/Dezember 1918), in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 4/1968, S. 125 ff.

70 Dokumente und Materialien ..., Reihe II, Bd. 2, S. 328.

71 Ebenda, S. 366.

72 Vgl. Römer, W., Die Entwicklung des Rätegedankens in Deutschland, Berlin 1921, S. 57.

73 Protokoll der konstituierenden Sitzung des Zentralausschusses der Zentralarbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands, Berlin, 12. Dezember 1919, S. 12.

Die Mehrheit des Rates der Volksbeauftragten hatte es ausdrücklich abgelehnt, in ihrem Programm für die Vergesellschaftung von Produktionsmitteln einzutreten.<sup>74</sup> Diese Haltung mußte jedoch unter dem Eindruck der antikapitalistischen Massenbewegung in den Betrieben bald korrigiert werden. Auf der Sitzung des Rates am 18. November wurde beschlossen, daß "diejenigen Industriezweige, die nach ihrer Entwicklung zur Sozialisierung reif sind, sofort sozialisiert werden sollen".<sup>75</sup> Eine Kommission aus Kathedersozialisten, Nationalökonomern und reformistischen Partei- und Gewerkschaftsführern bis hin zu dem ursprünglich als Mitglied vorgesehenen, dann aber doch nicht berufenen Walther Rathenau sollte entsprechende "Einzelheiten" festlegen. Eindeutige Aufgabe der Kommission war es, wie der "Vorwärts" schrieb, nicht "den Besitzenden zu schaden"<sup>76</sup>, sondern "von vornherein beruhigend zu wirken ...", d. h. die revolutionäre Massenbewegung von unten zu ersticken, indem man eine "Sozialisierung von oben" vortäuschte.

Eindeutiges Zentrum des Kampfes zwischen Revolution und Konterrevolution um die ökonomische Basis war der Kohlenbergbau in seinen drei Schwerpunktgebieten Ruhrrevier, Oberschlesien und mitteldeutscher Braunkohlenbergbau. Hier drängte der seit langem angestaute Konflikt zwischen Proletariat und Großbourgeoisie, zwischen Kapital und Arbeit zur Entladung, hier waren Unterdrückung und Ausbeutung besonders kraß ausgeprägt und der Widerspruch zwischen den privaten und den gesellschaftlichen Interessen am stärksten entwickelt. Einer hochkonzentrierten und monopolisierten Industrie, die über mächtige Interessenverbände verfügte, stand eine zwar ebenso konzentrierte, aber ungenügend organisierte und schlecht geführte Arbeiterklasse gegenüber. Mit den Arbeiter- und Soldatenräten hatten die Massen eine neue, bereits in den russischen Revolutionen bewährte Form der Organisation gefunden, der aber nicht nur die Front der Unternehmer, sondern auch die Gewerkschaftsbürokratie und die etablierten Parteien einschließlich der SPD feindselig gegenüberstanden, welche zunächst gemeinsam gegen die auf die Einschränkung der Macht des Kapitals gerichteten spontanen Aktionen in den Betrieben sowie gegen deren Träger, die Räte, kämpften. Es ist bezeichnend für die Einschätzung der Lage in den Bergbaugebieten, ebenso aber auch für den Stellenwert der Kohleförderung, daß der Rat der Volksbeauftragten bereits einen Tag nach seiner Bildung und noch bevor er sein angeblich sozialistisches Programm vorgelegt hatte, die Arbeiter- und Soldatenräte aufrief, "in die bestehende Organisation der Kohlenwirtschaft nicht einzugreifen, sondern deren etwa erforderliche Umgestaltung der zentralen Volksregierung zu überlassen".<sup>77</sup> Das Zusammenspiel der Bergbauunternehmer und der Führer der Bergarbeiterverbände dokumentiert eine Reihe von Vereinbarungen, deren erste am 14. November im Ruhrgebiet vorgelegt wurde und in der es u. a. heißt: "Es besteht Übereinstimmung, daß im Interesse der Aufrechterhaltung der deutschen Volkswirtschaft ... Eingriffe in die Arbeits- und Betriebsverhältnisse der Zechen ... unbedingt zu vermeiden sind."<sup>78</sup> In nahezu wörtlicher Übernahme kehrt diese Forderung wieder als Ergebnis von Verhandlungen zwischen den Gewerkschaften und dem Verein der deutschen Kaliinteressenten vom 27. November 1918<sup>79</sup> sowie der Bergarbeiterver-

74 Barth, E., Aus der Werkstatt der deutschen Revolution, Berlin 1919, S. 68.

75 Die Regierung der Volksbeauftragten 1918/19, eingel. v. E. Matthias = Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, T. 1, Reihe 1, Bd. 6/I, Düsseldorf 1969, S. 104.

76 Vorwärts, 5. 12. 1918.

77 Staatsarchiv Dresden, Ministerium des Innern, Nr. 9281, Bl. 100.

78 Betriebsarchiv des VEB Mansfeld-Kombinats "Wilhelm Pieck", Eisleben, Nr. IV 108, Bd. I, Bl. 164 d.

79 Staatsarchiv Magdeburg, Rep. F 38, Tit. XX a 168, Bl. 16264.



bände und Unternehmersonorganisationen in Ober- und Niederschlesien.<sup>80</sup> Hatten die Arbeiterausschüsse im Bergbau bis zum Ausbruch der Revolution lediglich ein Schattendasein geführt, so entdeckten Unternehmer und Gewerkschaftsführer jetzt in diesen Organen ein Mittel zur Bekämpfung und Eliminierung des Einflusses der Räte. Zu einem Teil waren die Ausschüsse von den Bergarbeitern aufgelöst oder umgebildet worden – womit sie gleichzeitig ihren Charakter veränderten –, wären auf verschiedenen Zechen Kommissionen entstanden, die als Teil der Rätebewegung die Forderungen der Bergarbeiter vertraten. Die Arbeiterausschüsse als ein Element der alten (kapitalistischen) "Ordnung" zu reaktivieren und sie im Kampf gegen das (revolutionäre) "Chaos" einzusetzen, betrachteten die anti- und konterrevolutionären Kräfte als eines der wichtigsten Mittel zur Aufrechterhaltung ihrer Machtpositionen.

Ende November begann sich allen taktischen Finessen zum Trotz im Ruhrrevier und in Oberschlesien eine Streikbewegung zu entwickeln, die mehr und mehr von Forderungen zur Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Bergarbeiter dazu überging, den kapitalistischen Charakter des Bergbaus in Frage zu stellen. Diese Bewegung fand ihre Widerspiegelung auf dem ersten Reichskongreß der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands vom 16. bis 21. Dezember 1918 in Berlin, der beschloß, "mit der Sozialisierung ..., insbesondere des Bergbaus, unverzüglich zu beginnen".<sup>81</sup> Einige der Initiatoren des Antrags verbanden damit die Absicht, die sich entwickelnde Massenbewegung für die Entmachtung der Konzernherren zu stoppen, zur allgemeinen "Beruhigung" beizutragen und die Positionen der Regierung zu stärken. Das Gegenteil war indessen der Fall: die Bewegung an der Basis selbst nahm einen neuen Aufschwung, die Klassenauseinandersetzungen verschärfte sich in einer Weise, daß der Ruf nach Einsatz der bewaffneten Macht zur "Pazifizierung" der Unruheherde immer lauter wurde. Einsatzfähige Truppen standen der herrschenden Klasse aber zu dieser Zeit noch nicht zur Verfügung. Einander widersprechende Äußerungen von Regierungsvertretern zum Problem der Sozialisierung trugen auf ihre Weise dazu bei, die Gegensätze zu verschärfen. So hatte der Volksbeauftragte Emil Barth einer Bergarbeiterdelegation aus Hamborn erklärt, noch vor Weihnachten werde mit der Sozialisierung des Bergbaus begonnen.<sup>82</sup> Der preußische Minister für Handel und Gewerbe, Otto Fischbeck, teilte dagegen am 23. Dezember dem Hamborner Oberbürgermeister im Namen der "Reichsregierung" mit, diese Erklärung sei "unverbindlich".<sup>83</sup> Zum andern behauptete der sozialdemokratische Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes, August Müller, der selbst den rechten Gewerkschaftsführern "zu weit rechts" stand<sup>84</sup>, nach einem Bericht des "Berliner Tageblattes" vom 29. Dezember 1918: "Die Sozialisierung ist bei uns unmöglich ...", es sei "eine Dummheit, den Bergbau usw. zu verstaatlichen".<sup>85</sup> Müller drückte damit zweifellos nur aus, wenn auch allzu offenerherzig, was viele einflußreiche "Arbeiterführer" dachten, ohne es allerdings öffentlich auszusprechen. Als er im Januar 1919 die Bildung der sog. Sozialisierungskommission einen "unglücklichen Beschluß" nannte, sah sich die Regierung veranlaßt, ihn abzulösen und durch Rudolf Wissell zu ersetzen, der die Politik seines Vorgängers konsequent, aber mit

80 Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vom 21. Dezember 1918, S. 472; Jahrbuch für 1919, hg. v. Vorstand des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands, Bochum o. J., S. 135 ff.

81 Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. 3: Von 1917 bis 1923, Berlin 1966, S. 161.

82 Zentrales Staatsarchiv Potsdam, Reichskanzlei, Nr. 2500/1, Bl. 60 ff.

83 Ebenda, Bl. 85.

84 Correspondenzblatt ... vom 2. November 1918, S. 403.

85 Berliner Tageblatt, 29. 12. 1918.

größeren taktischem Geschick fortsetzte. Im Januar 1919 nahm die Bewegung der Bergarbeiter im Ruhrrevier weiter an Kraft und Stärke zu; die Streikwelle schien sich zu einem allgemeinen Generalstreik auszudehnen. Dazu kam es jedoch zunächst nicht, weil eine Konferenz der Arbeiter- und Soldatenräte des rheinisch-westfälischen Industriegebiets am 13. Januar in Essen beschloß, die "sofortige Sozialisierung des Kohlenbergbaues selbst in die Hand zu nehmen"<sup>86</sup>. Eine Kommission aus neun Mitgliedern, paritätisch zusammengesetzt aus Vertretern der SPD, USPD und KPD, sollte diesen Beschluß im Zusammenwirken mit einer Räteorganisation, deren Vertreter auf den Zechen noch zu wählen waren, verwirklichen. Den rechten und zentristischen Partei- und Gewerkschaftsführern, denen es gelungen war, sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen, ging es jedoch in erster Linie darum die Streiks zu beenden, "Ruhe und Ordnung" wiederherzustellen und die Wahlen zur Nationalversammlung unter Dach und Fach zu bringen. In dieser Situation schlug die Sozialisierungskommission der Regierung vor, eine Bergbauverkündung zu erlassen, die aber - angeblich wegen der platten und nichtsagenden allgemeinen Formulierungen<sup>87</sup> - nicht akzeptiert wurde. Statt dessen wurde am 18. Januar eine Verordnung, betreffend den Bergbau, verabschiedet, die die Ernennung von Reichsbevollmächtigten für die einzelnen Bergbaugebiete vorsah, die von der Arbeitsgemeinschaft der Unternehmer und Gewerkschaften nominiert werden sollten und "alle wirtschaftlichen Vorgänge ... zu überwachen"<sup>88</sup> hatten. Außerdem sollten die Arbeiterausschüsse neu gewählt werden. Von Kontroll- oder Mitbestimmungsrechten der Bergarbeiter war mit keinem Wort die Rede. Eine "Sozialisierung" des Bergbaus wurde in Aussicht gestellt. Zur gleichen Zeit ließ die Regierung Plakate mit der Schlagzeile "Die Sozialisierung marschiert!" drucken und verbreiten, um den Massen zu suggerieren, ihre Forderungen würden erfüllt. In Wirklichkeit aber marschierten die reaktionären militärischen Verbände, zerschlugen die revolutionäre Vorhut des Berliner Proletariats und ermordeten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg und bereiteten sich auf den bewaffneten Kampf gegen die Bergarbeiter vor.

Die taktischen Manöver der Regierung in der Sozialisierungsfrage blieben ohne durchschlagenden Erfolg. Auf einer zweiten Konferenz der Arbeiter- und Soldatenräte am 20. Januar wurde beschlossen, "jedem Widerstand gegen die Wahlen (zu den Zechenräten - D. B.) wie gegen die Sozialisierung überhaupt mit aller Kraft entgegenzutreten".<sup>89</sup> In den folgenden Wochen kam es zu erbitterten Auseinandersetzungen, einer Vielzahl von "wildem" Sozialisierungsversuchen, zur Absetzung von Betriebsleitungen und Beamten, zur Übernahme der Kontrolle der Produktion durch die Zechenräte. Verhandlungen der Delegationen der Bergarbeiter mit der Regierung blieben ohne nennenswerte Ergebnisse. Als sich die konterrevolutionären Kräfte nunmehr entschlossen, den Widerstand mit Waffengewalt zu brechen, erklärte eine Konferenz der Arbeiter- und Soldatenräte am 18. Februar die Ausrufung des Generalstreiks, der aber bereits drei Tage später abgebrochen werden mußte, da es nicht gelungen war, eine einheitliche Streikfront zu bilden. Die rechten sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsführer des Ruhrreviers hatten den Augenblick für gekommen gehalten, aus der Bewegung auszuscheren und offen gegen sie Stellung zu nehmen.

<sup>86</sup> Dokumente und Materialien ..., Reihe II: 1914 - 1945, Bd. 3, Berlin 1958, S. 88.

<sup>87</sup> Die Regierung der Volksbeauftragten 1918/19, T. 2, Reihe 1, Bd. 6/I, S. 278.

<sup>88</sup> Reichsgesetzblatt, Jg. 1919, S. 64.

<sup>89</sup> Illustrierte Geschichte der Deutschen Revolution, Berlin 1928, S. 318.

Etwa seit Mitte Januar 1919, beeinflusst sowohl durch das Drängen der Ruhrbergarbeiter nach gesellschaftlichen Veränderungen und die immer wieder aufflackernden Streiks in Oberschlesien als auch durch den brutalen Terror gegen das Berliner Proletariat, waren die Bergarbeiter in Mitteldeutschland zusehends in Bewegung geraten. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen standen Forderungen nach Sozialisierung des Bergbaus und nach Einführung der Kontrolle über die Produktion durch gewählte Organe der Arbeiterklasse, die Betriebsräte. Der Bezirksarbeiter- und Soldatenrat Merseburg beschloß, den Kupfer-, Kali- und Kohlenbergbau unter seine Kontrolle zu stellen. Am 27. Januar bildete sich im Verlaufe einer Bergarbeiterkonferenz der Bezirksbergarbeiterrat, der das Oberbergamt in Halle besetzte. Auf den Gruben sollten nach dem sog. Essener Muster Betriebsräte gewählt werden, welche die Arbeiterkontrolle über die Produktion durchzusetzen hatten. Die staatlichen Organe versuchten, diese Bestrebungen mit der Anordnung zu durchkreuzen, Neuwahlen zu den Arbeiterausschüssen durchzuführen, deren wichtigste Aufgabe es lt. Verordnung vom 23. Dezember 1918 sein sollte, das "gute Einvernehmen" zwischen Arbeitern und Unternehmer zu fördern.<sup>90</sup>

Die Folge war eine weitere Verschärfung der Klassegegensätze, die den führenden Kräften der Bewegung, Funktionären des linken Flügels der USPD, durchaus unangelegen kam. Sie versuchten, durch Verhandlungen und Kompromisse mit der Reichsregierung zu Regelungen zu kommen, die eine Vertiefung der revolutionären Entwicklung verhinderten. Die Bergarbeiter waren jedoch mit diesen Vereinbarungen nicht einverstanden. Sie hatten erkannt, daß ihre Forderungen nicht akzeptiert worden waren, und begannen, spontan die Arbeit niederzulegen, bis eine Konferenz der mitteldeutschen Bergleute am 23. Februar in Halle einstimmig die Ausrufung des Generalstreiks beschloß. Im Mittelpunkt der Forderungen, die durch den Streik durchgesetzt werden sollten, stand der Wunsch nach "Demokratie in den Betrieben". Der Generalstreik in Mitteldeutschland brach aus, als der Generalstreik im Ruhrgebiet bereits abgebrochen worden war. Das war zweifellos der Sache, für die die Bergarbeiter fochten, sehr abträglich. Dennoch stand die Regierung unter einem starken Druck, da der Streik mit großer Wucht einsetzte. Sie antwortete zunächst mit Härte und ließ das Streikgebiet militärisch besetzen. Etwa gleichzeitig aber ging sie von der schroffen Ablehnung der Forderungen der Streikenden zu einer Politik der Konzessionsbereitschaft über. Ein Erlaß der Regierung vom 1. März versprach den Ausbau der bisher von ihr eindeutig abgelehnten Organisation der Betriebsräte als "Organe der wirtschaftlichen Demokratie"<sup>91</sup> und die Sozialisierung der Bergwerke und anderer Wirtschaftszweige. Zwei Tage danach wurde in Berlin der Generalstreik ausgerufen.

Die außerordentliche Zuspitzung der Lage veranlaßte die sozialdemokratisch-bürgerliche Koalitionsregierung zu einer Reihe weiterer Zugeständnisse, ohne dabei prinzipielle Positionen aufzugeben. Sie erklärte sich in Verhandlungen mit einer Abordnung sozialdemokratischer Arbeiterräte aus Berlin bereit, die Räte "als wirtschaftliche Interessenvertretung" anzuerkennen und in der künftigen Verfassung zu verankern.<sup>92</sup> In größter Eile wurden dem Staatenausschuß und der Nationalversammlung die Entwürfe eines Rahmengesetzes zur "Sozialisierung" und eines Gesetzes über die Regelung der Kohlenwirtschaft zur Beschlußfassung vorgelegt und bis zum 13. März buchstäblich durchgepeitscht. Der Reichswirtschaftsminister Wissell begründete die Eile damit, es ginge um "Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes"

<sup>90</sup> Reichsgesetzblatt, Jg. 1918, S. 1456 f.

<sup>91</sup> Deutscher Reichsanzeiger, 3. 3. 1919.

<sup>92</sup> Vorwärts, 5. 3. 1919.

und man wüßte nicht, "was die nächsten acht Tage bringen würden."<sup>93</sup> Es sei "keine Stunde Zeit mehr zu verlieren ... Vielleicht sei es schon zu spät."<sup>94</sup>

Abgesehen davon, daß die Regierung mit diesen Initiativen, die den starken Druck der Streikbewegung reflektierten, versuchte, das Heft des Handelns wieder in die Hand zu bekommen, war das Reichswirtschaftsministerium unter der Leitung von Rudolf Wissell und Wichard v. Moellendorff bestrebt, die Situation auszunutzen, um seine Vorstellungen von einer hochkonzentrierten und -organisierten staatsmonopolistischen Wirtschaft zu verwirklichen. Moellendorff war der eigentliche Spiritus rector dieser Pläne, die später mit dem Begriff "konservativer Sozialismus" umschrieben wurden, obwohl sie nichts anderes waren als eine Variante der Zusammenfassung der wirtschaftlichen Kräfte mit staatsmonopolistischen Mitteln und Methoden unter den besonderen Bedingungen der Niederlage im ersten Weltkrieg und der revolutionären, anti-imperialistischen Bewegung der Arbeiterklasse. In erster Linie bestand aber das Ziel dieser als hektisch zu bezeichnenden Aktivitäten darin, der Streikbewegung ihren ursprünglichen Schwung zu nehmen. Der Zentrumspolitiker und Reichspostminister Johannes Giesberts antwortete daher auf die Kritik von bürgerlicher Seite an den Gesetzesvorlagen, diese richteten sich "gegen jene wilde Sozialisierung, wie ich sie in Rheinland-Westfalen gefunden habe ..."<sup>95</sup>

Am 7. März wurde der Generalstreik sowohl in Mittelddeutschland als auch in Berlin, wo das brutale Vorgehen des Militärs über 1 000 Todesopfer forderte, abgebrochen. Von der Regierung ausgehängte Plakate verkündeten markt-schreierisch: "Die Sozialisierung ist da!" Mit der Wirklichkeit hatte das nichts zu tun. Nicht einmal den Plänen und Vorstellungen des Reichswirtschaftsministeriums war ein Erfolg beschieden. Wissell und Moellendorff taten alles in ihren Kräften Stehende, um die ohnehin ohnmächtige, wirkungslose und schon durch ihre Zusammensetzung keineswegs zu einer echten Vergesellschaftung der wichtigsten Produktionsmittel drängende Sozialisierungskommission zum Rücktritt zu veranlassen, der am 7. April erfolgte. Aber auch die Durchsetzung ihrer eigenen Absichten scheiterte am Widerstand der großen Mehrheit der industriellen Bourgeoisie und der SPD- und Gewerkschaftsführer. Wissell und Moellendorff nahmen im Sommer 1919 ihren Abschied.

Die Bewegung der deutschen Bergarbeiter im Frühjahr 1919 hatte letztendlich eine Reihe relativ unbedeutender Zugeständnisse erreicht. Noch einmal kam es im April 1919 im Ruhrgebiet zu einer mächtigen Streikbewegung, die nach dreiwöchigem Kampf - bei erneutem Einsatz des Militärs - mit einem Teilerfolg, der Einführung der siebenstündigen Schicht, beendet wurde. Mit dem allmählichen Nachlassen der revolutionären Kraft der Bergarbeiterbewegung sah die herrschende Klasse keine Veranlassung mehr, bei der Verwirklichung der ihr abgerungenen Konzessionen Eile walten zu lassen. Sollte das Betriebsrätegesetz ursprünglich von der Nationalversammlung noch vor den Sommerferien verabschiedet werden, so schleppte sich die parlamentarische Prozedur bei ständiger Verschlechterung des vorgelegten Entwurfs bis zum Frühjahr 1920 hin. Das Resultat wies schließlich nur noch geringe Ähnlichkeit mit den Vorstellungen auf, um deren Realisierung die Bergarbeiter gekämpft hatten.

93 Staatsarchiv Dresden, Ministerium für auswärtige Angelegenheiten, Nr. 6431, Bl. 96 ff.

94 Ebenda.

95 Verhandlungen der verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung. Stenographische Berichte, Bd. 326, S. 593.



Es bleibt festzuhalten, daß die Bewegung der Bergarbeiter in Deutschland wie in Großbritannien in der Periode des ersten Weltkrieges und der sich anschließenden Krisensituation die herrschende Klasse in beiden Ländern vor ernste Probleme stellte. Während in Großbritannien die Forderungen nach Verstaatlichung des Kohlenbergbaus noch aus der Vorkriegszeit stammten und auch während des Krieges aktuell blieben, war in Deutschland das Drängen nach Sozialisierung des Bergbaus vor allem ein Produkt der Revolution. Das verweist uns auf den grundlegenden Unterschied beider Bewegungen: Die Forderungen der britischen Bergarbeiterbewegung verblieben im Rahmen der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung; die deutschen Bergarbeiter drängten dagegen auf die Beseitigung der bestehenden sozialökonomischen Ordnung und auf eine echte Vergesellschaftung des Bergbaus innerhalb eines sozialistischen Staates. Auch die in beiden Ländern vertretenen Forderungen nach Produktionskontrolle und Mitbestimmung zielten in Großbritannien nicht auf die Beseitigung der Ausbeutergesellschaft, wurden nicht als Schritt zur Überwindung der kapitalistischen Verhältnisse verstanden, sondern verblieben in ihrem Rahmen. In Deutschland gingen die Forderungen der Bergarbeiter unter dem Einfluß der revolutionären Linken in der deutschen Arbeiterbewegung weiter und stellten das kapitalistische System als Ganzes in Frage, ohne aber in der Lage zu sein, sich gegen den Widerstand der rechtssozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsführer und gegen das inkonsequente Verhalten der linken USPD-Führer durchsetzen zu können. Die zentrale Frage, die Frage der Eroberung der politischen Macht, blieb nicht nur ungelöst, sondern weitgehend selbst außerhalb der Betrachtung. Damit fehlte die grundlegende Voraussetzung für die Verwirklichung der revolutionären Forderungen der Bergarbeiter.

Früher als in Deutschland hatte die Bourgeoisie in Großbritannien erkannt, welchen Wert eine gewisse Integration von Partei- und Gewerkschaftsführern in das bestehende System für dessen Stabilität und Belastbarkeit haben konnte. Während des Krieges verfolgte der Staatsapparat in der Wirtschaft- und Sozialpolitik die Linie, Konfrontationen möglichst zu vermeiden, den "sozialen Frieden" zu wahren und mit den Führern der Arbeiterbewegung zu kooperieren. Dazu gehörten auch die Versuche, Arbeitsgemeinschaften zwischen Unternehmern und Arbeiterschaft zu bilden - Versuche, die in Deutschland bei entsprechenden Initiativen der Gewerkschaftsführer zunächst gescheitert waren, in Großbritannien dagegen mit der Bildung der Whitley Councils bereits während des Krieges einigen Erfolg hatten. In Deutschland bedurfte es dagegen der Revolution, um das Großkapital zu veranlassen, die Zusammenarbeit mit der Arbeiterbürokratie zu suchen und den revolutionären Prozeß durch die Bildung von Arbeitsgemeinschaften nach Möglichkeit zu blockieren. Dabei ging es in beiden Ländern auch darum, der sich im Bergbau entwickelnden Rätebewegung entgegenzuwirken.

Das Bündnis mit den opportunistischen Führern der Gewerkschaften und Arbeiterparteien war in beiden Fällen die *Conditio sine qua non*, um systemgefährdende Erfolge der Bergarbeiterbewegung zu verhindern. Die bevorzugte Taktik bestand darin, durch hinhaltende Verhandlungen, Einsetzung von Kommissionen, Täuschungsmanöver, inhaltlose Versprechungen und - soweit unvermeidlich - minimale Zugeständnisse vor allem in bezug auf die materielle Lage der Bergarbeiter einen maximalen Zeitgewinn zu erzielen, in der Erwartung, das Kräfteverhältnis der Klassen allmählich grundlegend zugunsten der herrschenden Klasse zu verändern, auf die militärische Gewalt aber nach Möglichkeit zu verzichten. Nur in Deutschland erwies es sich für die bürgerlich-kapitalistische Staatsgewalt als notwendig, mit dem Einsatz des Militärs gegen die Bergarbeiter nicht nur zu drohen. Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen waren in beiden Ländern Mittel zur Beschwichtigung der Arbeiterschaft. Die revolutionären deutschen Bergarbeiter hatten den Hauptanteil an der Errichtung von betrieblichen Interessenvertretungen der Arbeiter und Angestellten, die gegenüber den bisherigen Arbeiterausschüssen

über erweiterte Rechte verfügten. Die ursprünglichen weitreichenden Forderungen nach Arbeiterkontrolle, nach einem wirklichen Einfluß auf die Produktion, nach Nationalisierung oder Sozialisierung, konnten jedoch weder in Deutschland noch in Großbritannien durchgesetzt werden.

## Frauenarbeit und Familieninkommen in der norwegischen Stadt 1875 bis 1930<sup>1</sup>

von Ida Blom

In der vorindustriellen Gesellschaft war das Überleben des einzelnen von einer Hausgemeinschaft oder Familie abhängig. Alle Mitglieder mussten arbeiten, um die Existenz der Familie zu sichern.

Auch in den Städten fand der überwiegende Teil der Produktion in der Fabrik oder im Haushalt statt. Dazu brauchte es vieler Hände, und darum lebten auch unverheiratete erwachsene Töchter in der Familie ihres Vaters.

Mit der Industrialisierung veränderten sich die Bedürfnisse der Familie. Die Produktion verlagerte sich teilweise von der Familie auf die Gemeinschaft. Durch die Zentralisierung der Arbeit in Fabriken, Büros und Geschäften war der Wohnort und Arbeitsplatz räumlich getrennt. Das meiste wurde zum Kauf gebracht, und die Familie war auf Geld angewiesen. Das konnte durch den Verkauf der Arbeitskraft der Familienmitglieder besorgt werden.

Die Industrialisierung begann in Norwegen erst in der 2. Hälfte des 19. Jh. und erfolgte dann auch nur ziemlich langsam. 1875 waren ungefähr 88 % aller weiblichen Arbeitskräfte in landwirtschaftlichen Berufen tätig, 1900 noch etwa 30 %. Viele Norweger lebten also noch während der Zwischenkriegszeit in Familien, in denen die Produktion ein zentrales Element des Alltags darstellte. Schneller wirkte sich dagegen die Industrialisierung in Norwegen aus.

Norwegische Historiker haben bisher noch nicht untersucht, welche Folgen die Industrialisierung für den Zusammenhang von Frauenarbeit und Familieninkommen hatte. Es gibt Studien über Erntearbeit in der Fabrik, in Geschäften, im Schuldienst und im Haushalt, dazu eine Untersuchung über die Stellung des Lebens der Frauen in einem Arbeiterviertel Oslo Anfang des 20. Jh. Auf diesem Gebiet läuft auch die größte Forschungsprojekte an.

<sup>1</sup> Dieser Artikel beruht auf einem Vortrag, der auf der 5. Tagung der Fachkommission Stadtgeschichte der Historik- und Geographischen Gesellschaft der DDR "Frau, Ehe und Familie in der europäischen Stadt vom Mittelalter bis zur Neuzeit" (vom 25. bis 27. Oktober 1982 in Halberstadt) gehalten wurde. 2-Mile Berechnungen zu Bewohnerschaft und Einkommen beruhen auf Volkszählungen von 1875, 1910 und 1930.

## Frauenarbeit und Familieneinkommen in der norwegischen Stadt 1875 bis 1930<sup>1</sup>

von Ida Blom

In der vorindustriellen Gesellschaft war das Überleben des einzelnen von einer Hausgemeinschaft oder Familie abhängig. Alle Mitglieder mußten arbeiten, um die Existenz der Familie zu sichern.

Auch in den Städten fand der überwiegende Teil der Produktion in der Familie oder im Haushalt statt. Dazu brauchte es vieler Hände, und darum konnten auch unverheiratete erwachsene Töchter in der Familie ihren Unterhalt finden.

Mit der Industrialisierung veränderten sich die Bedürfnisse der Familie. Die Produktion verlagerte sich teilweise von der Familie auf die Gesellschaft. Durch die Zentralisierung der Arbeit in Fabriken, Büros und Geschäften wurden Wohnort und Arbeitsplatz allmählich getrennt. Das meiste mußte nun gekauft werden, und die Familie war auf Geld angewiesen. Das konnte durch den Verkauf der Arbeitskraft der Familienmitglieder beschafft werden.

Die Industrialisierung begann in Norwegen erst in der 2. Hälfte des 19. Jh. und erfolgte dann auch nur ziemlich langsam: 1875 waren ungefähr 60 % aller weiblichen Arbeitskräfte in landwirtschaftlichen Berufen tätig, 1930 noch etwa 30 %. Viele Norweger lebten also noch während der Zwischenkriegszeit in Familien, in denen die Produktion ein zentrales Element des Alltags darstellte.<sup>2</sup> Schneller wirkte sich dagegen die Industrialisierung in der Stadt aus.

Norwegische Historiker haben bisher noch nicht untersucht, welche Folgen die Industrialisierung für den Zusammenhang von Frauenarbeit und Familieneinkommen hatte. Es gibt Studien über Frauenarbeit in der Fabrik, im Geschäftsleben, im Schuldienst und im Haushalt, dazu eine Untersuchung über alle Seiten des Lebens der Frauen in einem Arbeiterviertel Oslos Anfang des 20. Jh. Auf diesem Gebiet läuft auch ein größeres Forschungsprojekt, an

1 Dieser Artikel fußt auf einem Vortrag, der auf der 5. Tagung der Fachkommission Stadtgeschichte der Historiker-Gesellschaft der DDR "Frau, Ehe und Familie in der europäischen Stadt vom Mittelalter bis zur Neuzeit" (vom 25. bis 27. Oktober 1982 in Halberstadt) gehalten wurde.

2 Alle Berechnungen zu Beruf und Ehestand beruhen auf Volkszählungen von 1875, 1910 und 1930.

dem mehrere Historiker beteiligt sind.<sup>3</sup> Doch auch hier liegt das Schergewicht nicht auf dem Verhältnis von Frauenarbeit und Familieneinkommen. Es gibt überhaupt noch wenige norwegische Forscher, die die Vergangenheit aus der Frauen- oder Familienperspektive untersucht haben.

Aus demographischen Studien wissen wir aber, daß sowohl die Familie als auch der Haushalt während des 19. Jh. und zu Beginn des 20. Jh. kleiner wurden. Zuerst wurden es weniger Diener. Die Zahl der Ein-Personen-Haushalte nahm zu, besonders in den Städten. Handwerksgesellen wohnten Ende des 19. Jh. nur noch selten im Haushalt des Meisters. Nach der Jahrhundertwende sank (wie in den meisten westeuropäischen Ländern) auch die Kinderzahl in den Familien.

Familiengeschichtliche Untersuchungen anderer Länder haben betont, daß diese Entwicklung (zuerst bei den Beamten- und Großbürgerfamilien) zu einer Funktionsentleerung der Familie führte. Während die Produktionsgemeinschaft in der vorindustriellen Gesellschaft die Familienmitglieder zusammenhielt, seien es nun gefühlsmäßige Bande, die Ehegatten aneinander und Kinder an ihre Eltern knüpften. Die Aufgabe der Frau wurde eingeschränkt auf die emotionellen Bedürfnisse der Familie, während der Mann für die materielle Grundlage der Familie sorgte.

Aus dieser Perspektive würde die Frauenarbeit im Industriekapitalismus für immer weitere soziale Gruppen und ihre Familieneinkommen wenig bedeuten. Der ökonomische Lebensstandard wäre von den Einkünften des Mannes abhängig.

Andere Historiker haben aber unterstrichen, daß die Frauenarbeit sowohl in der vorindustriellen als auch in der industriekapitalistischen Gesellschaft konsequent den Bedürfnissen der Familie angepaßt wurde und stets ein wichtiger Faktor der Familieneinkommen war.<sup>4</sup>

Daraus ergibt sich: Ohne Kenntnis aller Seiten der Frauenarbeit werden wir einen falschen Eindruck sowohl von den wirtschaftlichen Verhältnissen in der Familie als auch von denen der Gesellschaft erhalten.

Wie gestaltete sich nun zwischen 1875 und 1930 die Arbeit der unverheirateten und der verheirateten Frauen? Wir finden die Frauenarbeit auf drei Gebiete verteilt:

1. Vollbeschäftigung in der gesellschaftlichen Produktion, mit Geld entlohnt. Diese Arbeit ist (wie die Arbeit der meisten Männer) in der Berufsstatistik registriert.
2. Teilzeit- und Saisonarbeit in der gesellschaftlichen Produktion und in den Haushalten. Sie ist zwar Lohnarbeit, aber nur teilweise in den Berufsstatistiken registriert.

<sup>3</sup> Die meisten dieser Studien sind ungedruckte Dissertationen. Sonst wird auf folgende Arbeiten verwiesen: Thorsen, L. E., Kvinnene på Kampen. En undersøkelse av arbeiderkvinnens levevilkår 1890 - 1930, Oslo 1979; Moum, S. V., Kvinnes folksarbeid. Kvinners kår og status i Norge 1875 - 1910, Oslo 1981; Mennesker i Kristiania. Sosialhistorisk søkelys på 1800-tallet, hg. v. J. E. Myhre u. J. S. Østberg, Oslo 1979; Ertresvåg, E., Kvinner i Industrien i Norge 1870 - 1915, in: Arbeids-, lønns- og rettsforhold for yrkesaktive kvinner i de nordiske land ca. 1850 - 1914, hg. v. G. A. Blom, Trondheim 1978; Blom, I., Kvinnen - et likeverdig menneske?, in: Norges Kulturhistorie, Bd. 5, Oslo 1980, S. 51 - 74. - Das von I. Blom geleitete Forschungsprojekt wird vom Norwegischen Humanistischen Forschungsrat finanziert.

<sup>4</sup> Shorter, E., The Making of the Modern Family, Toronto 1975; Tilly, L. A. / Scott, J. W., Women, Work and Family, New York 1978.

3. Arbeit von Hausfrauen und erwachsenen mithelfenden Töchtern im Haushalt ohne direkten Lohn. Sie sind in den Volkszählungen als versorgt registriert; ihre Arbeit wird gewöhnlich nicht als ökonomisch wichtig gerechnet.

In der Teilzeit- und Saisonarbeit wie in der Hausarbeit finden wir also die in den Quellen verborgene Frauenarbeit. Studien über die Frauenarbeit, die sich auf die Vollbeschäftigung in der gesellschaftlichen Produktion begrenzen, haben die Theorie unterstützt, die Frauen seien eine Reservearbeitskraft, die je nach Konjunkturlage mehr oder weniger Bedeutung für die Gesamtwirtschaft, für die Familieneinkommen aber nur eine geringe besaß.

Aber die Frauenarbeit war, wenn wir die Teilzeit- und die Hausarbeit mitrechnen, ebenso eine Hauptstütze des Haushalts der Familie wie sie wichtig war für die Gesellschaft.

Die bis jetzt am meisten bearbeiteten Quellen zur weiblichen Erwerbstätigkeit beziehen sich auf Oslo, die größte Stadt Norwegens (bis 1924 Kristiania genannt). Auf Oslo konzentrieren wir uns mangels genügender Berechnungen für andere Städte, nur für spezielle Fragen nehmen wir Material z. B. aus Bergen und Stavanger.

Folgen wir den Berufsstatistiken und Volkszählungen, finden wir für die ganze Periode, daß sehr wenige verheiratete Frauen als erwerbstätig registriert waren: Oslo 6 bis 7 %, das ganze Land 2 bis 4 %. Die meisten werden als versorgte Ehefrauen geführt. Von den ledigen Frauen waren 1875 die meisten Dienstmädchen, 1910 dagegen nur noch halb soviel. Dafür wuchs ihr Anteil in Industrie und Handwerk etwas, wodurch sich aber bis 1930 das Ausgangsniveau nicht wesentlich veränderte. In Handel, Transport und immateriellen Erwerbszweigen nahm die Beschäftigung von Frauen stets zu: von 7 % um 1875 bis auf 23 % um 1930. Diese Erwerbszweige haben dann alle anderen überflügelt.

Mit einigen Modifikationen können solche Tendenzen auch für andere norwegische Städte gelten.

Die Industrialisierung änderte also nur sehr wenig an der Erwerbstätigkeit der verheirateten Frauen in den Städten. Nach wie vor waren sie (nach den Volkszählungen) mit Hausarbeit im eigenen Hause beschäftigt. Für die unverheirateten Frauen verlagerte sich das Schwergewicht von der Arbeit als Dienstmädchen in die Industrie, meist jedoch in Handel, Kontor, Schulen und andere Dienstleistungsbereiche.

Für die jungen Frauen der Arbeiterviertel bedeutete das, daß sie immer seltener als Dienstmädchen arbeiteten, dafür mehr in Fabriken, Büros und Geschäften. Nach wie vor trugen sie aber durch ihre Arbeit zum Budget ihrer Familien bei.

Besonders wichtig war diese Entwicklung aber für die Familien des Mittelstandes. Der Anteil der zeit lebens unverheirateten Frauen war nämlich während der ganzen Periode hier doppelt so groß wie in den Arbeiterfamilien. Um 1920 ist jede dritte Frau in den bürgerlichen Vierteln Oslos noch mit 50 Jahren unverheiratet, dagegen nur jede sechste in den Arbeitervierteln. <sup>5</sup>

Nun wissen wir, daß gerade im Mittelstand der Unterhalt der ledigen Frauen ein Problem darstellte. Sie fanden in der vorindustriellen Gesellschaft ihren Unterhalt im Haushalt der Eltern oder Geschwister. Indem sie sich nun selbst versorgten und den Haushalt weder ihrer Eltern noch ihrer Geschwister belasteten, trugen sie seit Ende des vorigen Jahrhunderts zum Einkommen ih-

5 Blom, I., Barnebegrensning, synd eller sunn fornunft?, Bergen 1980, S. 101 - 106.



rer Familien bei. Die Ansprüche an den Unterhaltspflichtigen wurden reduziert.

Für diese ledigen bürgerlichen Frauen war die Ehe nicht mehr eine ökonomische Notwendigkeit. Die ökonomische Selbständigkeit hatte ihnen eine Freiheit gegeben - oder wie eine von ihnen es um die Jahrhundertwende ausdrückte: "Die gebildeten Frauen unserer Zeit wollen einen Gatten, der nicht nur halbgebildet ist. Und das gilt für viele Männer, die die finanziellen Mittel haben, sich zu verheiraten. Wir fordern auch dieselbe Moral wie die unsrige, und wirklich brave Männer gibt es nur wenige. Die Männer nun, mit denen wir uns eine Ehe vorstellen können, haben oft nicht genug Geld dafür ... Gibt es für uns den geringsten Zweifel, lassen wir es lieber sein."<sup>6</sup>

Bis 1930 blieben mehr und mehr Frauen des Mittelstandes ledig. Wenn Gefühle mehr als Geld in der Ehe gelten sollten, bedeutete das aber nicht, daß die verheirateten Frauen des Mittelstandes keine ökonomische Funktion mehr hatten.

Obwohl die ledigen Frauen einen wachsenden Anteil aller Frauen darstellten, blieben es doch mehr verheiratete. Bekanntlich wurden nur wenige von ihnen in den Volkszählungen als berufstätig registriert. Wir finden sie dort als nichterwerbstätige Hausfrauen. Bedeutet das, daß sie für die Familieneinkommen keine Rolle spielten? Trugen diese Frauen tatsächlich nicht finanziell zum Lebensunterhalt der Familie bei? Was bedeutete ihre Arbeit im Hause? Auskunft auf diese Fragen geben die Betriebsarchive und die Berichte von Fabrikinspektionen und Gesundheitskommissionen.

Oft handelte es sich dabei um Saison- oder Teilzeitarbeit - gerade für verheiratete Frauen geeignet, die einen Haushalt zu versorgen hatten. Dieses Arbeitsverhältnis wurde als Nebeneinnahme in den Volkszählungen nicht systematisch registriert. Die verheirateten Frauen selbst rechneten oft das Einkommen des Ehemannes als Hauptquelle für den Lebensunterhalt und unterließen entweder deswegen oder aus steuerlichen Gründen eine Angabe ihrer Teilzeit- oder Saisonarbeit.

In einer Stadt wie Stavanger, wo die Fischkonservenindustrie eine entscheidende Rolle spielte, finden wir bei einem Blick auf die Lohn Tabellen der Betriebsarchive einen beträchtlich höheren Anteil an verheirateten Frauen, als es die Volkszählungen erwarten lassen: Um 1900 waren in der größten Fabrik 12 % der Frauen verheiratet.<sup>7</sup>

Solche Untersuchungen gibt es jedoch bisher weder für andere Zeitpunkte noch für andere Städte. Wir wissen deshalb noch wenig über die Entwicklung des Anteils verheirateter Frauen in der "Saisonindustrie" bis 1930.

Wichtig ist, daß ein Teil der Textilindustrie auch noch in der Zwischenkriegszeit als Heimarbeit organisiert war. Teile des Arbeitsprozesses wurden entweder in Privathäusern oder in kleinen Werkstätten und Nähstuben ausgeführt. 1917 gab es im ganzen Land etwa 10 000 Heimarbeiterinnen. Das waren etwa 25 % aller Industriearbeiterinnen in Norwegen, also eine ziemlich große Gruppe. Männer gab es sozusagen keine in der Heimtextilindustrie.<sup>8</sup>

Angaben aus der Stadt Bergen zeigen, daß 30 bis 50 % dieser Frauen verheiratet, 15 bis 28 % verwitwet; 60 bis 70 % älter, d. h. zwischen 40 und 70 Jahre alt waren. Die durchschnittliche tägliche Arbeitszeit der Heimarbeiter-

<sup>6</sup> Ebenda, S. 120.

<sup>7</sup> Ertresvåg, S. 21.

<sup>8</sup> Die folgenden Auskünfte beruhen auf: Innstilling fra hjemmeindustrikomiteen 1916, in: Odelstingsproposition, 38/1917; Sunnhets seneste årsberetninger, Bergen 1920 - 1936.

innen betrug zwischen 9 und 11 Stunden, also mehr als in der anderen Industrie, wo 1919 der Acht-Stunden-Tag eingeführt wurde. Hinzu kamen 5 Stunden Hausarbeit, was einen Arbeitstag von 14 bis 16 Stunden ergab.

Das Einkommen war sehr unterschiedlich. Die Bezahlung erfolgte als Stückpreis, und auch hier lag der Durchschnitt unter dem, was Frauen in der Industrie verdienten. Die niedrigen Sätze wurden u. a. damit erklärt, daß viele Frauen solche Arbeit wünschten und daß der Import die Arbeitsmenge begrenze. Fehlende Organisation der Heimarbeiterinnen und der Umstand, daß die Arbeit zu Hause ausgeführt und damit leicht der öffentlichen Kontrolle entzogen werden konnte, wurden außerdem als Ursachen für die schlechten Verhältnisse aufgeführt.

Oft wurde in demselben Raum gearbeitet, in dem die Familie auch aß und schlief. Feuchtigkeit und Dunkelheit kamen oft hinzu; Krankheiten waren häufig. 1930 zeigen die Berichte allerdings eine Verbesserung der Wohnverhältnisse.

Die Heimindustrie war ein letzter Rest der traditionellen häuslichen Kleiderherstellung. Gehen wir auf das Jahr 1875 zurück, dürfen wir jedoch annehmen, daß nicht wenige Frauen, verheiratete und Witwen, sich ganz oder teilweise durch solche Arbeit ernährten. Eine Untersuchung eines typischen Arbeiterviertels in Oslo zeigt, daß Näh- und Strickarbeit von vielen verheirateten Frauen in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Teilzeitarbeit ausgeführt wurde.

Verheiratete Frauen konnten auch auf andere Weise Geld verdienen. Die Arbeit bestand dann aus Waschen, Plätten, Backen und Kochen in wohlhabenderen Haushalten. Wir haben keine genauen Angaben über die Zahl verheirateter Frauen, die so zum Unterhalt der Familie beitrugen. Die Haushaltstechnologie erforderte aber in diesen Haushalten bis in die Zwischenkriegszeit hinein derartige zusätzliche Hilfe: Große Wäsche z. B. beanspruchte neben der Waschfrau die Hausfrau sowie die Haushaltshilfe.<sup>9</sup>

Verschiedene Quellen wie Erinnerungen und Wohltätigkeitsberichte bestätigen, daß so gewöhnlich verheiratete Frauen das Familiengudget aufbesserten, sowohl in außergewöhnlichen Situationen, wie Krankheit oder Arbeitslosigkeit des Unterhaltspflichtigen, als auch als selbstverständlicher Zuschuß zum Familieneinkommen. Ein Wohltätigkeitsbericht von 1915 aus Oslo gibt uns einen Einblick in das Leben einer solchen Frau: "Eine Mutter in Kristiania, eine persönliche Freundin von mir, hat elf Kinder. Sie versorgt die Familie durch ihre eigene Arbeit ohne öffentlichen Beistand. Ihr trunksüchtiger Gatte hilft überhaupt nicht, im Gegenteil, sie muß ihm oft des Hausfriedens wegen Geld geben. Diese Mutter wäscht Treppen morgens, den Tag hindurch arbeitet sie in einer Fabrik, und abends ist sie Zeitungsbote."<sup>10</sup>

Genauere Angaben können wir den Quellen nur zur nichtsaisonalen Fabrikarbeit entnehmen. Wir haben keine Zahlenangaben über die anderen Formen von Zusatzeinkommen und können daher über die Veränderungen bis 1930 nichts aussagen. Die Volkszählungen erhellen jedoch, daß sich die Berufstätigkeit verheirateter Frauen zwischen 1890 und 1930 in einem bestimmten Arbeiterviertel Oslos verdoppelte (von 8,5 auf 17 %). Die Erklärung dafür muß z. T. in der Arbeitslosigkeit der Männer während der Wirtschaftskrise gesucht werden sowie in der Tatsache, daß weniger Kinder es der verheirateten Frau erleichterten, einer Arbeit außer Haus nachzugehen.<sup>11</sup>

<sup>9</sup> Thorsen, S. 161 - 171; Moum, S. 54; Gullikstad, B., Kvinner i lønna arbeid, in: Arbeidsfolk, Arbeidermiljø i Trondheim omkring 1915, Trondheim 1981, S. 40.

<sup>10</sup> Blom, Barnebegrensning ..., S. 128.

<sup>11</sup> Thorsen, S. 163.

Am Ende der 20er und besonders zu Beginn der 30er Jahre kam noch eine neue, ebenfalls oft nicht als Erwerbstätigkeit ausgewiesene Einnahmequelle hinzu: Damenfriseure, Schönheits- und Massagesalons. 1932 wurden für Bergen 6mal mehr Beschäftigte in solchen "weiblichen Geschäften" als Heimarbeiterinnen geschätzt (mehr als 300 gegenüber 48).<sup>12</sup>

Es ist klar, daß viele verheiratete Frauen, besonders aus Familien mit geringen Einkommen, umfassend bezahlte Arbeit ausführten, die aber nur mangelhaft registriert wurde. Gerade weil es sich dabei um Familien am Rande des Existenzminimums handelte, war es wahrscheinlich oft die Arbeit der Frau, welche das Überleben ermöglichte. Die Berichte der Heimindustrie zeigen, daß Armenunterstützung die einzige Alternative war und daß sich die meisten scheuten, sie in Anspruch zu nehmen. Lieber wollten sie Not leiden.

Auch der Arbeitseinsatz der verheirateten kleinbürgerlichen Frauen, die ihren Männern im Beruf beistanden, ist in den Quellen kaum erfaßt. Doch wissen wir, teils aus privaten Aufzeichnungen, teils aus bestimmten Studien, daß z. B. die Schlachtersfrau bei der Verarbeitung mithalf. Sie spülte Därme in kaltem Wasser, schabte und schmolz Talg, sammelte und siebte Blut, und sie verkaufte. In vielen Handwerkerfamilien verkaufte die Frau, während der Mann die Waren herstellte. Im Kleinhandel stand die Frau oft hinter dem Ladentisch, manchmal zusammen mit ihrem Mann.

Diese Frauen in den norwegischen Städten führten also die Tradition der vorindustriellen Gesellschaft weiter, indem sie durch ihre Arbeit der Familie zum wichtigsten Lebensunterhalt verhalfen. Nur wenn es das Familieneinkommen zuließ, hatte die Kinderbetreuung gegenüber der Berufstätigkeit Priorität.

Bisher betrachteten wir die Beiträge der Frauen zum Familieneinkommen durch ihren Einsatz in der gesellschaftlichen Produktion. Aber die Frauenarbeit stellte auch für die Restitution der männlichen Arbeitskraft einen wesentlichen Teil der gesamten Familienressourcen dar: Ohne Kleider, Essen und Wärme hätten die Männer für den nächsten Arbeitstag keine Kräfte sammeln können.

In den Arbeiterfamilien hatten die Ehefrauen die Verantwortung für die Befriedigung dieser wichtigen Bedürfnisse. Die Statistik über Dienstboten zeigt, daß diese in Arbeiterkreisen äußerst selten waren.

Für die armen Frauen, die sich durch Heimarbeit versorgten, wurden um 1917 etwa 5 Stunden Hausarbeit als täglicher Durchschnitt veranschlagt. Worin bestand diese Hausarbeit?

In einem Stadthaushalt mußten die Frauen um 1870 in der Regel Wasser von der Pumpe holen. Nachdem gegen Ende des 19. Jh. die mehrstöckigen Miethäuser aufkamen, mußte nicht nur Wasser, sondern auch Brennstoff die Treppen hochgetragen werden. Leitungswasser wurde erst gegen Ende des 19. Jh., elektrische Beleuchtung zu Beginn des ersten Weltkrieges üblich. Diese Verbesserungen erlangten natürlich zuerst die Wohlhabenderen. Allerdings, auch wenn ein Herd das Kochen erleichterte, so führten erweiterte Kenntnisse über Ernährung und Sauberkeit zu höheren qualitativen Ansprüchen an die Arbeit der Hausfrau.

Produktion und Konservierung von Nahrungsmitteln gab es schon in den städtischen Haushalten der vorindustriellen Gesellschaft. Nach 1870 ging das zurück. Die Herstellung von Essig, Bier und Seife hörte auf, geschlachtet und gepökelt wurde noch in kleineren Städten. Noch bis weit in die Zwischenkriegszeit hinein war es üblich, daß Arbeiterfamilien eine Parzelle hatten, wo sie Kartoffeln anbauten oder Hühner und Kaninchen hielten. Eine

<sup>12</sup> Sunnhets seneste arsberetninger, Bergen 1932.

gewisse Nahrungsmittelherstellung war deshalb auch in der städtischen Familie nicht ungewöhnlich, und ein großer Teil dieser Arbeit entfiel auf die Frauen.<sup>13</sup>

Trotzdem scheinen nicht Kochen und Putzen die meiste Zeit der häuslichen Arbeitskraft in Anspruch genommen zu haben. Die Herstellung und Instandhaltung von Kleidern scheint ziemlich zeitaufwendig gewesen zu sein. Es war üblich, daß die Hausfrau ihre eigenen und die Kinderkleider bis zum Konfirmationsalter selbst nähte. Obwohl die Nähmaschine ab 1870 einige Verbreitung fand, blieb sie doch noch lange eine relativ teure Anschaffung. Außerdem nahm das Flickern und Stopfen die größte Zeit in Anspruch. Neue Kleider gab es nicht oft.<sup>14</sup>

Neben dem großen Einsatz, der für die tägliche Reproduktion der männlichen Arbeitskraft nötig war, entfiel auch die Reproduktion von Arbeitskraft durch Geburten, Kinderpflege und Erziehung auf die Frau. Dieses Thema würde jedoch hier zu weit führen. Es soll aber darauf hingewiesen werden, daß die Frauen in den norwegischen Städten seit der Jahrhundertwende sehr darum bemüht waren, die Kinderzahl in den Familien zu reduzieren. Sie ging von 1900 bis 1930 auf die Hälfte zurück. Das Motiv dieser bewußten Einschränkung war in hohem Maße die Rücksicht auf das Familieneinkommen.<sup>15</sup>

Der Einsatz verheirateter Frauen für mehr Geld in den Familien zeigt sich auch auf anderen Gebieten, die ebenfalls kaum von den Quellen erfaßt werden. Trotz enger Wohnverhältnisse in den Arbeitervierteln gab es eine beträchtliche Zahl von Familien, die Untermieter hatten. Eine Analyse von Oslos Ostviertel zeigt, daß das besonders dann der Fall war, wenn die Familie keinen männlichen Versorger hatte oder wenn sie sehr kinderreich war. Weiter wird deutlich, daß die Größe der Wohnung wenig bedeutete, wenn die Familienfinanzen sehr gering waren. Da konnte sogar einfach ein Bett vermietet werden. War jedoch das Einkommen besser, wurde das Privatleben höhergestellt.<sup>16</sup>

Die letztgenannte Erwerbsquelle brachte der Hausfrau vermehrte Arbeit, besonders wenn der Mieter auch Kostgänger war. Das Saubermachen für den Mieter war auf jeden Fall Extraarbeit für die Frau.

Die verheirateten Frauen in den norwegischen Städten trugen also mit vielfältigen Aktivitäten zum Familieneinkommen bei. Nur ein kleiner Teil ist registriert, und das meiste läßt sich nicht genau bemessen.

Je größer das Familieneinkommen, desto geringer war der Bedarf an einem Verdienst der Ehefrau. Doch auch in den gutsituierten Familien blieb die Ehefrau nicht ohne Arbeit. Die Organisation des Haushalts beanspruchte auch in diesen Familien einen Teil ihrer Arbeitszeit, doch war die Arbeit natürlich ganz anderer Art. Oft bestand sie in Repräsentationspflichten im Zusammenhang mit dem Beruf des Ehemannes. Kinderbetreuung und -erziehung machten einen weit größeren Teil ihrer Aktivität aus. Einzelne Frauen übten ihren Beruf weiter aus, wenn er besonders interessant war, wie z. B. verheiratete Lehrerinnen.<sup>17</sup>

13 Blom, Kvinnen ...; Bull, E., Arbeidermiljø under det industrielle gjennombrudd, Oslo 1972, S. 44 - 47, 160 - 167.

14 Thorsen, S. 188 - 191; Moum, S. 55.

15 Blom, Barnebegrensning ..., S. 64 - 83, 125 - 140.

16 Thorsen, S. 59 - 62.

17 Greve, T., Fra borgerskap til middelstand, in: Norges Kulturhistorie, Bd. 5, Oslo 1942, S. 86 - 88; Jahn, G., Kvinner i erhvervslivet før og nå, in: Gunnar Jahn. Lit av hvert, 1949.



Es ist jedoch wichtig festzuhalten, daß die Führung des Haushalts um so größere ökonomische Bedeutung hatte, je niedriger das Einkommensniveau der Familie war. Das geht klar aus der Analyse von Haushaltsbüchern hervor, die 1912/13 für minderbemittelte Familien in einer Reihe von norwegischen Städten durchgeführt wurde.<sup>18</sup> Sie zeigt, daß jene Bereiche, für die die Hausfrau verantwortlich war, wie Ausgaben für Essen und Trinken, Kleidung, Wäsche, Hygiene, Licht und Heizung, bei den niedrigsten Einkommensgruppen 71 % aller Familienausgaben darstellten. Je niedriger das Einkommen, desto höher der Anteil, den die Ehefrau für den täglichen Bedarf disponierte. Eine ähnliche Untersuchung vom Ende der 20er Jahre bestätigt diesen Eindruck.<sup>19</sup>

Vergleiche mit vereinzelten Auskünften über den Verbrauch in Arbeiterfamilien zu einem etwas früheren Zeitpunkt (1906/07) zeigen, daß sich Familien bei schlechterer Wirtschaftslage (z. B. durch Preissteigerung) dadurch halfen, daß sie am Essen sparten. Brei und Brotspeisen ersetzten Fleisch und Fisch. Die Einsparungen wurden also durch die Dispositionen der Hausfrau ermöglicht.

Wir können damit schließen, daß neben den realen Einnahmen, die verheiratete Frauen durch eine lange Reihe von Nebeneinnahmen und saisonbedingten Arbeiten erwarben, ihre Arbeit im Haus und ihre Fähigkeit, das Einkommen des Mannes zu disponieren, einen wichtigen Einfluß auf die finanzielle Situation der Familie ausübten.

Wenn wir die eingangs genannten Theorien betrachten, wird klar, daß die erste falsch ist. Die Familien waren keineswegs ohne materielle Funktion. Obwohl Gefühle für die Mittelstandsfamilien eine größere Rolle spielten, waren sie durchaus nicht das einzige Band, das die Familie zusammenhielt. Der Haushalt blieb für die Frau, auch wo das Einkommen gut war, stets ein wichtiger Arbeitsplatz.

Zudem war die Familie nicht ausschließlich von der Erwerbsfähigkeit des Mannes abhängig. Sowohl unverheiratete als auch verheiratete Frauen trugen aktiv und auf verschiedene Weise zum Familieneinkommen bei. Das bedeutet, daß die zweite These für die meisten Familien zutrifft. Wir sehen aber auch, daß der Einsatz der Frauen für den Lebensunterhalt der Familie reichte.

Wir können also damit rechnen, daß die besserbemittelten Familien sich mehr um die gefühlsmäßigen Bande zwischen Gatten und zwischen Eltern und Kindern kümmerten. Als die Trösterin ihres Gatten und die Erzieherin der Kinder trugen diese Frauen jetzt auch noch die Verantwortung für das psychische Wohlbefinden der ganzen Familie.

Diese Situation war nicht nur von ökonomischen Verhältnissen bedingt. Ideologisch jahrhundertlang beeinflusst, hielten die Frauen die Arbeit in der Familie für ihre besondere Bestimmung. Wo es notwendig war, über die Arbeit in der gesellschaftlichen Produktion mit Männern zu konkurrieren, zogen auch die Frauen meistens den kürzeren.

Nach dem zweiten Weltkrieg haben bessere Ausbildungsmöglichkeiten, effektivere Haushaltstechnologie und erhöhte Nachfrage nach weiblicher Arbeitskraft dazu geführt, daß bis 40 % der verheirateten Frauen als erwerbstätig registriert wurden. Bis auf die letzten 10 bis 15 Jahre blieben aber weiterhin die anderen Seiten der Frauenarbeit, besonders die Hausarbeit, eine in den Quellen und ökonomisch verborgene Dimension des Frauenlebens und zugleich in der wechselseitigen Abhängigkeit von Individuum, Familie und Gesellschaft.

18 Husholdningsregnskaper ført av en del mindre bemidlede familier i Kristiania, Bergen, Thronhjelm, Dammen, Kristiansand og Hamar i aret 1912 - 1913 = Kristiania kommunes Statistiske kontor 1915.

19 Historisk statistik, Oslo 1978, S. 578.



## Zum 200. Geburtstag Johann Heinrich von Thünens

### Thünens Werk und Wirkung

(22. bis 24. Juni 1983 in Rostock)

Anlässlich des 200. Geburtstages des bedeutenden bürgerlichen Agrar- und Wirtschaftswissenschaftlers sowie Pioniers des landwirtschaftlichen Fortschritts Johann Heinrich von Thünen (1783 bis 1850) veranstalteten die Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, die Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR und die Historiker-Gesellschaft der DDR vom 22. bis 24. Juni 1983 in Rostock ein Symposium mit internationaler Beteiligung. Die Konferenz, an der 110 Agrar- und Wirtschaftswissenschaftler, Museologen, Archivare und Historiker, darunter Gäste aus der UdSSR, der VR Polen, der Ungarischen VR, den Niederlanden und der BRD, teilnahmen, tagte am 22. und 23. Juni in 2 Plenarsitzungen und 2 Arbeitskreisen in Rostock. Dabei wurden 4 Themenkomplexe behandelt. Der 3. Tag der Thünen-Ehrung war einer Exkursion zum Thünen- und Heimatmuseum Tellow (Kreis Teterow), der Wirkungsstätte Thünens in Mecklenburg von 1810 bis 1850, und einer Kranzniederlegung an seinem Grabmal in Belitz vorbehalten. Die beiden Thünen-Gedenkstätten im Kreis Teterow waren von den örtlichen Räten und zahlreichen freiwilligen Helfern mit großen Engagement rekonstruiert bzw. neu gestaltet worden. Eine Besichtigung der LPG(P) Lüssow im Nachbarkreis Güstrow bildete den Abschluß der dreitägigen Thünen-Ehrung.

In Vorbereitung der Konferenz erarbeitete die Wilhelm-Pieck-Universität Rostock eine rd. 1400 Titel umfassende Thünen-Bibliographie und gab einen Manuskriptdruck der Thesen der Konferenzbeiträge heraus. Auf dem Symposium wurden 34 vorbereitete Referate und Diskussionsbeiträge vorgetragen bzw. für die Veröffentlichung eingereicht.

Der Rektor der Wilhelm-Pieck-Universität **W o l f g a n g B r a u e r** (Rostock) eröffnete die einleitende Plenarsitzung, die im Barocksaal der Stadt Rostock stattfand. Er wies u. a. auf den interdisziplinären Charakter der Tagung hin, der es ermögliche, einer umfassenden Erschließung des Lebenswerkes von Thünen aus marxistisch-leninistischer Sicht näherzukommen, und würdigte die Beziehungen der Rostocker Universität zu Leben und Wirken Thünens, so u. a. die Pflege seines ihr 1901 als Thünen-Archiv übergebenen handschriftlichen Nachlasses.

Den 1. Themenkomplex "Thünen - Leben und Werk aus marxistisch-leninistischer Sicht" leitete ein historisch-biographisches Referat von **G e r h a r d H e i t z** und **L u t z W e r n e r** (Rostock) ein, in dem zunächst Wirken und Persönlichkeit Thünens den grundlegenden historisch-sozialökonomischen Prozessen in Deutschland, die sich zu seinen Lebzeiten vollzogen, zugeordnet wurden: der bürgerlichen Umwälzung, der Industriellen Revolution und der kapitalistischen Agrarrevolution auf preußischem Wege. Eine Skizze der Entwicklung des halbfeudalen Ständestaates Mecklenburg in der 1. Hälfte des 19. Jh. ergänzte die Charakteristik von Thünens historischem Umfeld. Die Referenten verdeutlichten die Möglichkeiten und Grenzen der Progressivität herrschender und ausbeutender Klassen in ihrer historisch-fortschrittlichen Aufstiegsphase und bestimmten damit zugleich den Platz

Thünens in unserem sozialistischen Traditions- und Erbeverständnis. Dabei arbeiteten sie 5 Bereiche heraus, in denen Thünen überwiegend als Exponent des historischen Fortschritts tätig werden konnte: kapitalistische Agrarökonomie, bürgerliche politische Ökonomie, verschiedene naturwissenschaftliche Teildisziplinen der Agrarwissenschaften, praktische kapitalistische Agrarpolitik, Tätigkeit als Musterlandwirt auf seinem Gut Tellow. Im politischen Bereich dagegen sei Thünen nicht durch bemerkenswerte progressive Aktivitäten hervorgetreten. Sein politisches Credo, ein gemäßigter Liberalismus, habe sich vor allem darin geäußert, daß er für eine konstitutionelle Regierungsform in Mecklenburg und die Herstellung der nationalstaatlichen Einheit Deutschlands unter preußischer Hegemonie im Vormärz und in der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49 eingetreten sei. Die sozialpolitischen Vorstellungen Thünens, die innerbetriebliche Tellow Gewinnbeteiligungspolitik, die Versorgungsmaßnahmen für die Landarbeiter im Falle der Arbeitsunfähigkeit und der "naturgemäße Arbeitslohn" seien ihrem Wesen nach in zeitgenössische liberale Sozialmodelle einzuordnen. Die Stellung Thünens als privilegierter mecklenburgischer Rittergutsbesitzer habe jedoch bei ihrer Umsetzung die Ausprägung einer konservativen Komponente bedingt. Aus agrar- und regionalgeschichtlicher Sicht werde das Wirken Thünens besonders dadurch interessant, daß er es verstanden habe, das von ihm in der 1. Hälfte des 19. Jh. in Mecklenburg vorgefundene politische und sozialökonomische Umfeld (reaktionärer Ständestaat, wichtige ökonomische und politische Privilegien des Großgrundbesitzes, große arrondierte Gutskomplexe, Arbeitskräfteüberschuß) bei der praktischen Umsetzung seiner agrarökonomischen Vorstellungen optimal zu nutzen. Thünen sei durch sein Wirken der führende theoretische Kopf und erfolgreiche Praktiker der konsequent agrarkapitalistischen Fraktion im mecklenburgischen Großgrundbesitz geworden.

R u d o l f B e r t h o l d (Berlin) untersuchte in seinem Referat die Stellung Thünens in der Forschungsliteratur der DDR. Wie bereits Heitz und Werner, leitete er seinen Vortrag mit einer Interpretation grundlegender Hinweise von Karl Marx zum Wirken des Politökonomen Thünen ein. Marx habe Thünen als selbständigen und objektiven Forscher betrachtet, dessen mathematisch-statistische Arbeitsmethode auf der Grundlage umfangreichen empirischen Materials gelobt und dessen rententheoretischen Beitrag zur bürgerlichen politischen Ökonomie anerkannt, dessen sozialpolitische Illusion vom "naturgemäßen Arbeitslohn" jedoch abgelehnt. Von dieser theoretischen Basis aus überprüfte Berthold die Einschätzungen Thünens in der Geschichte der ökonomischen Lehrmeinungen und in der Agrargeschichtsforschung der DDR, wobei er in Einzelfällen eine beträchtliche Diskrepanz zu der Wertung von Marx konstatierte.

Die Diskussion über Thünens Stellung in der politischen Ökonomie sei bereits 1950 durch Asmus Petersen ausgelöst worden, der Thünen als klassischen Nationalökonom und "letzten utopischen Sozialisten vor dem wissenschaftlichen Sozialismus" in Anspruch genommen habe. Gegen dieses Postulat sowie Petersens wissenschaftlich unhaltbare und politisch falsche Bemühungen, Thünen zur theoretischen Basis der Ausarbeitung einer sozialistischen Agrarökonomie zu machen, hätten Herbert Luck und Alfred Lemnitz mit voller Berechtigung polemisiert. Allerdings sei der Politökonom Thünen im Verlauf dieses wissenschaftlichen Meinungsstreites fälschlicherweise als Apologet und Vulgärökonom abgestempelt worden. Diese Einschätzung, die das Thünen-Bild in der Geschichte der ökonomischen Lehrmeinungen in der DDR bis in die jüngste Zeit negativ geprägt habe, gehe auf eine fehlerhafte Interpretation der Äußerungen von Marx zurück. Eine wissenschaftlich fundierte Neubewertung habe erst Hermann Lehmann in dem 1977 erschienenen Werk "Grundlinien des ökonomischen Denkens in Deutschland" vorgenommen, in dem die Äußerungen von Marx korrekt interpretiert worden seien.

Berthold würdigte Thünen als Begründer der kapitalistischen Agrarökono-

mie. Er schloß sich dabei der Auffassung Karl-Diether Gusseks an, wonach Thünen eine selbständige agrarökonomische Forschung begründete, lehnte jedoch die von Luck in die Thünenforschung eingebrachte und von Gussek gestützte These vom "Theoretiker der kapitalistischen Junkerwirtschaft" ab. Der Begriff "Junker" sei eine soziale Kategorie, keine ökonomische. Innerhalb des Sektors der kapitalistischen Landwirtschaft hätten die Junkergüter in der Mitte des 19. Jh. nur eine starke Minderheit gebildet; dominiert habe hier das bürgerliche Element. Thünen habe sich nicht mit den ökonomischen Problemen einer Minderheit innerhalb des Volkswirtschaftsbereiches Landwirtschaft befaßt, sondern eine Theorie erarbeitet, die die gesamte agrarökonomische Entwicklung im Bereich der kapitalistischen Landwirtschaft erfaßte. Hier liege, wissenschaftshistorisch gesehen, sein eigentliches Verdienst.

Alfred Lemnitz (Berlin) charakterisierte in Form einer wissenschaftsgeschichtlichen Retrospektive den wissenschaftlichen Meinungsstreit der 50er Jahre um die ökonomischen Lehren Thüzens als ideologische Vorarbeit für die Ausarbeitung einer sozialistischen Agrarökonomie. Bei der Auseinandersetzung sei es um den Nachweis gegangen, daß nicht aus der von Thünen und Thaer analysierten kapitalistischen Gutswirtschaft, sondern aus der marxistisch-leninistischen Theorie in Verbindung mit sowjetischen Erfahrungen die agrarökonomische Basis der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, die im Verlauf der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft in der DDR im Entstehen begriffen waren, abzuleiten sind. In seinen weiteren Ausführungen wertete Lemnitz die Lohn- und Sozialpolitik Thüzens in Tellow mit ihren Komponenten Akkordlohn, Gewinnbeteiligung und Altersversorgung als kapitalistische Sozialpolitik, die dem Ziel der Erhöhung der Arbeitsproduktivität und der Steigerung des kapitalistischen Profits untergeordnet gewesen sei. Diese innerbetriebliche Sozialpolitik habe gegenüber den damals üblichen Ausbeutungsformen auf den ostelbischen Gütern einen Fortschritt dargestellt, allerdings - entgegen Petersens These - mit Sozialismus absolut nichts zu tun gehabt.

Die Plenarsitzung des Nachmittags behandelte den 2. Komplex: "Zur Entwicklung der Modelltheorie und der Standortverteilung der landwirtschaftlichen Produktion". Im einleitenden Referat analysierten Karl-Diether Gussek (Halle) und Gerhard Jannermann (Rostock) "Thüzens für die bürgerliche Ökonomie der landwirtschaftlichen Produktion bahnbrechende theoretisch-methodologische und methodische Arbeitsweise". Die Referenten nahmen zunächst eine periodisierende Zuordnung der agrarökonomischen Vorstellungen Thüzens innerhalb der Geschichte der landwirtschaftlichen Betriebslehre vor und ordneten sein Werk der Periode von 1825 bis 1860 zu, obgleich die eigentliche Thünenrezeption in der bürgerlichen landwirtschaftlichen Betriebslehre erst am Ende des 19. Jh. eingesetzt habe. Im folgenden behandelten die Referenten das Verhältnis zwischen Thaer und Thünen. Thaer habe mit seiner "Gewerbslehre" die selbständige Form der landwirtschaftlichen Betriebslehre geschaffen, Thünen dagegen die selbständige agrarökonomische Forschung unter Zugrundelegung quantitativer Methoden und abstrakter mathematischer Modelle entwickelt, ohne daß jedoch das stark von nationalökonomischen Einflüssen geprägte agrarökonomische Werk Thüzens als klassisch für die bürgerliche Agrarökonomie angesehen werden könne. Anders als bei seinen politökonomischen Wegbereitern, Smith und Ricardo, sowie seinem Lehrmeister in den Landwirtschaftswissenschaften, Thaer, habe sich zu seiner Zeit bereits der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Arbeiterklasse entwickelt, wodurch die Möglichkeit zur objektiven Untersuchung ökonomischer Prozesse und die Erkenntnisfähigkeit der bürgerlichen Forschung eingeschränkt worden seien. Thüzens Werk habe daher z. T. apologetische Züge angenommen. Klassisch seien jedoch seine praktischen betriebswirtschaftlichen Fragestellungen nach den zweckmäßigsten Ackerbausystemen unter Berücksichtigung aller seinerzeit bekannten Standortfaktoren und der Einflüsse des kapitalistischen Weltmarktes. Mit diesen Betrachtungen

habe Thünen gleichzeitig die Grundlage für die moderne Betriebsorganisation in der kapitalistischen Landwirtschaft geschaffen.

Die entscheidende methodische Bedeutung des Hauptwerkes Thünens, "Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie", liege im Bereich der Anwendung mathematischer Methoden in der Betriebswirtschaft, und hier habe Thünen Resultate erzielt, die für die Agrarkapitalisten durchaus praktisch verwertbar gewesen seien. Seine mit den nationalökonomischen und betriebswirtschaftlichen Untersuchungen im "Isolierten Staat" verknüpften Arbeiten zur Statik des Landbaues ließen sich als Versuche zur Auffindung von Produktionsfaktoren werten. Thünen habe außerdem erstmalig gezeigt, daß die Maximierung bestimmter ökonomischer Ziele durch die Anwendung der Grenzgrößenrechnung (Marginalanalyse) und mathematischer Differentiation erreicht werden könne.

H a n s S c h i l l e r (Berlin) untersuchte in seinem Beitrag das Optimalitätsdenken Thünens und die durch ihn erstmalig erfolgte Anwendung der ökonomischen Grenzanalyse. Er würdigte in Thünen den Ökonomen, der die Optimalitätsbetrachtung methodisch und inhaltlich entwickelt sowie mit theoretischen und praktischen Konsequenzen in seinem Hauptwerk angewandt habe. Im Unterschied zum Wirken der Physiokraten und der klassischen britischen Ökonomen habe die Suche nach dem optimalen wirtschaftlichen Zustand Thünens eigentlichen Untersuchungsgegenstand gebildet, ein Sachverhalt, der von früheren ökonomischen Schulen als Forschungsproblem noch nicht erkannt worden sei. Thünens Forschungen zur Auffindung optimaler ökonomischer Verhältnisse seien vor allem deshalb so beachtlich, weil sie, anders als bei Cournot und Gossen, auf der klassischen Arbeitswerttheorie beruhten.

Thünens grenzanalytische Forschungen auf der Grundlage der klassischen Arbeitswerttheorie hätten für die heutige Wirtschaftswissenschaft eine höchst aktuelle Komponente. Grenzanalyse und Grenzgrößenbetrachtung als Untersuchungsmethode und Ergebnis von Optimalitätsbetrachtungen und Optimierung spielten auch in einem bedürfnisorientierten sozialistischen Wirtschaftssystem eine wichtige Rolle. In diesem Zusammenhang sei es nicht länger möglich, die Grenzanalyse nur als ein Attribut bürgerlicher Theorien zu betrachten. Sie müsse vielmehr als wirtschaftswissenschaftliches Instrumentarium gewertet werden, das sich in Übereinstimmung mit der klassischen Arbeitswerttheorie befinde.

G ü n t e r S c h a d e r e i t (Rostock) und K a r l - F r i e d r i c h G e b h a r d t (Berlin) gingen auf "Die Nutzung mathematisch-ökonomischer Methoden für die modellmäßige Darstellung des landwirtschaftlichen Produktionsprozesses ein, und S i e g f r i e d B a d e w i t z (Halle) erörterte "Das Modell Thünens und Standortverteilungsmodelle der mathematischen Optimierung". Beide Beiträge gingen von wissenschaftsgeschichtlichen Bezügen aus und verbanden das Werk Thünens mit aktuellen Forschungsproblemen der sozialistischen Agrarökonomie der DDR.

K l a u s S c h m i d t (Berlin) sprach zu "Hauptrichtungen, Ergebnissen und Problemen der Standortverteilung der Pflanzenproduktion im Prozeß der vertieften Intensivierung in der Landwirtschaft der DDR". Der Referent würdigte in seinem Vortrag Thünen als den ersten Ökonomen, der in der Standortverteilung der landwirtschaftlichen Produktion einen entscheidenden Faktor der Leistungsfähigkeit und Effektivität (Profitabilität) der Landwirtschaft erkannt habe. Thünen sei mit seinen Untersuchungen zum eigentlichen Begründer und Wegbereiter einer wissenschaftlichen Durchdringung von Problemen der rationellen territorialen Organisation der Agrarproduktion und ihrer Verflechtung mit anderen Teilbereichen des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses geworden.

G y u l a P a p a y (Rostock) erörterte das "Graphische Modell des



"Isolierten Staates" Thünens im System der Raummodelle". Er verwies darauf, daß Thünens Priorität bezüglich der Schaffung eines mathematischen Modells einander sich ablösender Zonen hinreichend bekannt sei. Die Umsetzung dieser abstrakten Modelle in graphische Raummodelle sei jedoch bislang wissenschaftsgeschichtlich noch nicht untersucht worden. Papay hob in diesem Zusammenhang hervor, daß es sich bei den graphischen Modellen in Thünens Hauptwerk "Der isolierte Staat" um die ersten in der Wissenschaftsgeschichte nachweisbaren Kartoiden handle und bis zu deren erneuter Anwendung als Darstellungsform etwa hundert Jahre verstrichen seien.

Der Vormittag des 2. Konferenztages war den Sitzungen der beiden Arbeitskreise vorbehalten. Entsprechend seiner Zielsetzung stand im agrarökonomischen Arbeitskreis die Behandlung des Themenkomplexes 3, die ökonomische Durchdringung des landwirtschaftlichen Reproduktionsprozesses, im Mittelpunkt. Der Arbeitskreis, in dem u. a. die ausländischen Gäste L á s z - l ó V a d á c z , B é l a K á d á r , J ó s z e f T ó t h (alle Debrecen) und M a r e k U r b a n (Wrocław) zu Wort kamen, behandelte vorrangig aktuelle Probleme der landwirtschaftlichen Produktion in der DDR und in den sozialistischen Bruderländern. Im einzelnen wurden vor allem die Problemkreise der Differentialrente im Sozialismus, die Anwendung mathematischer Methoden bei der Optimierung und Automatisierung der betriebswirtschaftlichen Planung, Fragen der Kostenrechnung und -zuordnung sowie die Problematik der Optimierung der Anbaustruktur mit der Verflechtungsbilanz diskutiert.

Dabei wurde in allen Beiträgen deutlich, daß die Thünenschen Erkenntnisse unter den Bedingungen der sozialistischen Produktionsverhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart eine kritische Wertung erfuhren bzw. erfahren, aber auch heute noch mannigfache Ansatzpunkte für die Erschließung von Reserven bei der Verbesserung des Verhältnisses von Aufwand und Ergebnis bieten.

G ü n t h e r R u d o l p h (Berlin) verglich in seinem Referat "Thünen und das Problem der Grundrente" die Grundrententheorie Thünens mit der des von diesem beeinflussten Karl Rodbertus. Er bezeichnete die Rententheorien beider bürgerlicher Wirtschaftswissenschaftler als ursächlich ricardianisch, wies jedoch darüber hinaus bei Thünen und bei Rodbertus Erkenntnisansätze zur Erfassung der absoluten Rente nach. In seinen Ausführungen über die Einschätzungen des theoretischen Werkes von Thünen durch Rodbertus stützte sich Rudolph auf einen Briefwechsel zwischen dem Thünenbiographen Hermann Schumacher und Rodbertus, der von der Thünenforschung bislang nur bibliographisch erschlossen war.

W a l t e r R o u b i t s c h e k (Halle) äußerte sich zur "Reflexion und zu Anwendungsfeldern der Standorttheorie Thünens in der Agrarbiographie". In einem bis in die Gegenwart reichenden wissenschaftsgeschichtlichen Überblick analysierte er deutsch- und englischsprachige sowie sowjetische Literatur zu dieser Thematik. In diesem Zusammenhang wurden neben fachbezogenen Erkenntnissen auch neue bibliographische Aspekte deutlich. Einen ausführlichen Abschnitt seines Vortrages widmete Rudolph der Erschließung der Standorttheorie Thünens für die Agrargeographie durch Thiess Hinrich Engelbrecht, den eigentlichen Begründer dieser Disziplin.

Ebenfalls in den Kontext dieses Arbeitskreises gehörten die der abschließenden nachmittäglichen Plenarsitzung zugeordneten Beiträge von Kivistik und Schelzel.

J a a n K i v i s t i k (Tartu) verwies mit seinem Beitrag "Zur Transportoptimierung in der sowjetischen Landwirtschaft" auf die großen ökonomischen Reserven, die durch eine Transportoptimierung in der Landwirtschaft freigesetzt werden können, insbesondere im Hinblick auf die Senkung der Transportkosten und die damit verbundene Senkung der Selbstkosten in der



landwirtschaftlicher Produktion überhaupt. M a n f r e d S c h e l z e l (Rostock) ging ausführlich auf die transportökonomischen Auffassungen Thünens im "Isolierten Staat" ein. Er wertete dessen methodische Erfassung des Faktors "Transportkosten" im landwirtschaftlichen Produktionsprozeß als vorbildhaft und anregend bei der Suche nach tragfähigen Lösungen für die transportökonomischen Probleme in der sozialistischen Landwirtschaft der DDR. Hier komme es vor allem in der Zukunft darauf an, die innerbetrieblichen Transporte zu optimieren.

Insgesamt vermittelten die Beiträge zur ökonomischen Durchdringung des landwirtschaftlichen Produktionsprozesses neben der Würdigung von Persönlichkeit und Werk Thünens zahlreiche Denkansätze zur Weiterführung der Arbeit auf dem Gebiet der sozialistischen Betriebswirtschaft.

Zeitgleich mit den Verhandlungen des agrarökonomischen Arbeitskreises erfolgte am Vormittag des 23. Juni die Tagung des agrarhistorischen Arbeitskreises zum Komplex 4 der Thünen-Konferenz: "Agrotechnische und agrarmeliorative Maßnahmen zur Hebung der Bodenfruchtbarkeit".

V o l k e r K l e m m (Berlin) analysierte in seinem einleitenden Referat den zwischen Thaer, Koppe und Thünen im ersten Viertel des 19. Jh. ausgetragenen Meinungsstreit (in der agrarwissenschaftlichen Literatur) um das optimale Ackerbausystem in der kapitalistischen Gutswirtschaft. Diese Diskussion habe Thaer ausgelöst, der vor dem Hintergrund des beginnenden Überganges von feudalen zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen die den neuen Bedingungen produktionsstechnisch am besten entsprechende Fruchtwechselwirtschaft nach englischem Vorbild propagierte. Allerdings habe er deren Anwendung in seinen späteren Werken (Grundsätze der rationellen Landwirtschaft, 1809 ff., und Leitfaden zur Allgemeinen landwirtschaftlichen Gewerbslehre, 1815) auf der Grundlage gewachsener betriebswirtschaftlicher Erfahrungen nicht mehr als Dogma betrachtet und die Wahl des Ackerbausystems in Abhängigkeit von den jeweiligen natürlichen und ökonomischen Standortbedingungen betrachtet. Klemm hob besonders die acker- und pflanzenbaulichen Motive Thaers heraus, der in seiner Fruchtfolgegestaltung ökonomische Ziele mit einer möglichst hohen Ertragsintensität sowie der Erhaltung und Steigerung der Bodenfruchtbarkeit verband. Diese Seite seines Wirkens erscheine angesichts der Aufgaben, die in der sozialistischen Landwirtschaft der DDR anstünden, hoch aktuell.

Koppe (Revision der Ackerbausysteme, 1818) und Thünen hätten jedoch mit ihren stärker von ökonomischen Zielsetzungen ausgehenden Vorstellungen über die Wahl des effektivsten Ackerbausystems (relative Vorzüglichkeit der Ackerbausysteme entsprechend den ökonomischen Standortbedingungen) besser den gesamtgesellschaftlichen Realitäten des sich entwickelnden Kapitalismus der freien Konkurrenz entsprochen. Mit den ersten Vorläufern von kapitalistischen Agrarkrisen und dem sich auch in der Landwirtschaft verschärfenden kapitalistischen Konkurrenzkampf seien Effektivitätsprobleme und Profitstreben stärker in den Vordergrund gerückt worden. Thünen und Koppe hätten unter unmittelbarem ökonomischem Erfolgswang gestanden und bei der Wahl ihrer Ackerbausysteme (mecklenburgische bzw. märkische Koppelwirtschaft) daher einseitig ökonomische Auswahlkriterien bevorzugt. Aus ökonomischen Sachzwängen heraus hätten sie erkannt, daß es in der kapitalistischen Landwirtschaft kein prinzipiell überlegenes Ackerbausystem geben könne.

In die Gegenwart der sozialistischen Landwirtschaftsbetriebe führten das Referat von H u b e r t G r u n d (Rostock) über die Bedeutung von agrarmeliorativen Maßnahmen bei der Herausbildung einer intensiv produzierenden Landwirtschaft in der DDR ebenso wie das Referat von H e i n z S c h i n k e (Rostock) über die Perspektiven der grabenlosen Dränung im Meliorationswesen der DDR.

H a n s - J ü r g e n G r o t h (Rostock) bot einen technikkgeschichtlichen Überblick der Entwicklung des Pflugbaues vom Thünenschen Hakenpflug aus den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

W i l l i F r i e d r i c h s und K l a u s H a v e m a n n (beide Rostock) widmeten ihren Beitrag dem Wirken von Franz Christian Lorenz Karsten, einem wenig bekannten Pionier der Landwirtschaftswissenschaften in Mecklenburg. Die Referenten verwiesen dabei auf die vielfältigen agrarwissenschaftlichen und -politischen Aktivitäten des von der Agrargeschichtsforschung der DDR zu Unrecht vernachlässigten Karsten. Der Rostocker Lehrstuhlinhaber der Kameralwissenschaften sei mit der Gründung der landwirtschaftlichen Versuchs- und Lehranstalt Neuenwerder im Jahre 1792 der erste landwirtschaftswissenschaftliche akademische Lehrer in Deutschland gewesen und habe die Agrarwissenschaft erstmalig an einer deutschen Universität institutionalisiert. Die auf seine Initiative 1798 gegründete Mecklenburgische Landwirtschaftsgesellschaft (ab 1817 Mecklenburgischer Patriotischer Verein) habe durch die agrarpolitische und wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit ihres Hauptsekretärs Karsten überregionale Bedeutung erlangt. Insbesondere habe es der auch als landwirtschaftlicher Schriftsteller erfolgreiche Karsten verstanden, hervorragenden praktischen Landwirten und agrarwissenschaftlichen Theoretikern, wie Friedrich Pogge und J. H. v. Thünen, in der Mecklenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft ein breites und schöpferisches Wirkungsfeld zu eröffnen.

K u r t R a u h e und I n g e b o r g L e h n e (beide Halle) betrachteten in ihrem Beitrag die "Statik des Landbaues" aus heutiger naturwissenschaftlicher Sicht. Vor allem mit seinen Statikuntersuchungen im "Isolierten Staat" und seinen von Petersen ausgewerteten Feldversuchen zur Vertiefung der Ackerkrume habe Thünen einen bemerkenswerten theoretischen Beitrag zur Erforschung des Nährstoff- und Humushaushaltes des Bodens und damit zur Intensivierung der Pflanzenproduktion geleistet. Seine Untersuchungen über das Gleichgewicht zwischen Aussaugung und Ersatz organischer Bodensubstanz, insbesondere die von ihm erkannte und quantitativ dargestellte Bedeutung des Stallmistes für den Ackerbau sowie die von ihm herausgestellte Wichtigkeit der Wahl günstiger Fruchtfolgen, seien hochaktuell bei der Aufgabenstellung, die Fruchtbarkeit unserer Böden zu erhalten bzw. zu steigern.

L u t z W e r n e r (Rostock) skizzierte in dem abschließenden Beitrag des Arbeitskreises die Entwicklung des feudalen mecklenburgischen Bauernhofes Tellow zum kapitalistischen Mustergut unter Thünen im Zeitraum von 1810 bis 1850. Anhand statistischen Materials aus der Tellower Buchführung wies Werner nach, daß Thünens Wirtschaft aufgrund der hohen Arbeitsproduktivität, der Ertragszahlen und der vorbildlichen Betriebsorganisation selbst unter Musterbetrieben damals eine Spitzenstellung einnahm. Werner verwies darauf, daß Thünen von den Zeitgenossen in Mecklenburg vor allem wegen seiner Kompetenz in Fragen der Agrarwissenschaft und praktischen Landwirtschaft sowie aufgrund seiner agrarpolitischen Tätigkeit geschätzt worden sei. Die nationalökonomischen und betriebswirtschaftlichen Problemstellungen seines Hauptwerkes seien dagegen seinerzeit kaum verstanden worden, und erst nach Thünens Tod hätten Vertreter der bürgerlichen politischen Ökonomie (Roscher) und Betriebslehre (Birnbaum, Lambl, Aereboe) auf Thünens Lehren im "Isolierten Staat" zurückgegriffen.

In der abschließenden Plenarsitzung am Nachmittag des 23. Juni referierte zunächst H e r m a n n L e h m a n n (Berlin) über "Thünens Platz in der Geschichte der politischen Ökonomie". Ausgehend von den grundlegenden Einschätzungen von Karl Marx und einem Vergleich mit dem theoretischen Gehalt der Werke der klassischen britischen Ökonomie, wies der Referent überzeugend nach, daß Thünens Hauptwerk "Der isolierte Staat" als Bestandteil der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie des frühen In-

distriekapitalismus zu werten sei. Die theoretische Basis für das politökonomische Denken Thünens habe das Werk von Adam Smith gebildet; später habe sich Thünen kritisch mit den Lehren Ricardos auseinandergesetzt. Lehmann unterstrich, daß Thünens Untersuchungen auf der klassischen Arbeitswerttheorie beruhten. Beide Teile des "Isolierten Staates" seien, obgleich ihre Erscheinungsjahre ein Vierteljahrhundert auseinander lägen, aufgrund ihrer gemeinsamen theoretischen Basis als inhaltliche Einheit zu betrachten. Entgegen anderslautenden ökonomischen Lehrmeinungen sei Thünen keinesfalls Vulgärökonom. Mehr noch: Ein bislang nicht ausgewertetes Thünenkonzept zu Lotz' "Revision der Grundbegriffe der Nationalwirtschaftslehre" liefere den Nachweis, daß Thünen auch in prinzipieller Auseinandersetzung mit Vertretern der deutschen Vulgärökonomie für die Lehren des Adam Smith eingetreten sei. Thünen habe sich in seinen Untersuchungen - wie auch Ricardo - vorrangig mit ökonomischen Vorgängen beschäftigt, die vom Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate bestimmt worden seien, mit Problemen der Kapitalverwertung unter den Bedingungen der Existenz des kapitalistischen Produktionsprozesses. Beide ökonomische Denker hätten hier gegenüber Smith theoretisches Neuland betreten. Thünen sei es bei seinen sozialtheoretischen Vorstellungen vom "naturgemäßen Arbeitslohn" um eine Milderung des von ihm richtig erkannten fundamentalen Klassengegensatzes des Industriekapitalismus gegangen; dies habe jedoch in eine Sackgasse geführt. Thünen sei bei dem Versuch einer Beantwortung der durch die Entwicklung des modernen industriellen Kapitalismus aufgeworfenen sozialen Fragen zu den Denksätzen von Adam Smith zurückgekehrt, die in der Manufakturperiode wurzelten, und habe dabei einen Zustand kapitalistischer Warenproduktion ohne das Wirken kapitalistischer Ausbeuter konstruiert, ein Unterfangen, das Marx bekanntlich im "Kapital" als "einfach kindisch" verwarf.

J o a c h i m L e h m a n n (Rostock) analysierte auf der Grundlage bislang weitgehend unbekanntem Material die Verfälschung der ökonomischen Lehren Thünens durch die faschistischen Machthaber in Deutschland am Beispiel der agrarpolitischen Konzeption des "Reichsbauernführers" Herbert Backe. Die Überlegungen des faschistischen Agrarpolitikers seien dabei in zwei eng miteinander verbundene Richtungen verlaufen. Zum einen habe er in der entscheidend von ihm initiierten "Erzeugungsschlacht" - einer Kampagne zur Intensitätssteigerung der landwirtschaftlichen Produktion mit dem Ziel der Verringerung der Einfuhrabhängigkeit - eine Übertragung der Thünenschen Kreise auf das Staatsgebiet des Deutschen Reiches im Zuge von allgemeinen Autarkiebestrebungen gesehen. Zum anderen habe er, stimuliert durch die Anfangserfolge des deutschen Imperialismus im zweiten Weltkrieg, unter Berufung auf Thünensche Lehren für den "Großraum" Europa die Konzeption einer arbeitsteiligen kontinentaleuropäischen Ernährungswirtschaft unter Vorherrschaft und im Profitinteresse der deutschen Monopole - als Bestandteil von deren Neuordnungsplänen auf einem entscheidenden Wirtschaftsgebiet - entwickelt. In diesen Gesamtzusammenhang seien auch das Engagement Backes für eine langfristig angelegte Thünenforschung und die Gründung einer Thünen-Gesellschaft im Jahre 1943 einzureihen.

In der Diskussion des agrarhistorischen Arbeitskreises und in der abschließenden Plenardebatte standen vor allem 4 Problemkreise im Mittelpunkt: die soziale und politische Einordnung Thünens in den Prozeß der bürgerlichen Umwälzung, seine erkenntnistheoretischen Grundlagen, die Rezeption seiner Ideen und die Einordnung seines Werkes und Wirkens in unser sozialistisches Geschichtsbild. Im Rahmen des erstgenannten Komplexes wandte sich G e o r g M o l l (Rostock) gegen die von Berthold vertretene Auffassung, der "Junker" sei ausschließlich eine soziale Kategorie. Man müsse vielmehr berücksichtigen, daß die kapitalistischen Junkerbetriebe in der Mitte des 19. Jh. im Bereich der kapitalistischen Landwirtschaft durchaus dominiert hätten. Die Einschätzung Thünens als Theoretiker der kapitalistischen Junkerwirtschaft sei nicht negativ, da sich der auf dem preußischem Weg er-

reichte agrarkapitalistische Fortschritt auch im Bereich der Junkerwirtschaften als unbestreitbar progressive Entwicklung erwiesen habe. Moll stützte seine These vom "Theoretiker der kapitalistischen Junkerwirtschaft" mit dem Hinweis, daß sich Thünen nachweisbar nicht zur wichtigsten agrarpolitischen Frage seiner Zeit, der kapitalistischen Bauernbefreiung, geäußert habe. Allerdings könne man die Kriterien der von Berthold untersuchten preußischen Verhältnisse nicht schablonenhaft auf den Junker Thünen übertragen. Über die Zuordnung zur Kategorie "Junker" - von Moll als Desiderat der Forschung bezeichnet - entscheide der Besitz eines privilegierten Grundbesitzes, ein Kriterium, das Thünen erfüllte. Eine politische und soziale Einordnung Thüzens setze eine Betrachtung seiner Stellung im politischen und sozialökonomischen System des mecklenburgischen halbfeudalen Ständestaates voraus. In diesem Zusammenhang und in Erwiderung auf eine Bemerkung Gusseks, der Thünen u. a. als kleinbürgerlichen Demokraten bezeichnet hatte, umriß Werner den politischen Standort Thüzens in Mecklenburg. Der gemäßigt-liberale Thünen habe die Errichtung einer konstitutionellen Regierungsform in Mecklenburg erstrebt und in der Revolution von 1848/49 die Idee der nationalstaatlichen Einheit unter preußischer Hegemonie vertreten, der proletarischen Bewegung auf dem platten Lande und der demokratischen Bewegung mit ihrer Idee von der "Volkssouveränität" dagegen ablehnend, ja feindlich gegenübergestanden. Sein eigentliches progressives Wirkungsfeld habe - wie bereits von Moll betont - in seinem Anteil an der Systemauseinandersetzung zwischen Feudalismus und Kapitalismus bestanden, und zwar vorrangig im Bereich der Entwicklung der Wirtschafts- und Agrarwissenschaften, in seiner Tätigkeit als praktischer kapitalistischer Agrarpolitiker und als Musterlandwirt. Dabei seien die besonderen politischen und sozialökonomischen Verhältnisse in Mecklenburg der praktischen Umsetzung seiner auf die Entwicklung der kapitalistischen Gutswirtschaft ausgerichteten agrarökonomischen Auffassungen entgegengekommen. Thünen sei daher rasch zum führenden Theoretiker und geschätzten Praktiker innerhalb der stark von bürgerlichen Elementen geprägten agrarkapitalistischen Fraktion im mecklenburgischen Großgrundbesitz avanciert. Trotz der politisch reaktionären Verhältnisse sei Mecklenburg insgesamt ein überaus günstiges Umfeld für die Entwicklung der großen kapitalistischen Landwirtschaft gewesen.

Berthold lehnte die These vom "Theoretiker der kapitalistischen Junkerwirtschaft" erneut entschieden ab und bezeichnete Thünen, unterstützt von Klemm, als Theoretiker des kapitalistischen landwirtschaftlichen Großbetriebes. Zur Begründung führte er an, daß in der Mitte des 19. Jh. die junkerliche Gutswirtschaft im kapitalistischen Sektor der Landwirtschaft nur eine starke Minderheit gebildet, das bürgerliche Element dagegen dominiert habe. Er belegte diese These mit statistischem Material für die preußischen Provinzen. Thünen habe die agrarökonomischen Probleme der gesamten kapitalistischen Landwirtschaft, in der Junkergut, Domänen und kapitalistischer Großbauernbesitz im Prinzip von den gleichen kapitalistischen Produktionsverhältnissen geprägt worden seien, untersucht. Die ökonomische Potenz der Junkerbetriebe dürfe nicht mit ihrer politischen und sozialen Rolle verwechselt werden. Nur durch deren Betrachtung könne das Junkertum als Kategorie erfaßt und klassifiziert werden.

Klemm und Hermann Lehmann wiesen auf die gründliche Ausbildung Thüzens in seiner Jugend hin, wie sie zu Beginn des 19. Jh. für einen Landwirt ungewöhnlich gewesen sei. In diesem Zusammenhang komme der landwirtschafts- und naturwissenschaftlichen Ausbildung bei Staudinger in Groß-Flottbek und bei Thaer in Celle sowie der Einführung in die nationalökonomischen Auffassungen Adam Smith' durch Sartorius in Göttingen hervorragende Bedeutung zu.

Donat Dejas (Wrocław) sowie István Orosz und János Barta (beide Debrecen) verwiesen auf die Ausstrahlung



der Lehren Thünens bei der Entwicklung der kapitalistischen Landwirtschaft in Polen und Ungarn im 19. Jh.

Hermann Lehmann wies erneut darauf hin, daß beide Teile des "Isolierten Staates" wissenschaftsgeschichtlich als Einheit anzusehen seien. Man könne daher nicht nur den einen der klassischen politischen Ökonomie zurechnen, den anderen dagegen als apologetisch abtun. Die für die Periodisierung der Geschichte der politischen Ökonomie wichtige Unterscheidung zwischen Klassik und Vulgarökonomie erweise sich außerdem als unzulänglich, wenn sie lediglich als Schema zur Charakterisierung der Entwicklung der politischen Ökonomie in Deutschland von 1820 bis 1850 herangezogen werde. In diesem Zusammenhang sei es erforderlich, in Zukunft der tatsächlichen Resonanz Ricardos in Deutschland größere Aufmerksamkeit zu widmen, der ökonomische Fragen der - damals in Deutschland ihre Durchbruchphase durchlaufenden - Industriellen Revolution untersucht habe.

Lemnitz bezog sich zustimmend auf das Referat von Joachim Lehmann und verwies auf den Anteil von Wissenschaftlern der "neuen Rostocker Thünenforschungen" an der Verfälschung der agrarökonomischen Lehren Thünens durch die faschistische Agrarpolitik.

Die Diskussion wurde durch die Vizepräsidentin der Historiker-Gesellschaft der DDR, **Annelies Laschitzka** (Berlin) abgeschlossen, die die Grüße des Präsidiums überbrachte und das Symposium als Teil der vom VII. Historiker-Kongreß der DDR geförderten Bemühungen wertete, durch die Vermittlung und Vertiefung eines interessanten, lebendigen marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes zur Herausbildung revolutionärer Haltungen, zur Aktivität und Schöpferkraft der Bürger unseres Landes und damit zur weiteren Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft beizutragen. Außerdem hob sie die wissenschaftsgeschichtlichen und biographischen Aspekte zahlreicher Beiträge besonders hervor.

In seinen Schlußbemerkungen arbeitete Heitz als erstes Ergebnis des Symposiums heraus, daß es gelungen sei, Leben, Werk und Wirken Thünens in den geschichtlichen Zusammenhängen wie auch hinsichtlich der aktuellen praktischen Bezüge zu verdeutlichen und damit einen Beitrag zur schöpferischen Pflege des historischen Erbes der entwickelten sozialistischen Gesellschaft zu leisten. Das Symposium habe zweitens durch seine interdisziplinäre Anlage die Möglichkeit geboten, die sich aus den neuesten Forschungen der Historiker, Agrar- und Wirtschaftswissenschaftler ergebenden Anregungen wechselseitig fruchtbar zu machen, was besonders für neue Erkenntnisse zur Geschichte des ökonomischen Denkens bzw. zum Verlauf der bürgerlichen Umwälzung in Deutschland gelte, aber auch auf die Modelltheorie zutrefte. Das Symposium sei drittens sowohl in den Arbeitskreisen als auch im Plenum von einem ausführlichen, sachlich und anregend geführten Meinungsstreit geprägt worden, deren Klärung weiterer Diskussion bzw. Forschung bedürfe. In diesem Zusammenhang hob Heitz die Junkerproblematik hervor, deren Behandlung vor allem auch als Aufgabe der Agrarhistoriker erscheine.

Die abschließende Exkursion nach Tellow gab ausreichend Gelegenheit zu weiterführenden Gesprächen. So läßt sich aus Verlauf und Ergebnissen des Symposiums die Einschätzung ableiten, daß ein Aufschwung der Thünenforschung in der DDR zu verzeichnen ist.

Gerhard Heitz/Lutz Werner



Johann Heinrich von Thünen (1783 bis 1850)

Leben, Werk und Wirken aus marxistisch-leninistischer Sicht<sup>+</sup>

von Gerhard Heitz/Lutz Werner

Am 6. März 1868 bestätigte Karl Marx in einem Brief an seinen Freund Ludwig Kugelmann in Hannover den Eingang einer Buchsendung mit Johann Heinrich von Thüdens "Isoliertem Staat"<sup>1</sup>, um dessen Zusendung er am 11. Januar des gleichen Jahres gebeten hatte, und schreibt: "Letzterer (gemeint war Thünen - G. H./L. W.) hat etwas Rührendes an sich. Ein mecklenburgischer Junker (übrigens mit deutscher Denk-Distinktion), der sein Gut Tellow als das Land und Mecklenburg-Schwerin als die Stadt behandelt und von diesen Voraussetzungen aus, mit Hilfe von Beobachtungen, Differentialkalkül, praktischer Rechnungsführung etc. sich die Ricardosche Theorie der Grundrente selbst konstruiert. Es ist dies respektabel und zugleich ridicul."<sup>2</sup>

Einige Jahre später bezeichnete Marx in einem Brief vom 21. September 1875 an Hermann Schumacher in Zarchlin Thünen als eine "Ausnahme unter den deutschen Ökonomen", da es "unter ihnen nur äußerst selten selbständige, objektive Forscher gibt".<sup>3</sup> Dieses Lob ist zugleich verbunden mit einer an die Adresse Schumachers gerichteten Polemik hinsichtlich der falschen theoretischen Einschätzung des Arbeitslohns durch Thünen.

Ganz unabhängig von der Person, über die hier geurteilt wird und zu deren Gedenken anlässlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages wir uns versammelt haben, wird aus den Äußerungen von Marx deutlich, wie der Begründer der wissenschaftlichen Theorie der Arbeiterklasse jede für die Aufhellung des Wesens kapitalistischer Produktionsverhältnisse ihm wichtig erscheinende Information aufgegriffen, sich zugänglich gemacht und kritisch verarbeitet hat. Marx verstand es gut, das Akzeptable und Anzuerkennende, das Respektable also, einer theoretischen Leistung von dem abzugrenzen, was abzulehnen war, ihm geradezu ridicul erschien. Es ist dies eine Position zu den Leistungen der Wissenschaft, die für unser Verständnis von Tradition und Erbe wichtig ist, weil sie uns veranlassen muß, in den Werken und im Wirken früherer Wissenschaftlergenerationen jeweils zu trennen zwischen dem, was zu ihrer Zeit nützlich war und dem Fortschritt diente, und dem, was nur Beschreibung blieb, nur der oberflächlichen Beurteilung von Zuständen galt.

+ Der vorliegende Beitrag ist eine überarbeitete Fassung des Eröffnungsreferates, gehalten auf dem Thünen-Symposium der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR und der Historiker-Gesellschaft der DDR vom 22. - 24. 6. 1983 in Rostock. Die Quellennachweise beschränken sich auf die notwendigsten Angaben und konzentrieren sich auf die neuere Literatur.

1 Vgl. Thünen, J. H. v., Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie, hg. v. H. Schumacher, 3. Aufl., Berlin 1875.

2 Marx, K., an Ludwig Kugelmann, 6. 3. 1868, in: Marx/Engels, Werke (MEW), Berlin 1956 ff., Bd. 32, S. 538.

3 Derselbe, an Hermann Schumacher, 21. 9. 1875, in: MEW, Bd. 34, S. 151.

Unter den Gesellschaftswissenschaftlern der DDR ist seit Jahren eine lebhaft diskutierte Diskussion über Fragen des historischen Erbes und der revolutionären Traditionslinien unseres sozialistischen Vaterlandes im Gange. Die Historiker haben in dieser z. T. in Form eines wissenschaftlichen Meinungsstreites geprüfelter Auseinandersetzung das historische Erbe nach Inhalt und Umfang präzisiert<sup>4</sup> und dabei zugleich den Inhalt unserer Traditionslinien deutlicher differenziert. Anlässlich der Konstituierung des Luther-Komitees der DDR sagte Erich Honecker zu diesem wichtigen Fragenkomplex: "Es entspricht unserem Weltbild, die Geschichte in ihrem objektiven, tatsächlichen Verlauf, in ihrer gesamten Dialektik zu erforschen".<sup>5</sup>

Wir begreifen als Erbe die Gesamtheit der historischen, ökonomischen, politischen, ideologischen und kulturellen Faktoren, Ereignisse, Prozesse, und zwar aller Klassen und Schichten sowie der Einzelpersönlichkeiten, die für den Verlauf geschichtlicher Prozesse wesentliche Aktivitäten entfaltet. Wir erkennen damit die Tatsache an, daß Geschichte nicht isoliert, nicht partiell erforscht und dargestellt werden kann, daß vielmehr die komplizierten dialektischen Zusammenhänge herausgearbeitet werden müssen. Die Geschichte der in der DDR sich entwickelnden sozialistischen Nation reicht weit in die Geschichte der Klassengesellschaften hinein. Die sozialistische Gesellschaft - das ist eine der Gesetzmäßigkeiten ihrer Entwicklung - wird durch wachsende Bedeutung der Ideologie gekennzeichnet, und damit werden Geschichtsbild und Geschichtsbewußtsein zu hervorragenden Faktoren. Das gilt für die Analyse unserer eigenen Geschichte, es gilt auch für die ideologische Auseinandersetzung mit bürgerlichen Auffassungen über geschichtliche Ereignisse und Strukturen, es gilt für die jüngste Vergangenheit wie für zurückliegende Jahrhunderte, es gilt für frühere Gesellschaftsformationen. Die Geschichte des deutschen Volkes wird von uns in der Gesamtheit ihres chronologischen Verlaufs seit den Anfängen aufgefaßt. Wir verstehen darunter das gesamte jeweilige nationale Territorium, die Geschichte aller Klassen und Schichten sowie aller Bereiche der Gesellschaft in ihren jeweiligen dialektischen Bezügen: Ökonomische Grundlagen, Staat und Recht, Ideologie, politische Organisation und politische Kämpfe werden berücksichtigt.

Die Traditionen unserer sozialistischen DDR werden von uns, im Unterschied dazu, in einem engeren Sinne verstanden. Unsere Traditionen erwachsen vor allem aus der Geschichte und aus der historischen Mission der Arbeiterklasse, aus der Geschichte ihrer politischen Organisationen, insbesondere der Partei, der Gewerkschaften, des Jugendverbandes. Seit der Mitte des 19. Jh. bestimmt die Arbeiterklasse den Gang der politischen Entwicklung, ist sie als geschichtsbildende revolutionäre Kraft wirksam und steht im Mittelpunkt unserer Traditionen. Dazu treten alle revolutionären, demokratischen

4 Vgl. Bartel, H., Erbe und Tradition in Geschichtsbild und Geschichtsforschung der DDR, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG), 5/1981, S. 387 ff.; Schmidt, W., Nationalgeschichte der DDR und das territorialstaatliche historische Erbe, in: ebenda, S. 399 ff.; zur literaturwissenschaftlichen Diskussion sei verwiesen auf Dietze, W., Klassisches Erbe und sozialistisches Traditionsverständnis, in: Impulse, Folge 1, Berlin/Weimar 1978; Haase, H., Das Kulturerbe in den Klassenausinandersetzungen unserer Zeit, in: Weimarer Beiträge, 3/1983, S. 389 - 402; Berdnikow, G. P., Das klassische Literaturerbe und seine Rolle bei der Entwicklung der sowjetischen künstlerischen Kultur, in: ebenda, S. 403 - 418; Sanchez, M., Die Rolle der kulturellen Traditionen in der antiimperialistischen und internationalistischen Erziehung der Volksmassen, in: ebenda, S. 419 - 433; Szabolcsi, M., Probleme des kulturellen Erbes der Avantgarde und ihres Beitrages zur Gegenwartsliteratur, in: ebenda, S. 434 - 445.

5 Honecker, E., In der DDR wird die historische Leistung Martin Luthers aufbewahrt, in: ZfG, 10/1980, S. 927.

und progressive Kräfte und Bewegungen, also die historisch vor der Arbeiterklasse wirksamen ausgebeuteten und unterdrückten bzw. gegen Ausbeutung und Unterdrückung kämpfenden Klassen und Schichten sowie schließlich das im Sinne des historischen Materialismus positive Wirken der Ausbeuterklassen, einzelner Schichten und Gruppen bzw. einzelner Vertreter derselben. Diese Tradition bezieht sich auf Ausbeuterordnungen in ihrer aufsteigenden Entwicklungsphase, sie kann aber auch, in Endphasen von Klassengesellschaften, die um die Anpassung an neue Entwicklung ringenden Teile von ausbeutenden Klassen und Schichten betreffen.

Es leuchtet ein, daß ein solches Verständnis von Tradition und Erbe ein differenziertes Herangehen an die Geschichte, vor allem aber konzeptionelle, aus den neuen gesellschaftlichen Bedürfnissen erwachsene und diesen Bedürfnissen entsprechende Anstrengungen der Historiker erfordert. Kurt Hager hatte genau diesen Zusammenhang vor Augen, als er auf dem Historiker-Kongreß der DDR im Dezember 1982 sagte: "Doch machen wir kein Geheimnis daraus, daß sich - wie unsere Gesellschaft selbst und wie die geistigen Bedürfnisse der einzelnen Klassen und Schichten - auch unser Traditionsbild entwickelt, unsere Auffassung von Erbe ständig präzisiert wird. Schon immer haben neue gesellschaftliche Aufgaben, neue Bedingungen auch neue Fragen an die Geschichte aufgeworfen. Noch nie ist das Geschichtsbild etwas Starres gewesen. Das ist übrigens auch die logische Folge der Tätigkeit der Geschichtswissenschaft".<sup>6</sup>

Erbe und Tradition, so dürfen wir zusammenfassen, stehen nicht nebeneinander, können vielfach gar nicht klar getrennt behandelt oder eingeordnet werden, und in vielen Fällen wird der Meinungsstreit uns neuen Positionen zuführen. Für unsere Analyse ist entscheidend, daß wir in Johann Heinrich von Thünen eine historische Persönlichkeit würdigen, die einer neuen Ausbeuterklasse angehörte, den agrarkapitalistischen Kräften in der Phase ihres geschichtlichen Aufstiegs. Dabei ist zu berücksichtigen, daß ein beträchtlicher Teil dieser agrarkapitalistischen Kräfte seiner historischen Herkunft nach feudal und junkerlich war, sich auf dem preußischen Wege der Entwicklung des Kapitalismus zu Agrarkapitalisten entwickelt hatte. Thünen jedoch stammte nicht aus dem Adel, er repräsentierte vielmehr die wachsende Zahl bürgerlicher Eigentümer und Pächter, die mit dem der kapitalistischen Entwicklung in der Landwirtschaft sich anpassenden Adel durch zunehmende Übereinstimmung der Interessen verbunden war; und er gehörte zu den herausragenden Persönlichkeiten dieser agrarkapitalistischen Kräfte. Thünen hat einerseits den kapitalistischen Fortschritt in vielfältiger Weise gefördert und das Tempo der Herausbildung und Entwicklung kapitalistischer Produktionsverhältnisse beschleunigt; er trat andererseits jedoch in seiner eigenen Gutswirtschaft als Ausbeuter aktiv in Erscheinung. Er förderte also durch den von ihm bewirkten und propagierten landwirtschaftlichen Fortschritt zugleich den Prozeß der kapitalistischen Ausbeutung der ländlichen Lohnarbeiter und entriß sie somit - das muß beachtet werden, wenn man den "antagonistischen Charakter des wirklichen Fortschritts"<sup>7</sup>, wie Friedrich Engels sagte, erkennen will - der feudalen Ausbeutung in ihren vielfältigen, auch in den nachwirkenden spätfeudalen Formen.

Die Thünen-Bibliographie, die seine Schriften sowie die große Zahl von Arbeiten über sein wissenschaftliches Werk und seine vielfältigen praktischen Er-

<sup>6</sup> Hager, K., Geschichte und Gegenwart, in: Einheit, 2/1983, S. 165.

<sup>7</sup> Engels, F., an Marx, 15. 12. 1882, in: MEW, Bd. 35, S. 128.

gebnisse vergeichnet, ist stattdich<sup>8</sup> und zeugt von dem anhaltenden Interesse, das Leben und Wirken dieses Mannes fanden und finden. Damit steht vor uns die Frage nach seiner Stellung in der Geschichte, in der Geschichte der Landwirtschaft und in der Wissenschaftsgeschichte bzw. in der Entwicklung verschiedener Bereiche seines theoretischen und praktischen Wirkens. Vor uns steht die Frage nach der Berechtigung und Notwendigkeit eines Thünen-Symposiums im Jahre 1983, nach einer so breit angelegten Zusammenkunft zahlreicher Wissenschaftler und Vertreter des gesellschaftlichen Lebens unseres Landes, die Frage nach dem Sinn der materiellen Aufwendungen durch örtliche Organe des Kreises Teterow, mit denen sein Andenken im ehemaligen Gutshaus in Tellow durch die Einrichtung eines Heimatmuseums gewahrt und sein Grab an der Kirche von Belitz durch die Wilhelm-Pieck-Universität gepflegt wird. Wir wollen also Werk und Wirken Thüzens in seiner Zeit, in seiner Epoche begreifen, die gekennzeichnet war durch den historisch progressiven Aufstieg der Bourgeoisie und die Durchsetzung des Kapitalismus. Wir werden in zahlreichen Referaten das agrarwissenschaftliche und agrarökonomische Werk Thüzens, seine theoretischen Leistungen und sein praktisches Wirken als Agrarpolitiker untersuchen und uns dabei zugleich kritisch mit Interpretationen bürgerlicher Wissenschaftler auseinandersetzen.<sup>9</sup> Wir wollen Fragestellungen aufspüren, die für unsere eigene gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung aktiviert werden können. Geschichtliche Erfahrungen vermitteln, heißt dabei auch im Bereich von Ökonomie und Gesellschaft nicht, Tatsachen und Handlungen früherer Generationen einfach zu übernehmen, es heißt vielmehr, nach den gesamtgesellschaftlichen, d. h. vor allem nach den objektiven Voraussetzungen und den subjektiven Faktoren zu forschen, die in ihrer Wechselwirkung die geschichtliche Entwicklung ausmachen.

Kommen wir damit auf Johann Heinrich von Thünen zurück. Die Verbindung unserer Universität mit J. H. von Thünen ist zunächst nur locker bestimmt gewesen durch dessen Ehrenpromotion im Jahre 1830 und dann enger begründet worden durch die Übergabe seines Nachlasses an die Universität Rostock, veranlaßt durch seinen Biographen Hermann Schumacher. Als Thünen-Archiv wird der Nachlaß bis heute gepflegt und verwaltet. Lang ist auch die Liste der Rostocker Wissenschaftler, die sich mit Thünen beschäftigt haben. Von der Herausgabe des nach ihm benannten Thünen-Archivs, das den Untertitel "Organ für exakte Wirtschaftsforschung" trug, durch den reaktionären Staatswissenschaftler Richard Ehrenberg von 1906 bis 1922 spannt sich der Bogen über die 20er Jahre, die Festschrift anlässlich seines 150. Geburtstages aus dem Jahre 1933 mit Beiträgen auch von Rostocker Professoren wie Seraphim, Weigmann und Honcap bis hin zu den zahlreichen Beiträgen Asmus Petersens aus den 40er und 50er Jahren. Ein wichtiges Kapitel dieser Beschäftigung mit Leben und Werk Thüzens war die lebhaft und kritische Diskussion in der Mitte der 50er Jahre, als Alfred Lemnitz und Herbert Luck die Versuche zurückwiesen, Thünen als Basis für Entscheidungen im Zuge der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft in der DDR in Anspruch zu nehmen. Luck charakterisierte ihn in diesem Zusammenhang als "Theoretiker der

8 Vgl. Thünen-Bibliographie, hg. im Auftrag des Rektors aus Anlaß des 200. Geburtstages von Johann Heinrich von Thünen (1783 - 1850), zusammengestellt u. bearbeitet v. E. Rohde u. L. Werner unter Mitarbeit v. J. Seemann = Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek, 66, Rostock 1982, S. 7 ff.

9 Die Referate und Diskussionsbeiträge des Thünen-Symposiums erscheinen im Jahre 1984 als Protokollband in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock.



kapitalistischen Junkerwirtschaft"<sup>10</sup>. Diese Einschätzung wurde von Kurt Braunreuther mit der Formulierung, Thünen gehöre zu den "Spitzenpolitikern"<sup>11</sup> des preußischen Weges der Entwicklung des Kapitalismus in der Landwirtschaft, vertieft und fand Eingang in unser wissenschaftlich gesichertes Bild jener Epoche. Inzwischen sind die marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften, von denen hier nur die Geschichte der politischen Ökonomie und die Geschichtswissenschaft, speziell Wirtschafts- und Agrargeschichte, genannt seien, zu neuen Erkenntnissen gelangt, die vor allem Thüdens Stellung innerhalb des komplizierten Prozesses der bürgerlichen Umwälzung und seinen Beitrag zur kapitalistischen Agrar-Evolution betreffen.

Diese neuen Erkenntnisse sind einerseits "logische Folge der Tätigkeit der Geschichtswissenschaft"<sup>12</sup>, wie Kurt Hager formuliert hat, denn sie basieren auf den Ergebnissen jahrzehntelanger Forschung, die ein erweitertes und zugleich vertieftes Geschichtsbild ermöglichten. Derartige Erkenntnisse sind andererseits jedoch auch Ausdruck eines neuen Verhältnisses zur Geschichte, wie es sich als Ergebnis des radikalen Bruchs mit der reaktionären Vergangenheit der deutschen Geschichte im Verlaufe der sozialistischen Umgestaltung entwickeln konnte und für die entwickelte sozialistische Gesellschaft charakteristisch geworden ist. In der Mitte der 50er Jahre war die Thünen-Diskussion Teil des Ringens um eine historisch-materialistisch fundierte Analyse des Prozesses der bürgerlichen Umwälzung im 19. Jh. und zugleich Ausdruck des Kampfes um die Errichtung der Grundlagen des Sozialismus in einem volkswirtschaftlich entscheidenden Bereich unserer Ökonomie. In diesem schöpferischen Wechselverhältnis liegt bis heute, unabhängig von unterschiedlichen Positionen bzw. von der Haltbarkeit dieser oder jener These, die eigentliche Bedeutung der Diskussion, nämlich in der Anerkennung und selbständigen Weiterführung der historisch-politischen Diskussion um Tradition und Erbe, um die Dialektik von Politik, Ökonomie und Wissenschaft, von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Wenden wir uns nun, nachdem wir den Platz Johann Heinrich von Thüdens in unserem sozialistischen Traditions- und Erbeverständnis bestimmt haben, der geprägt wird durch den progressiven Anteil Thüdens an der Systemauseinandersetzung zwischen Feudalismus und Kapitalismus zu seinen Lebzeiten, einer Betrachtung seines konkreten historisch-politischen und sozialökonomischen Umfeldes zu. Die Lebensdaten des Mannes, von dem hier die Rede sein soll, waren gekennzeichnet durch die dramatischen Ereignisse des weltgeschichtlichen Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus in Deutschland. Im Jahre seiner Geburt mußte England im Vertrag von Paris, am 2. September 1783, die Freiheit der 13 nordamerikanischen Kolonien und damit den Sieg der bürgerlichen Unabhängigkeitsrevolution anerkennen. Gleichzeitig wurde in der Markgrafschaft Baden, einem der kleinen deutschen Territorien, die Leibeigenschaft aufgehoben, weil der herrschende Markgraf als Anhänger der physiokratischen Lehre und im Geist des aufgeklärten Absolutismus die Rechts- und Besitzverhältnisse der Bauern der sich abzeichnenden kapitalistischen Entwicklung anpassen wollte.

In die Jahre der Schul-, Lehr- und Studienzeit Thüdens fallen die bewegten Ereignisse der Großen Französischen Revolution, deren politischer Einfluß auch auf die Verhältnisse in Deutschland spürbar wird. Er erlebte das Ende des mittelalterlich-feudalen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, das

10 Luck, H., Zur ökonomischen Lehre des J. H. v. Thünen. Zur Entstehung der kapitalistischen Junkerwirtschaft in Mecklenburg, Berlin 1956, S. 89.

11 Braunreuther, K., Studien zur Geschichte der politischen Ökonomie und der Soziologie, Berlin 1978, S. 112.

12 Hager, S. 165.



durch die Säkularisationen von 1803 faktisch zerstört war, ehe es im Jahre 1806 mit der offiziellen Erklärung des letzten römischen Kaisers aus dem Hause Habsburg staats- und völkerrechtlich verschwand. Als Thünen im Jahre 1810 in Tellow (Mecklenburg) ansässig wird, war die mit dem Oktoberedikt des Jahres 1807 in Preußen eingeleitete Agrarreform gerade soweit gediehen, daß die letzten Fesseln der Leibeigenschaft fielen, während in Mecklenburg deren Beseitigung erst im Jahre 1820 gesetzlich fixiert und in den Jahren 1821 bis 1824 vollzogen wurde.

Die folgenden Jahrzehnte seines Lebens wurden im politischen Bereich durch das zähe Ringen zwischen den Kräften der aus dem Wiener Kongreß gestärkt hervorgegangenen und durch die Heilige Allianz repräsentierten Kräfte der Reaktion und den unter größten Schwierigkeiten sich entwickelnden bürgerlichen Kräften im territorial zersplitterten Deutschen Bund bestimmt. Die Vorbereitung der industriellen Revolution, die Entwicklung des Kapitalismus in der Landwirtschaft auf dem sogenannten preußischen Wege, die Auswirkungen der bürgerlichen Revolution in Frankreich vom Juli 1830 auf Deutschland und die Aktivitäten zur Herstellung eines größeren Zollgebietes vor und nach 1834 sowie die Anfänge des Proletariats bildeten die wesentlichen Kennzeichen der Periode und beeinflussten Thünens Wirken nachhaltig.

Die letzte Phase dieses Lebens stand ganz unter dem Eindruck der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49, ein Ereignis, das Thünen insofern begrüßte, als die Revolution auf den einheitlichen deutschen Staat und die Einführung eines konstitutionellen Regierungssystems im Deutschen Bund und in den Einzelstaaten zielte. Die von bürgerlich-liberalen Kräften getragene, von Thünen befürwortete und geforderte Stoßrichtung der Revolution diente der Schaffung optimaler Bedingungen für die Durchsetzung des kapitalistischen Fortschritts. Der revolutionären Volksbewegung stand er, stets in den Grenzen eines gemäßigten Liberalismus befangen, voller Furcht und Schrecken vor deren Konsequenzen, ablehnend gegenüber. Diese Befangenheit wurde besonders durch die gesellschaftliche Stellung Thünens als privilegiertes Großgrundeigentümer in Mecklenburg ausgeprägt, der sich einerseits im Genuß der beträchtlichen ständischen Vorrechte befand, andererseits jedoch durch sein Wirken den kapitalistischen Produktionsverhältnissen und Produktivkräften in der Epoche des Sieges des Kapitalismus in Deutschland zum Durchbruch verhalf.

Johann Heinrich von Thünen hat also, das kann als Zwischenbilanz festgehalten werden, in einer bewegten Zeit gelebt, in einer Epoche schneller Veränderungen, der Durchsetzung kapitalistischer Produktionsverhältnisse in Deutschland, in der Aufstiegsphase der Bourgeoisie; er erlebte als Zeitgenosse die Anfänge der industriellen Revolution und die kapitalistische Agrarrevolution. Es bildete sich - auch in Deutschland, wenngleich mit erheblichen regionalen Unterschieden - aus verschiedenen sozialen Wurzeln das Proletariat heraus, und es wurden die Anfänge seiner politischen Organisation wirksam: der Bund der Gerechten und der Bund der Kommunisten.

Mecklenburg, das Thünen sich seit 1810 als zweite Heimat gewählt hatte, wurde darüber hinaus durch besonders reaktionäre und spezifische sozial-ökonomische Verhältnisse geprägt. Hier existierte bis zur Novemberrevolution von 1918 ein spätfeudaler Ständestaat, dessen anachronistische Verfassung auch durch die bürgerlich-demokratische Revolution von 1848/49 nicht beseitigt worden war. In der mecklenburgischen Ständeversammlung waren die Besitzer der etwa 700 ritterschaftlichen Güter persönlich repräsentiert, und sie bestimmten angesichts der Schwäche des Landesherrn und des Bürgertums die politische Entwicklung entscheidend. Die gesellschaftlichen Zustände, die Thünen zu Beginn des 19. Jh. in Mecklenburg vorfand, waren gekennzeichnet durch tiefe Widersprüchlichkeit, vor allem durch die Überlagerung des jahrhundertealten Widerspruchs zwischen Feudalherren und Bauern mit dem sich neu entwickelnden Widerspruch zwischen Kapital und

Arbeit, konkret zwischen Agrarkapitalisten und ländlichen Lohnarbeitern. Diese Widersprüchlichkeit war für die ostdeutschen Territorien, überwiegend also für die preußischen Ostprovinzen, charakteristisch. Sie wurde jedoch in Mecklenburg dadurch verschärft, daß der Adel des Landes in jahrhundertelangen Auseinandersetzungen die Herausbildung und Errichtung eines territorialstaatlichen Absolutismus hatte verhindern können. Die nahezu schrankenlose Herrschaft der Ritterschaft, die in ihren ritterschaftlichen Ämtern in mittelalterlicher Weise organisiert war, hatte mit massenweisem Bauernlegen um 1800 eine Lage geschaffen, in der eine der wesentlichen Voraussetzungen kapitalistischer Landwirtschaft gegeben war: Es hatten sich Betriebe mit ausgedehnter landwirtschaftlicher Nutzfläche gebildet, die über große Teile des Hauptproduktionsmittels, des Grund und Bodens, verfügten. Demgegenüber fehlte die andere Voraussetzung, nämlich die von Produktionsmitteln und zugleich persönlich freien Arbeitskräften. Diese Voraussetzung war erst seit der Aufhebung der Leibeigenschaft 1820 gegeben. In den deutschen Territorien verlief der zu Beginn des 19. Jh. in Gang gesetzte Prozeß der kapitalistischen Bauernbefreiung - ein Prozeß, der in den letzten Jahren vor allem durch Rudolf Berthold, Hartmut Harnisch und Georg Moll auf komparativer Grundlage erforscht worden ist<sup>13</sup> - insgesamt sehr differenziert. Es handelt sich dabei um die agrarische Komponente der bürgerlichen Umwälzung, die in Mecklenburg - nicht nur hier, hier jedoch besonders ausgeprägt - mit dem spätf feudalen Herrschaftssystem gekoppelt blieb. Dabei existierten ritterschaftliche Ämter und landesherrliches Domanium nebeneinander, und das politisch einflußlose Bürgertum blieb von den getreideproduzierenden Junkern abhängig, weil es am Getreideexport ökonomisch partizipierte. Innerhalb eines Differenzierungsprozesses in der mecklenburgischen Landwirtschaft, der sich auf der Grundlage des preußischen Weges der Entwicklung agrarkapitalistischer Verhältnisse vollzog, wurde nun Thünen zum Vordenker und Vorbild der kapitalistisch wirtschaftenden Gutsbesitzer, da er die durch die spätf feudale Verfassung Mecklenburgs - den Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich aus dem Jahre 1755 - gegebenen Möglichkeiten für die optimale Ausgestaltung der kapitalistischen Gutsbetriebe erkannte, sich zunutze machte, unter seinen Klassengenossen propagierte und gleichzeitig in gemäßigt liberaler Auffassung eine Änderung der politischen Zustände in Richtung auf konstitutionelle Verhältnisse begrüßte oder zumindest nicht ausschloß.

Die politischen Verhältnisse in Mecklenburg waren also ihrem Wesen nach spätf feudale, sie entsprachen jedoch durch ihre Auswirkungen auf den sozialökonomischen Bereich nach 1820 bzw. 1824 den Interessen des Agrarkapitals in wachsendem Maße. Für die herkömmlich feudalen Grundeigentümer war der ständische Charakter ihrer Herrschaft entscheidend, und er wirkte objektiv hemmend. Für Thünen und für die von ihm repräsentierten konsequent kapitalistischen Gutsbesitzer vorwiegend bürgerlicher Herkunft wurde die Kombination der spätf feudalen Vorrechte im politischen, juristischen und ökonomischen Bereich mit den Möglichkeiten der kapitalistischen Ausbeutung zu einer entscheidenden Chance. Thünens Bedeutung als Theoretiker der kapitalistischen Gutswirtschaft und als Agrarunternehmer erwächst daher vor allem aus der Tatsache, daß er diese Möglichkeiten optimal zu nutzen wußte. Die Ergebnisse waren beachtlich. Aus dem um 1800 typisch spätf feudalen mecklenburgischen Bauerndorf Tellow wurde das bekannte kapitalistische Muster-

<sup>13</sup> Vgl. Moll, G., Agrarfrage und bürgerliche Umwälzung in Deutschland. Thesen zum VII. Historikerkongreß der DDR, in: ZfG, 10 - 11/1982, S. 943 ff.

gut.<sup>14</sup> Aus den feudal gebundenen Bauern, die der gutsherrschaftlichen Eigenwirtschaft den Charakter eines Teilbetriebes verliehen, weil ohne ihre Frondienste nicht produziert werden konnte, wurden persönlich freie, von den Produktionsmitteln weitgehend oder gänzlich getrennte Tagelöhner und Landarbeiter. Im Rahmen dieser spezifischen Möglichkeiten wurde Thünen zum Pionier des landwirtschaftlichen Fortschritts.

Trotz der zahlreichen und von ihnen mit einer zielgerichteten Reformpolitik bekämpften Hemmnisse, die mit dem Weiterleben ständischer Institutionen und halbfeudaler Zustände gegeben waren, realisierten die von Thünen und anderen progressiven Agrarunternehmern repräsentierten, konsequent kapitalistisch wirtschaftenden mecklenburgischen Großgrundbesitzer eine bedeutende Tempoerhöhung bei der Entwicklung der agraren Produktivkräfte und kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Unter diesen Umständen kam dem Wirken Thüzens als hervorragendem Theoretiker der kapitalistischen Gutswirtschaft, der zugleich als deren Meister in der Praxis bekannt war, bereits zu seinen Lebzeiten eine überregionale Bedeutung als Exponent des agrarkapitalistischen Fortschritts zu.

Das Leben Johann Heinrich von Thüzens war, im Unterschied zu der bewegten Epoche, in die er hineingeboren wurde, arm an spektakulären Ereignissen. Er erblickte am 24. Juni 1783 auf dem ostfriesischen Hof Canarienhäusen im Jeverlande, einem ca. 75 ha großen Marschbauernhof, das Licht der Welt. Nach dem frühen Tod des Vaters wuchs der Knabe gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder in der ostfriesischen Hafenstadt Hooksiel bei dem Kaufmann Christian Dietrich von Buttell auf, mit dem Thüzens Mutter eine zweite Ehe eingegangen war. Der weltoffene und gebildete Großkaufmann sorgte für eine solide Schulbildung und eine praktische Lehre bei einem erfahrenen Landwirt. Ab Februar 1802, nach Beendigung der landwirtschaftlichen Lehrzeit, widmete sich Thünen der wissenschaftlichen Ausbildung. Er ging zuerst als zahlender Pensionär auf die seit 1798 bestehende Landwirtschaftsschule, die Lukas Andreas Staudinger in Groß-Flottbek bei Hamburg als eines der ersten landwirtschaftlichen Institute in Deutschland betrieb. Staudingers Ausbildungsmethoden übten auf Thünen entscheidenden Einfluß aus, indem seine Neigung zum wissenschaftlichen Landbau gefördert wurde. Staudinger hatte die Tübinger Karllschule absolviert und anschließend enge Kontakte zu den Aufklärungsschriftstellern Schubart und Klopstock unterhalten, bevor er mit finanzieller Hilfe des reichen Hamburger Großkaufmanns Caspar Vogth, der sich für landwirtschaftliche Experimente stark interessierte, das erwähnte Institut gründen konnte. In Groß-Flottbek erarbeitete der erst 19jährige Thünen unter lebhafter Anteilnahme Staudingers bereits kleinere wissenschaftliche Abhandlungen. Die unmittelbare Nähe des großen Konsumtionszentrums Hamburg ließ ihn schon zu diesem frühen Zeitpunkt auf den Grundgedanken kommen, der im Jahre 1826 zu seinem Hauptwerk, dem "Isolierten Staat", führte. Thünen erkannte hier, daß aus betriebswirtschaftlich zwingenden Gründen beim Entwicklungsstand des Verkehrswesens zu Beginn des 19. Jh. die Produktion leichtverderblicher und schwer transportierbarer landwirtschaftlicher Produkte in der Nähe der Stadt geschehen muß, Erzeugnisse mit geringerem Transportaufwand dagegen unter den Verhältnissen der ungenügend wirkenden kapitalistischen Konkurrenz in entfernte Standorte verwie- sen werden können. Bereits in der als Manuskript überlieferten "Beschrei-

14 Vgl. Werner, L., Die Umwandlung des Bauerndorfes Tellow in einen gutschherrlichen Eigenbetrieb - ein Beispiel spätfudaler Agrarentwicklung in Mecklenburg, in: Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus, Bd. 6, Berlin 1982, S. 413 ff.; derselbe, Johann Heinrich von Thünen - ein Exponent der Durchsetzung des Kapitalismus in der mecklenburgischen Landwirtschaft, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe, 1/1981, S. 13 ff.

bung der Landwirtschaft in dem Dorfe Groß-Flottbek" schrieb er dazu: "Wenn man annähme, daß in einem Lande von 40 Meilen Durchmesser in der Mitte eine große Stadt läge und daß dieses Land seine Produkte nur nach dieser Stadt absetzen könnte und daß die Landwirtschaft in diesem Distrikte auf dem höchsten Stande der Kultur stünde, so könnte man annehmen, daß die Wirtschaftssysteme um diese Stadt sich in vier Klassen teilen würden".<sup>15</sup> Wie Thünen selbst schrieb, ist in jenem Aufsatz von 1802 die Grundidee des "Isolierten Staates" enthalten, wo er die Kreislehre<sup>16</sup> dann formuliert hat.

Im Sommer 1802 ergänzte eine landwirtschaftliche Studienreise die Ausbildung, und im November 1802 las Thünen, nach Groß-Flottbek zurückgekehrt, das epochemachende Werk von Albrecht Daniel Thaer "Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft", das seit 1798 im Erscheinen begriffen war. Daraufhin belegte er von Ostern bis November 1803 einen Kurs an dem damals schon berühmten landwirtschaftlichen Institut Albrecht Daniel Thaers in Celle, der mit der Publikation der "Einleitung" seinen europäischen Ruhm als Landwirtschaftswissenschaftler begründet hatte. In Celle, unter dem Einfluß Thaers und des Botanikers und Chemikers Einhof, wandte sich Thünen der Erforschung von Problemen der Bodenstatik zu, d. h. der Problematik der Herstellung des Gleichgewichts zwischen der Aussaugung des Ackers durch die Pflanzen und dem Ersatz des Verlorenen durch den zugeführten Dung auf der Grundlage der Thaerschen Humustheorie. Das Forschungsgebiet der Bodenstatik sollte sich später für Thünens Arbeiten zur Boden- und Düngerkunde als entscheidende theoretische Grundlage erweisen, von der er sich selbst nach Kenntnis der Sprengel-Liebigschen Mineralstofftheorie mit ihrem gegenüber der Humustheorie richtigen theoretischen Ansatz nie völlig zu lösen versuchte. Allerdings scheint der Studienaufenthalt bei Thaer insgesamt nicht den hohen Erwartungen entsprochen zu haben, die das Studium der "Einleitung" geweckt hatte. Wenige Monate nach dem Kursus bei Thaer schrieb Thünen etwas enttäuscht an seinen jüngeren Bruder Friedrich: "Leider hat Thaer bei weitem nicht die ganze Ökonomie vorgetragen, sondern von der am meisten interessanten Hälfte derselben haben wir nur einige wenige Sätze erhalten."<sup>17</sup> Hinter der Einschätzung des jungen Thünen verbirgt sich darüber hinaus bereits die Ablehnung des Dogmas von der Überlegenheit der damals modernen englischen Fruchtwechselwirtschaft unter allen natürlichen und betriebswirtschaftlichen Umständen.

Thaer verkündete jene dogmatischen Lehrsätze um die Jahrhundertwende mit Vehemenz und war gegen jeden Widerspruch unduldsam; er ging später, in seinem klassischen Hauptwerk "Grundsätze der rationellen Landwirtschaft", auf der Basis gewachsener betriebswirtschaftlicher Erfahrungen von der Aus-

15 Thünen-Archiv der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, Manuskript Thünen, J. H. v., Die Beschreibung der Landwirtschaft in dem Dorfe Groß-Flottbek bei Hamburg, veröffentlicht durch Ehrenberg, E., in: Thünen-Archiv. Organ für exakte Wirtschaftsforschung, 1, Jena 1906, S. 122 f.

16 Thünen untersuchte erstmals wissenschaftlich anhand seines fiktiven Modells vom "Isolierten Staat" das Problem des Einflusses des kapitalistischen Marktes auf die Gestaltung der landwirtschaftlichen Produktion. Eine in der Mitte des "isolierten Staates" gelegene große Stadt, die einzige Stadt in seinem Modell, verkörperte den Weltmarkt für agrarische Erzeugnisse. Entsprechend dem unterschiedlichen Transportaufwand leitete Thünen dann unter den Voraussetzungen der ungehemmt wirkenden kapitalistischen Konkurrenz unterschiedliche Intensitäts- und Produktionszonen ab, die sich in konzentrischen Ringen um das Konsumtionszentrum legten.

17 Thünen-Archiv der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, Thünen, J. H. v., an F. v. Thünen, 15. 2. 1804.



schließlichkeit der These ab. Allerdings muß, um der Leistung Thaers gerecht werden zu können, ausdrücklich angemerkt werden, daß es im Prinzip richtig war und auf der Linie des historischen Fortschritts lag, wenn er unter dem Eindruck der Ergebnisse seiner Celler Musterwirtschaft und auf Grundlage der Kenntnis der modernen englischen landwirtschaftlichen Literatur die These vertrat, die mit freien kapitalistischen Lohnarbeitern betriebenen Gutswirtschaften - und das galt prinzipiell auch für kapitalistische Bauernwirtschaften - seien der aus dem Feudalismus überkommenen extensiven Dreifelderwirtschaft mit geringem Viehbesatz überlegen, weil sie bzw. sobald sie zur Anwendung eines intensiven brachefreien Wirtschaftssystems mit Stallfütterung übergingen, Thaer berücksichtigte in der "Einleitung" jedoch nicht in genügendem Maße die Tatsache, daß unter den Bedingungen der kapitalistischen Landwirtschaft die Frage der Extensität bzw. Intensität eines Wirtschaftssystems nicht primär eine Frage des Entwicklungsstandes der landwirtschaftlichen Produktivität ist, sondern durch die Verwertungsbedingungen des agrikolen Kapitals, d. h. durch den profitablen Absatz der Produkte, bestimmt wird.

Thünen analysierte später, im "Isolierten Staat", erstmals wissenschaftlich das Problem des Einflusses des kapitalistischen Marktes auf die Gestaltung des landwirtschaftlichen Produktionsprozesses anhand seines abstrakten Denkmodells. Er setzte sich dabei mit Thaer auseinander und vollendete zugleich dessen agrarökonomische Lehren mit dem Ergebnis, daß unterschiedliche Standortbedingungen durchaus verschiedene intensive bzw. extensive Wirtschaftssysteme erfordern und daß nur unter Berücksichtigung dieser Faktoren eine optimale Verwertung des Kapitals erfolgen könne. Mit diesen Untersuchungen, die Thünen auf der Grundlage immenser praktischer Erfahrungen, einer vielseitigen theoretischen Begabung und unbestechlicher, genauer landwirtschaftlicher Buchführungsunterlagen durchführte, begründete er praktisch die selbständige agrarökonomische Forschung in Deutschland und schuf die Lehre von der zweckmäßigen betriebswirtschaftlichen Organisation des kapitalistischen landwirtschaftlichen Großbetriebes.

Vom Herbst 1803 bis zum Herbst 1804 studierte Thünen als studiosus oeconomicae an der Universität Göttingen und freundete sich mit dem jungen Mecklenburger Otto Berlin an, von dessen Familie er nach Liepen in Mecklenburg zu einem Ferienaufenthalt eingeladen wurde. Dabei lernte er Helene Berlin, die Schwester seines Freundes kennen, verlobte sich mit ihr und verabredete mit dem späteren Schwiegervater, dem Hofrat Berlin, den Ankauf eines Gutes in Mecklenburg. Heirat, langwierige Erbgelungen in der oldenburgischen (jeverländischen) Heimat und die ereignisreichen Jahre der napoleonischen Besatzung in Mecklenburg verzögerten allerdings diesen Schritt um einige Jahre.

Am 28. Juni 1810 bezog der inzwischen 27jährige Johann Heinrich von Thünen mit seiner Familie das von ihm im September 1809 erworbene, 465 ha große Lehngut Tellow bei Teterow, im Ritterschaftlichen Amt Güstrow und im Kirchenspielfeld Belitz gelegen. Thünen übernahm das Gut, das er bis zu seinem Tode bewirtschaftete, ohne einen Taler Barzahlung für die auf dem Betrieb lastenden Schulden und die Inventarkosten in Höhe von 56 000 Taler.

Sein Vorgänger hatte die Schwierigkeiten unterschätzt, die der Übergang von der vormaligen bäuerlichen Vierfelderwirtschaft zur sechsschlägigen mecklenburgischen Koppelwirtschaft und der Aufbau der Gutsgebäude in Tellow, das bis 1798 ein reines Bauerndorf gewesen war, bereiteten.

Damit begannen für Thünen 40 Jahre erfolgreicher praktischer landwirtschaftlicher Tätigkeit und intensiver wissenschaftlicher Arbeit, deren Fragestellungen stets in irgendeiner Weise aus Problemen der Praxis des eigenen Gutsbetriebes resultierten. Durch seine mit hoher Kompetenz betriebene Wirtschaftsführung auf dem Gut Tellow erlangte er innerhalb weniger Jahre die uneingeschränkte Anerkennung der führenden Landwirte Mecklenburgs. Hinsichtlich



der Ertragszahlen, des Verhältnisses von Investitionsaufwand und Gewinn sowie in bezug auf die hohe Arbeitsproduktivität entwickelte Thünen das Gut zu einem Betrieb, der selbst unter ausgewiesenen Musterwirtschaften in der 1. Hälfte des 19. Jh. eine Spitzenstellung einnahm. Thünen erreichte diese Erfolge vor allem durch eine Kombination von betriebswirtschaftlich-organisatorischen und agrarmeliorativen Maßnahmen. Seit der Gutsübernahme im Jahre 1810 wandte er mit wachsendem Erfolg im Bereich der Feldwirtschaft nahezu alle damals bekannten Methoden der Verbesserung des Nährstoffhaushaltes des Bodens, der Wahl optimaler Fruchtfolgen, der Be- und Entwässerung sowie der Verbesserung der Bodenbearbeitung an. Als Folge dieser Maßnahmen konnte er im Jahre 1840 auf dem seiner inneren Verkehrslage nach günstig gelegenen Teil der Tellower Feldmark von der extensiven sechsschlägigen mecklenburgischen Koppelwirtschaft zu einem intensiven zehnschlägigen Fruchtwechsel übergehen.

Die Tierproduktion des Gutes wurde vor allem durch die Erfordernisse der nach wissenschaftlichen Prinzipien betriebenen Merino-Schafzucht bestimmt, die neben der Produktion von Weizen und Ölsaaten den ökonomischen Rückhalt der Tellower Wirtschaft bildete. Auf dem Höhepunkt seiner Tätigkeit als Züchter in den 30er Jahren zählte die Tellower Herde zeitweilig 1 660 Tiere, die ca. 180 Tage im Jahr in Stallfütterung gehalten wurden. Durch eine Verdoppelung der Heuerträge von den Tellower Niedermoorwiesen sowie durch ein erhöhtes Aufkommen an Futtergetreide und Futterkartoffeln gelang es Thünen, die Futtergrundlage - und damit die Basis der Erzeugung von betriebseigenem Dung - entscheidend zu verbessern.

Die betriebswirtschaftliche Organisation des Gutes wurde vor allem durch eine zielgerichtete Anwendung von Formen des kapitalistischen Akkord- und Anteillohnes sowie durch ein System von breit gefächerten Gewinnbeteiligungsmaßnahmen geprägt, das Thünen vorrangig in den 20er und 30er Jahren entwickelte. Durch die Förderung der Eigenverantwortlichkeit von Arbeitern, deren Tätigkeit im Produktionsprozeß entscheidend war, ein Prozeß, den Thünen mit einer spürbar besseren Entlohnung verknüpfte, erhöhte er die Arbeitsproduktivität und den Grad der kapitalistischen Ausbeutung beträchtlich.

Vor allem in den 20er und 30er Jahren, die den eigentlichen Höhepunkt seines praktischen und wissenschaftlichen Wirkens bildeten, trat Thünen im Rahmen seiner Arbeit im "Mecklenburgischen Patriotischen Verein" wiederholt mit Untersuchungen zur Statik des Landbaues und zur Tierernährungslehre hervor. Er initiierte im Rahmen dieses Vereins, der Interessenorganisation der konsequent kapitalistischen Fraktion der mecklenburgischen Agrarunternehmer, Ende der 30er Jahre u. a. mehrjährige, großangelegte Feldversuche zur Erforschung der Ackerkrumenervertiefung. Diese Forschungen, die bereits von Asmus Petersen umfassend gewürdigt wurden,<sup>18</sup> standen im Zusammenhang mit dem zu dieser Zeit vorstatten gehenden Übergang zu einem breit angelegten Anbau tiefwurzelnder Öl- und Hackfrüchte. Innerhalb seiner Tätigkeit im "Mecklenburgischen Patriotischen Verein" erwarb sich Thünen in diesen Jahren zahlreiche Verdienste als Organisator bzw. Gutachter von landwirtschaftlichen Leistungsschauen und Preisaufgaben, eine Tätigkeit, die sich in zahlreichen Veröffentlichungen in den "Neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft", dem Fachorgan des Vereins, niederschlug.

Trotz seiner vielfältigen Aktivitäten lebte Thünen sehr zurückgezogen und vermied jedes öffentliche politische Engagement, und nur gelegentlich unterbrachen Badereisen nach Bad Sülze, Rügen oder Marienbad sowie die Teilnahme an den ständischen mecklenburgischen Landtagen den unauffälligen Le-

<sup>18</sup> Vgl. Petersen, A., Thünens Isolierter Staat. Die Landwirtschaft als Glied der Volkswirtschaft, Berlin 1944, S. 12 ff.

benswandel. Der Hang zur Konzentration auf Arbeit und Familie sowie auf den kleinen, aber erwählten Freundeskreis war auch durch den schlechten Gesundheitszustand Thünens bedingt, dessen ursprünglich recht robuste Konstitution durch eine in der Jugend erlittene schwere Rippenfellentzündung und durch ein in der Familie erbliches Augenleiden zeitweise stark beeinträchtigt wurde.

Im Jahre 1826 erschien das Buch, das später als der erste Teil seines Hauptwerkes "Der isolierte Staat" bezeichnet wurde. Thünen behandelte darin vorrangig betriebswirtschaftliche Problemstellungen der sich entwickelnden kapitalistischen Gutswirtschaft. Darüber hinaus suchte er jedoch in seinen Untersuchungen Antworten auf wichtige politökonomische Fragestellungen, die durch die Durchsetzung kapitalistischer Produktionsverhältnisse nun auch in Deutschland aufgeworfen wurden. Auf der Grundlage der klassischen englischen politischen Ökonomie des Adam Smith, insbesondere der klassischen Arbeitswerttheorie, beschäftigte sich Thünen in diesem Werk intensiv mit Fragen der Kapitalverwertung, des Surplusprofites, mit den Problemen des Produktionspreises, des Marktwertes und der Zusammensetzung des Kapitals. Unabhängig von Ricardo, mit dessen Hauptwerk er erst nach dem Erscheinen des "Isolierten Staates" bekannt wurde, entwickelte Thünen hier die einfachen Formen der Differentialrente, wobei im Unterschied zu dem klassischen englischen Ökonomen entsprechend seiner ursächlichen betriebswirtschaftlichen Fragestellung bei ihm die Lagerrente im Vordergrund stand. Es waren vor allem diese Untersuchungen, welche die Anerkennung von Karl Marx hervorriefen.

Auf Drängen der "Wanderversammlung der deutschen Land- und Forstwirte", einer Organisation der kapitalistischen Landwirtschaft in den Ländern des Deutschen Bundes, gab Thünen im Jahre 1842 eine überarbeitete Neuauflage heraus. Wenige Wochen vor seinem Tode, im September 1850, erschien gleichsam als sein sozialpolitisches Testament die erste Abteilung des zweiten Teiles seines "Isolierten Staates", der den Untertitel trägt: "Der naturgemäße Arbeitslohn und dessen Verhältnis zum Zinsfuß und zur Landrente". Thünen entwickelte hier wesentliche Elemente der ökonomischen Grenzanalyse, ein Problem, das im Ansatz bereits im ersten Teil seines Hauptwerkes deutlich wurde. Vor allem jedoch zielte er mit dieser Veröffentlichung darauf ab, mit der dort propagierten Lehre vom "naturgemäßen Arbeitslohn" die Landarbeiter am ökonomischen Ergebnis des Betriebes zu interessieren und das Problem der Alters- und Invalidenversorgung für die Tagelöhnerfamilien zu lösen. Er reagierte damit auf die ihm wohlbekannte schreiende Notlage der Tagelöhner und Landarbeiter in den mecklenburgischen Junkergütern. Objektiv diente seine Vorschläge dazu, die Arbeiterklasse vom Klassenkampf als dem Hauptmittel zur Verbesserung ihrer Lage abzuhalten, enge ökonomische Bindungen der Arbeitskräfte an den kapitalistischen Gutsbetrieb zu sichern und durch Stimulierung der Produktivität den Ausbeutungsgrad zu erhöhen. Bürgerliche Ökonomen und Sozialwissenschaftler haben Thünen deshalb als einen großen Sozialreformer gefeiert. Petersen hat ihn als den "letzten utopischen Sozialisten vor dem wissenschaftlichen Kommunismus"<sup>19</sup> bezeichnet. Aber Thünen war weder utopischer Sozialist, noch stand er der demokratischen Bewegung von 1848/49 nahe. Und was die theoretische Substanz der Lohnformel angeht, so hat Marx sie eindeutig bewertet. "Thünen und Sie selbst", so schrieb er an Schumacher 1875, "betrachten den Arbeitslohn als den unmittelbaren Ausdruck eines wirklichen ökonomischen Verhältnisses; ich betrachte ihn als eine Scheinform, die einen von ihrem Ausdruck wesentlich verschiedenen Inhalt verbirgt."<sup>20</sup>

19 Derselbe, Die neuere Rostocker Thünenforschung = Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Klasse für Gesellschaftswissenschaften, 1/1950, Hermann 1952, S. 11.

20 Marx, an Hermann Schumacher, 21. 9. 1875.

Die Thünenforschung, und diese Einschätzung gilt für die bürgerliche wie für die marxistische Forschung gleichermaßen, konzentrierte sich bisher überwiegend auf die Erschließung und Interpretation von Thünens Hauptwerk und schenkte daneben allenfalls noch seiner Tätigkeit als kapitalistischer Musterlandwirt ihre Aufmerksamkeit. Bereits der Rostocker Agrarwissenschaftler Petersen, dem wir den umfassendsten Kommentar zum ersten Teil des "Isolierten Staates" verdanken, hat jedoch darauf hingewiesen, daß das literarische Werk Thünens erheblich breiter gewesen ist.<sup>21</sup> Von 1813 bis zu seinem Tode verfaßte Thünen zahlreiche, z. T. sehr umfangreiche agrarwissenschaftliche, agrarökonomische und agrarpolitische Beiträge, die er vorwiegend in den "Neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft", dem regionalen Fachorgan für landwirtschaftliche Fragen des Großgrundbesitzes, veröffentlichte. Daneben fertigte er im Auftrage der Schweriner Landesregierung und des "Mecklenburgischen Patriotischen Vereins" eine Reihe inhaltlich hochinteressanter agrarpolitischer Gutachten an und griff damit aktiv in den Prozeß der Entscheidungsfindung von Teilen der herrschenden Klasse ein. Auch innerhalb des "Mecklenburgischen Patriotischen Vereins" beschränkte sich Thünen nicht auf theoretische Beiträge. In den Jahren von 1818 bis 1820 leitete er als Direktor des Teterower Distrikts die Arbeit des Vereins in seiner unmittelbaren Umgebung, und im Jahre 1836 nahm er die Wahl zum 2. Hauptdirektor des Landesverbandes an. Diese aktive Tätigkeit Thünens war insofern von großer Bedeutung, als von den im Verein zusammengeschlossenen Gutsbesitzern und Pächtern wesentliche Impulse zur Entwicklung der kapitalistischen agraren Produktivkräfte in Mecklenburg in der Mitte des 19. Jh. ausgingen. Von seinen Berufskollegen als erfolgreicher praktischer Landwirt und als ausgewiesener landwirtschaftlicher Schriftsteller geschätzt, hat Thünen während mehrerer Jahrzehnte in engster Verbindung von praktischer Tätigkeit und theoretischer Verarbeitung eine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet, mit der er wesentliche Bereiche der kapitalistischen Landwirtschaft und Wirtschaftswissenschaft bereicherte. Es handelt sich dabei um Leistungen zur kapitalistischen Agrarökonomie<sup>22</sup>, zur politischen Ökonomie<sup>23</sup>, zur kapitalistischen Agrarpolitik<sup>24</sup>, in verschiedenen agrarwissenschaftlichen Disziplinen und nicht zuletzt um Leistungen als praktischer Landwirt<sup>25</sup>.

Obwohl die praktisch-politische Seite seiner Tätigkeiten bisher vergleichsweise wenig beachtet wurde, geht aus jüngsten Studien hinlänglich hervor, auf welchen Gebieten Thünens agrarpolitische Absichten und Aktivitäten wirksam wurden. Vor dem Hintergrund der die Entwicklung der kapitalistischen Gutswirtschaften hemmenden Kreditkrise nach den Befreiungskriegen formulierte er 1817 Grundsätze der kapitalistischen Kredit- und Investitionspolitik und

- 21 Petersen, Thünens Isolierter Staat, S. 9 ff.  
22 Vgl. Gussek, K.-D., Analyse von Wechselbeziehungen zwischen der gesellschaftlichen Produktionsweise und der bürgerlichen landwirtschaftlichen Betriebslehre, Diss. B, Wilhelm-Pieck-Universität, Rostock 1969, S. 91 ff.  
23 Vgl. Lehmann, H., Zum Einfluß der klassischen politischen Ökonomie in Deutschland während des Übergangs zum Industriekapitalismus, in: Grundlinien des Ökonomischen Denkens in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1977, S. 420 ff.  
24 Vgl. Werner, L., Politik und Agrarpolitik im Lebenswerk von Johann Heinrich von Thünen (1783 - 1850). Studien zu seinem agrarpolitischen Wirken in Mecklenburg, Diss. A, Wilhelm-Pieck-Universität, Fakultät für Gesellschaftswissenschaften, Rostock 1983.  
25 Vgl. derselbe, Die Entwicklung des Thünenschen Mustergutes Tellow (Mecklenburg) in den Jahren 1810 bis 1850. Ein herausragendes Beispiel der kapitalistischen Intensivierung der deutschen Landwirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1/1983, S. 71 ff.

entwickelte praktikable Prinzipien für die Taxation von Landgütern. In Auseinandersetzung mit den Auswirkungen der ersten kapitalistischen Agrarkrise in Deutschland in den 20er Jahren beschäftigte er sich intensiv mit Fragen der kapitalistischen landwirtschaftlichen Erzeugungs- und Marktpolitik.

Durch seine Gutachtertätigkeit am Ende der 20er und zu Beginn der 30er Jahre erwarb sich Thünen wesentliche Verdienste um den zu dieser Zeit einsetzenden Chausseebau in Mecklenburg. Im gleichen Zeitraum unterbreitete er auf Ersuchen des "Mecklenburgischen Patriotischen Vereins" Vorschläge für die Verbesserung der Landwirtschaft der kleinen mecklenburgischen Landstädte, von denen eine, das seinem Gut benachbarte Städtchen Teterow, ihm 1848 die Rechte eines Ehrenbürgers verlieh.

Thünen bemühte sich um die technisch-organisatorische Bewältigung veterinärmedizinischer Probleme, und ihm war nun allzu bewußt, wie sehr das ständische Zoll- und Steuerrecht Mecklenburgs, das juristisch auf dem Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 basierte, faktisch aber noch viel älter war, den von ihm angestrebten Fortschritt hemmte. Diese Beiträge Thüners zu einer am kapitalistischen Fortschritt orientierten Agrarpolitik bedürfen detaillierter Aufbereitung, und erst danach können die Historiker daran gehen, die tatsächlichen Wirkungen zu erforschen und darzustellen, die in den folgenden Jahrzehnten davon ausgingen. So bleibt auch im eindeutig dem Fortschritt geltenden Wirkungsbereich Thüners genügend Arbeit.

Wesentlich anders muß die Bilanz der politischen Wirksamkeit Thüners eingeschätzt werden. Hier haben wir es mit dem gemäßigten Liberalen zu tun, der im Kreis der überwiegend stockreaktionären mecklenburgischen Grundeigentümer eine vergleichsweise fortschrittliche Position bezog, zugleich jedoch gegen jede revolutionäre Umgestaltung auftrat und dabei die ökonomischen Früchte der wachsenden Anpassung zu ernten vermochte. Vorstellungen über eine grundlegende sozialökonomische Veränderung der agrarischen Verhältnisse lagen ihm gänzlich fern. Innerhalb dieser Agrarverhältnisse und unter Anerkennung, genauer gesagt zur Stabilisierung, der Machtverhältnisse sollten für den kapitalistischen Fortschritt notwendige Veränderungen allmählich angestrebt und erreicht, positive Erfahrungen propagiert und verallgemeinert, den Agrarkapitalisten vermittelt und damit nutzbar gemacht werden.

Im sozialpolitischen Bereich tragen seine Vorstellungen deutlich konservative Züge. Mit der Formel vom "naturgemäßen Arbeitslohn" und mit dem davon abgeleiteten Sozialmodell der zudem höchst bescheidenen Gewinnbeteiligung für alle Teller Landarbeiter, das er nicht zuletzt unter dem Eindruck der revolutionären Ereignisse vom Frühjahr 1848, einführte, versuchte er, den antagonistischen Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit innerhalb der Grenzen der bürgerlichen Gesellschaft zu lösen und zu entschärfen. Insbesondere von der diesen innerbetrieblichen Sozialmaßnahmen immanenten Komponente der Alters- und Invalidenversorgung für die Landarbeiter versprach sich der weit-sichtige Agrarkapitalist Thünen eine breite Vorbildwirkung auf seine Klassen-genossen und dadurch eine Milderung der Klassegegensätze. Relativ früh erkannte er die sich aus dem Formierungsprozeß der Arbeiterklasse für die herrschende Klasse ergebenden Gefahren und suchte ihnen entgegenzuwirken. Vergeblich, wie wir wissen, denn die von Thünen weitgehend mitvertretene politische Entwicklung, insbesondere die über das Jahr 1871 hinaus wirksam gebliebene ständische Verfassung Mecklenburgs, konnte die Entwicklung des politischen Bewußtseins der Landarbeiter und ihre Organisierung in der revolutionären Arbeiterbewegung erheblich erschweren und verzögern, aber nicht verhindern.

Als Friedrich Engels im Jahre 1894 seine letzte große Schrift zur Agrar- und Bündnispolitik der Arbeiterbewegung schrieb, lenkte er den Blick der verantwortlichen Funktionäre der Partei vor allem auf die in den ostelbischen Territorien heranwachsenden Potenzen des proletarischen Klassenkamp-



fes.<sup>26</sup> Und ein halbes Jahrhundert später fegten die Landarbeiter und Bauern mit der demokratischen Bodenreform 1945/46 die kapitalistische Junkerherrschaft hinweg, schufen sie die Voraussetzungen für die Errichtung der Grundlagen des Sozialismus in unserem Lande, vollzogen sie die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft und wirkten bei der Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft mit, auch in Mecklenburg und damit auch in Tellow.

Nicht die illusionären Vorschläge Thüzens, wie man den antagonistischen Widerspruch zwischen Agrarkapital und ländlicher Lohnarbeit mindern oder gar beseitigen könne, bilden die Grundlage für unser Verhältnis zu seinem Werk und zu seinem Wirken. Es sind seine auf den kapitalistischen Fortschritt zielenden, diesen Fortschritt bewußt beschleunigenden praktischen Ergebnisse und theoretischen Beiträge, mit denen er - unabhängig von seinen sozialpolitischen Absichten und trotz "naturgemäßen Arbeitslohnes" - sein Teil dazu beitrug, die kapitalistische Entwicklung voranzutreiben und die Lösung ihrer ökonomischen und sozialen Widersprüche auf eine andere als die von ihm gewünschte Weise letztlich zu beschleunigen. Diese Lösung konnte nur durch die organisierte Arbeiterklasse selbst erreicht werden, und sie wurde erreicht in jahrzehntelangen Kämpfen.

Progressivität von Ausbeuterklassen in der Aufstiegsphase der jeweiligen Gesellschaftsformation ist ein entscheidendes Kriterium für die Einschätzung durch die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft. Diese Progressivität ist stets begrenzt, zeitlich wie inhaltlich, und sie findet auch nur in einer begrenzten Zahl von Persönlichkeiten, in deren politischer und ökonomischer Wirksamkeit, historisch ihren Ausdruck. Johann Heinrich von Thünen gehörte zu diesen Persönlichkeiten. Er wirkte durch seine theoretischen Arbeiten bestimmend auf die Entwicklung der Wirtschafts- und Agrarwissenschaften, wie die umfangreiche Literatur ausweist. Und dies geschah auch dort, wo seine Lösungsvorschläge apologetischen Charakter trugen bzw. von reaktionären Vertretern der bürgerlichen Wissenschaft aufgegriffen wurden. Thünen vertrat die Interessen des Agrarkapitals in der Epoche der vollen und schnellen Durchsetzung des Kapitalismus in der Landwirtschaft. Er trug unter ungünstigen politischen Voraussetzungen, angesichts starker spätf feudaler Relikte in Mecklenburg, zur Beschleunigung der sozialökonomischen Entwicklung bei und war zugleich bemüht, diese Entwicklung im Interesse des Agrarkapitals so vorteilhaft wie möglich zu nutzen.

In diesem Sinne und in solcher Begrenztheit verdienen sein Werk und sein Wirken unsere Aufmerksamkeit, in diesem Sinne und auf der Basis sich daraus ergebender kritischer Einschätzungen wollen wir ihn durch unser Symposium würdigen.

<sup>26</sup> Engels, F., Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland, in: MEW, Bd. 22, S. 485 - 505.



## Thünen im Lichte der DDR-Forschung

von Rudolf Berthold

1875 bezeichnete Karl Marx in einem Brief an den Thünen-Biographen Hermann Schumacher Thünen "beinahe als eine Ausnahme unter den deutschen Ökonomen ... , da es unter ihnen nur äußerst selten selbständige, objektive Forscher gibt".<sup>1</sup> Auch Thünens Arbeitsmethode, mit Hilfe von Beobachtungen, praktischer Rechnungsführung und mathematischer Berechnung zu wissenschaftlichen Erkenntnissen zu kommen, die in dem Standortmodell des "Isolierten Staates" ihren bekanntesten Niederschlag fanden, schätzte er als positiv ein.<sup>2</sup> Interessant ist, was Marx für das Bedeutsamste im Werk von Thünen hielt: die selbständige Konstruktion einer Theorie der Grundrente auf der Basis der klassischen Arbeitswerttheorie (Smith).<sup>3</sup> Da aber eine im Prinzip ähnliche Theorie bereits von Ricardo vorlag, die Thünen bedauerlicherweise erst später bekannt wurde, kam ihm nicht die Urheberschaft zu. Trotzdem bleibt diese Leistung für einen Landwirt, fernab von Stätten der Lehre und Forschung, respektabel. Außerdem stand Thünens Rententheorie in engem Zusammenhang mit der Standort- und Intensitätstheorie, also einem Gebiet, auf dem er Bahnbrechendes leistete. Kritisch äußerte sich jedoch Marx zur Lohnformel von Thünen. Dieser wollte im Lohn ein reales ökonomisches Verhältnis erkennen, das Verhältnis zwischen dem jährlichen Unterhalt einer Arbeiterfamilie und dem jährlichen Arbeitsprodukt des Arbeiters. Das lehnte Marx für den Kapitalismus ab, weil der Lohn nur eine Scheinform sei, die einen von ihrer Form wesentlich verschiedenen Inhalt verbirgt.<sup>4</sup>

Aus den zu verschiedenen Zeitpunkten getroffenen Einschätzungen von Marx läßt sich erkennen:

1. Er betrachtete Thünens wissenschaftliches Werk nur unter dem Gesichtspunkt der politischen Ökonomie des Kapitalismus;
2. er bejahte Thünen als selbständigen und objektiven Forscher;
3. er lobte seine Arbeitsmethode, auf der Grundlage empirisch erarbeiteten Zahlenmaterials unter Zuhilfenahme mathematisch-statistischer Methoden zu allgemeineren Aussagen zu gelangen;
4. er erkannte seinen Beitrag zur politischen Ökonomie des Kapitalismus, d. h. zur Rententheorie an;
5. er lehnte seine Lohntheorie ab.

Zustimmung und Kritik - das ist das Urteil von Marx. Die Wissenschaftler unseres Landes, die sich mit Thünen beschäftigen, setzten die Akzente ihrer Wertungen z. T. erheblich anders als Marx. Ob sie begründeter sind, wollen wir überprüfen. Es waren vor allem drei Wissenschaftsdisziplinen, die sich in der Vergangenheit mit Thünen beschäftigten: die Geschichte der politischen

1 Marx, K., an Hermann Schumacher, 21. 9. 1875, in: Marx/Engels, Werke (MEW), Berlin 1956 ff., Bd. 34, S. 151.  
2 Vgl. derselbe, an Ludwig Kugelmann, 6. 3. 1868, in: MEW, Bd. 32, S. 538.  
3 Vgl. ebenda.  
4 Ebenda.

Ökonomie, die Agrarökonomie und die Agrargeschichte. Entsprechend der Aufgabenstellung dieser Wissenschaften haben sie auch unterschiedliche Aspekte im Wirken Thünens behandelt.

Als erster äußerte sich der Rostocker Agrarökonom und bekannte Thünenforscher, Asmus Petersen, anlässlich des 100. Todestages von Thünen im Jahre 1950 in einem Akademievortrag. In seinen Ausführungen informierte er die Mitglieder der Klasse für Gesellschaftswissenschaften über die neuere Rostocker Thünenforschung.<sup>5</sup> Seine Absicht war es, aus den wichtigsten Beiträgen Thünens zur Landwirtschaft und Agrarwissenschaft des 19. Jh. Schlußfolgerungen für die Lösung der anstehenden Aufgaben in der Landwirtschaft der DDR zu ziehen. Zu diesem Zwecke hatte er durch seine Schüler einige Studien anfertigen lassen, über deren Ergebnisse er ebenfalls referierte. Sein Unterfangen, Thünen für die Schaffung einer marxistischen Agrarökonomie zu befragen, war zwar richtig, doch zeitlich noch zu verfrüht. Im Jahre 1950 befand sich die junge agrarökonomische Wissenschaft in den Kinderschuhen und hatte die Agrartheorie von Marx, Engels und Lenin noch nicht schöpferisch verarbeitet. Dadurch fehlte es am theoretischen Fundament für eine fruchtbare Thünenrezeption. Dieselbe mußte Stückwerk bleiben.

Bei der Behandlung der Standortlehre machte Petersen darauf aufmerksam, daß Thünen bereits alle Faktoren kannte, die standortwirksam waren. Aber dessen Standortlehre basierte auf dem Kapitalismus der freien Konkurrenz, dessen Voraussetzungen mit dem Übergang einerseits zu staatsmonopolistischen Regulierungsmaßnahmen, andererseits zur Planwirtschaft wegfielen. Da in den 50er Jahren unter den Agrarökonomien die Diskussion um die Bildung von Produktionszonen einsetzte, war es verständlich, wenn Petersen fragte, was wir von Thünen für die Weiterentwicklung der Standortlehre unter den neuen Bedingungen übernehmen können.<sup>6</sup>

Petersen setzte sich ebenfalls mit Thünens Arbeitsmethode auseinander, die er für so modern hielt, daß sie von Thünens Zeitgenossen nicht immer begriffen worden sei.<sup>7</sup> Vor allem wies er auf den Fehler Richard Ehrenbergs hin, die Tellerer Buchführung als Grundlage der Verallgemeinerungen Thünens zu betrachten. Tatsächlich habe Thünen seine theoretischen Vorstellungen durch Abstraktionen gewonnen und die Buchführungsergebnisse zur Illustration der Theoreme benutzt.

Unter ausdrücklicher Berufung auf die von mir bereits zitierte Bemerkung von Karl Marx aus dem Brief an Schumacher von 1875 lehnte Petersen die Thünensche Lohntheorie als eine Utopie ab. Thünen habe nicht erkannt, daß der Kapitalismus etwas Vorübergehendes sei und der Arbeiter hier auch nicht seinen "natürlichen" Lohn erhalten könne.<sup>8</sup>

Die noch nicht ausreichende Kenntnis des Marxismus-Leninismus zeigte sich deutlich bei der Einschätzung von Thünen als letztem großen utopischen Sozialisten und klassischem Nationalökonom. Hierzu schrieb bereits 1955 der Berliner Agrarökonom Kurt Ritter: "Jedenfalls ist Thünen Originalität des Denkens nicht abzuspüren. Historisch gesehen, im Lichte seiner Zeit betrachtet, ist er beachtenswert. Aber nichts berechtigt dazu, ihn zu verherrlichen und in seiner Lehre ewige Wahrheiten zu erblicken, wie es von der 'Thünenforschung' geschehen ist, welche Thünen 'den Rang eines klassischen Nationalökonomien' zuspricht, von ihm gar noch behauptet wird, daß seiner 'Lehre von der räumlichen Ordnung der Wirtschaft ... im Zeitalter

5 Petersen, A., Die neuere Rostocker Thünenforschung, in: Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Klasse für Gesellschaftswissenschaften, 1/1950, Berlin 1952.

6 Ebenda, S. 9.

7 Ebenda, S. 13.

8 Ebenda, S. 11.

der Planung innerhalb der Nationalökonomie eine zentrale Bedeutung zukommt' und daß er 'im höchsten Ansehen ... als Methodologe' steht. In demselben Zusammenhang wird Thünen als 'der letzte große utopische Sozialist vor dem wissenschaftlichen Sozialismus' bezeichnet. Da kenne sich einer aus, zumal wenn dann noch hinzugesetzt wird: 'Allerdings handelt es sich bei einem so geistreichen und praktischen Manne wie Thünen um eine Utopie, die bei dem Aufbau des Sozialismus durchaus Dienste zu leisten imstande sein wird.'<sup>9</sup>

Bei der Behandlung der neueren Rostocker Thünen-Forschung konnte Petersen auf bahnbrechende wissenschaftliche Leistungen von Thünen hinweisen, die bis dahin kaum bekannt waren<sup>10</sup>:

seinen Beitrag zur Taxationslehre,  
seinen Beitrag zur Hebung der Bodenfruchtbarkeit,  
seinen Beitrag zur Hebung der Arbeitsproduktivität.

Wissenschaftsgeschichtlich sind die Leistungen von Thünen zur Hebung der Bodenfruchtbarkeit und der Arbeitsproduktivität von besonderem Interesse. In Übereinstimmung mit seinem Lehrer Albrecht Daniel Thaer wandte er sich hier den Grundfragen der modernen Landwirtschaft zu, die die Agrarschriftsteller der vorhergehenden Generation nur beiläufig behandelten. Die feudale Landwirtschaft stellte diese Aufgaben noch nicht, die erst im Übergang zur Getreide-Hackfrucht-Wirtschaft und zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen die Gemüter bewegten. Wenn Thünen hierauf in seinen Publikationen Antwort gab und in seinem Betrieb sie praktisch demonstrierte, so waren das geniale Leistungen.

Asmus Petersen gab mit seinen Forschungen und den Arbeiten seiner Schüler einen begründeten Einblick in die großartigen Leistungen Thünens, aber wir verschließen unser Auge nicht vor den Grenzen seiner Betrachtungsweise.

Gegen die Bemühungen von Petersen und seiner Schüler, sich bei der Lösung der in der Landwirtschaft der DDR anstehenden Aufgaben Auskunft bei Thünen zu holen, erhob der ebenfalls in Rostock lebende junge Wirtschaftswissenschaftler Herbert Luck begründete Einwände. Er hatte hierbei die Aktivitäten einiger Rostocker Professoren vor Augen, die in der Zeit des Faschismus Thünen als Autorität für die damaligen Raumordnungspläne der Landwirtschaft anriefen.<sup>11</sup> Selbst Petersen hatte sich hieran beteiligt, wenn er auch nicht der führende Kopf war. Eine erneute Beschäftigung mit Thünen mußte zwangsläufig wie die Rehabilitierung eines faschistischen Idols erscheinen. Man begriff damals noch nicht ausreichend, daß die Erbe-Aneignung nicht eine Sache an sich ist, sondern von den gesellschaftlichen Verhältnissen bestimmt wird und ausreichende Kenntnisse des Marxismus-Leninismus verlangt, um erfolgreich zu sein.

Luck veröffentlichte 1956 seine diesbezügliche Habilitationsschrift unter dem Thema "Zur ökonomischen Lehre des J. H. v. Thünen", mit der er den Anspruch erhob, eine "grundsätzliche Einschätzung der ökonomischen Auffassungen des J. H. v. Thünen" zu geben.<sup>12</sup> Thünen wurde als "der eigentliche Theoretiker der kapitalistischen Junkerwirtschaft" bezeichnet.<sup>13</sup> Er "schuf die Lehre von der zweckmäßigsten gesellschaftlichen Organisation der Arbeit der kapitalistischen Junkerwirtschaft und beachtete die Wirkung des ökonomischen Grundgesetzes und des Wertgesetzes auf die landwirtschaftliche kapitalistische Produktion. Dem Gesetz der Anarchie und Konkurrenz der ka-

9 Ritter, K., Agrarwirtschaft und Agrarpolitik im Kapitalismus, Halbbd. 1 = Grundriß der Agrarökonomik, 2. Abteilung, Berlin 1955, S. 159.

10 Petersen, S. 16 ff.

11 Luck, H., Zur ökonomischen Lehre des J. H. v. Thünen, Berlin 1956, S. 143 ff.

12 Ebenda, S. 6.

13 Ebenda, S. 89.

pitalistischen Produktion Rechnung tragend, untersuchte Thünen die zweckmäßigsten Bewirtschaftungssysteme der kapitalistischen Junkerwirtschaft und ordnete ihren ökonomischen Nutzeffekt dem allgemeinen Ziel der kapitalistischen Warenproduktion als Profitproduktion unter.<sup>14</sup> Was Thünen als "Theoretiker der Junkerwirtschaft" geleistet habe, mache nach Luck dessen eigentliches Verdienst aus, wobei diese Wertung als durchaus positiv, natürlich nur positiv in bezug auf eine rückständige Betriebsform verstanden wurde.

Luck untersuchte Thünens Werk nicht nur vom Standpunkt der Durchsetzung des Kapitalismus in der Landwirtschaft. Er nahm noch eine zweite, ebenso gewichtige Analyse vor: den Vergleich mit der politischen Ökonomie. Dieser Untersuchung widmete er wesentlich mehr Aufmerksamkeit als der über den "Theoretiker der Junkerwirtschaft". Maßstab hierfür waren ihm Bemerkungen von Marx und Engels, die der Meinung waren, "daß, nachdem der Klassenkampf in England und Frankreich nicht nur theoretische, sondern unmittelbar praktische Bedeutung gewonnen hatte, in Deutschland eine bürgerliche Wissenschaft der politischen Ökonomie unmöglich war und weiter nichts blieb als einerseits ein Nachbeten der Leitsätze der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie und andererseits die Apologetik der kapitalistischen Produktionsweise. Beides zeigte sich bei Johann Heinrich von Thünen und in seinem ökonomischen Werk."<sup>15</sup> Ganz folgerichtig bezeichnete Luck Thünens Methode als "Methode der Vulgärökonomie" und sein System als "ein System der Apologetik der kapitalistischen Produktionsweise".<sup>16</sup> Damit war Thünen zum Vulgärökonom und Apologeten abqualifiziert. Für den Historiker erhebt sich in diesem Zusammenhang die Frage, wann in England und Frankreich der Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie praktische Bedeutung erlangte? In Frankreich markierten die Aufstände der Seidenweber in Lyon von 1831 und 1834 und in England die Chartistenbewegung nach 1836 diese Wende. Der erste und wichtigste Band des Hauptwerkes von Thünen war aber bereits 1826 erschienen. Rein formal traf auf Thünen die angeführte Einschätzung von Marx und Engels nur auf dessen spätere Werke zu. Sie traf auch sachlich nur bedingt zu.

Um seine Ablehnung der theoretischen Leistungen Thünens auf dem Gebiet der klassischen Nationalökonomie zu begründen, schritt Luck zu einer Interpretation des bereits zitierten Marx-Briefes vom 21. September 1875 an Schumacher, die erstaunlich ist. Alle Autoren, die sich bisher mit Thünen beschäftigt haben, lasen aus diesem Brief die Ablehnung von Thünens Lohnformel. Luck legt jedoch, wozu die klaren Worte von Marx keinerlei Anlaß bieten, diesen Brief als "ein abschließendes Urteil über das Gesamtwerk von Thünen"<sup>17</sup> aus.

Mit den referierten Einschätzungen beeinflusste Luck die Geschichtsschreibung des ökonomischen Denkens nachhaltiger als mit der durchaus positiv zu wertenden Gesamttendenz seines Buches, die darin bestand zu warnen, die agrarökonomische Wissenschaft in der DDR auf der Grundlage des Werkes von Thünen aufzubauen.

Als erster äußerte sich hierzu der Wirtschaftswissenschaftler Hermann Lehmann in seinem 1968 erschienenen Buch über die "Grenznutzentheorie". Unter Berufung auf Luck behauptet er, Thünen habe die ökonomischen Gesetze nicht verstanden und deshalb die ökonomischen Vorgänge aus seinem betriebswirtschaftlichen Gesichtswinkel interpretiert.<sup>18</sup> Faktisch habe Thünen keinen selbständigen Beitrag zur Herausbildung der politischen Ökonomie

14 Ebenda, S. 140.

15 Ebenda, S. 135.

16 Ebenda, S. 132 f.

17 Ebenda, S. 107; vgl. auch ebenda, S. 130, 6.

18 Lehmann, H., Grenznutzentheorie, Berlin 1968, S. 102.



des Kapitalismus geistet und lediglich die Marginalanalyse bei der Behandlung von betriebswirtschaftlichen Fragen der Gewinnmaximierung angewandt. Hierzu zitierte Lehmann folgende Stelle aus Thünens Schriften: "Fragen wir nun, wo ist die Grenze, bis zu welcher die Sorgfalt der Arbeit und die Bereicherung des Bodens getrieben werden darf, so lautet die Antwort: 1. Die Sorgfalt der Arbeit, z. B. beim Auflösen der Kartoffeln, darf nicht weiter gehen, als bis die zuletzt darauf gewandte Arbeit noch durch das Plus des Ertrags vergütet wird. 2. Die Bereicherung des Bodens muß konsequenterweise bis zu dem Punkt getrieben werden, aber auch da aufhören, wo die Zinsen der Kosten des Dungankaufs, oder statt dessen der Hungerzeugung, mit dem dadurch erlangten Mehrertrag ins Gleichgewicht treten. Immer wird der auf diese Weise erlangte Mehrertrag durch einen Aufwand von Kapital und Arbeit erkaufte, und es muß einen Punkt geben, wo der Wert des Mehrertrags dem Mehraufwand gleich wird - und dies ist zugleich der Punkt, bei welchem das Maximum des Reinertrags stattfindet."<sup>19</sup>

Die von Luck und Lehmann vertretene negative Einschätzung der theoretischen Leistungen Thünens findet man in den Büchern zur Geschichte der politischen Ökonomie bis in die unmittelbare Gegenwart. So heißt es in dem 1981 erschienenen "Grundriß der politischen Ökonomie" von Fritz Behrens: "Die 'deutsche Tradition' in der bürgerlichen Ökonomie ist ihr reaktionärer Inhalt ..." Diese "deutsche Tradition" wurde verkörpert "von dem erzreaktionären Romantiker Adam Müller über Thünen und Friedrich List bis zur historischen Schule und Werner Sombart".<sup>20</sup> Als Ursache für den reaktionären Inhalt auch in den Schriften eines Thünen sah Behrens die ökonomische Zurückgebliebenheit Deutschlands in der welthistorischen Übergangsepoche vom Feudalismus zum Kapitalismus.<sup>21</sup> Eine solche Einschätzung der ökonomischen Entwicklung Deutschlands herrschte noch in den 50er Jahren bei den Wirtschaftshistorikern der DDR vor. Doch die Ende des genannten Jahrzehnts einsetzenden Forschungen führten zu Ergebnissen, die der Miseregeschichtsschreibung widersprachen. Wir sehen heute die ökonomische Entwicklung Deutschlands wesentlich positiver. Behrens ließ das alles unberücksichtigt.

Zwei andere Vertreter der Geschichte der politischen Ökonomie, Günther Fabiunke und Peter Thal, hielten sich in ihrem ebenfalls 1981 erschienenen Leitfaden bei der Einschätzung von Thünen genau an das Schema von Luck, ohne denselben zu zitieren. Sie gingen von Marx' Bemerkung über den internationalen Stand des Klassenkampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat aus, der in Deutschland nur noch die Vulgärökonomie zuließ. Unter den Vulgärökonomien sei Thünen erwähnenswert. Er "war ein scharfer Denker, der auf der Basis von Adam Smith die Frage nach dem gesetzmäßig bestimmten Anteil der Arbeiter am Neuwert bzw. Nationaleinkommen lösen wollte, sich dabei jedoch infolge mangelhafter praktischer Anschauung des Industriekapitalismus und der Beschränkung auf die Sicht des landwirtschaftlichen Junkers in eine theoretische Sackgasse begab."<sup>22</sup> Die weitaus wichtigere Standort- und Intensitätstheorie ließen beide Autoren in ihrer negativen Einschätzung unbeachtet.

In der Geschichte der politischen Ökonomie fand Thünen eine wenig positive Würdigung. Alle Autoren lehnten ihn als selbständigen und erfolgreichen Theoretiker ab. Daß ein Forscher dieser Richtung nach einem gründlichen

19 Thünen, J. H. v., Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie, Jena 1930, S. 411, zit. bei: Lehmann, S. 101.

20 Behrens, F., Grundriß der politischen Ökonomie, Bd. 1: Die politische Ökonomie bis zur bürgerlichen Klassik, Berlin 1981, S. 127 f.

21 Vgl. ebenda, S. 127.

22 Fabiunke, G./Thal, P., Geschichte der politischen Ökonomie. Leitfaden, Berlin 1981, S. 80.



Studium der Schriften Thünens zu einer Neubewertung gelangte, verdient deshalb um so größere Beachtung. Derschon genannte Hermann Lehmann widmete in dem mehrbändigen Werk "Grundlinien des ökonomischen Denkens in Deutschland" Thünen einen eigenen Abschnitt, der durch die Sorgfalt der Analyse und der Urteile besticht. Erstaunlich ist jedoch der Denkanatz bei Lehmann. Wie die anderen Politökonomien verwendet er als Beweismittel für den Übergang von der wissenschaftlichen bürgerlichen Ökonomie zur vulgären und apologetischen Ökonomie das Marxsche Klassenkampfzitat, das er durch das Kriterium der Machtergreifung der Bourgeoisie in England und Frankreich ergänzt.<sup>23</sup> Während aber die anderen Politökonomien die Marxschen Bemerkungen völlig wörtlich nahmen, dadurch den genannten Übergang viel zu früh ansetzten und Thünen folglich zum Vulgärökonomien und Apologeten stempelten, drang Lehmann zum Sinn dieser großartigen Gedanken vor und brachte den Mut auf, zu sagen, daß in Deutschland alles später stattfand. Für ihn war die Revolution von 1848 das Ereignis, das maßgeblich den Übergang markierte. Obwohl 1848 noch zu früh ist - die kapitalistische Produktionsweise setzte sich in Deutschland schwerpunktmäßig zwischen 1830 und den späten 60er Jahren durch - schuf sich Lehmann durch seine Betrachtungsweise den Freiraum, den er benötigte, um Thünen mit weniger Voreingenommenheit als andere Politökonomien einschätzen zu können.

Lehmann, der Thünen für einen der fähigsten Analytiker des damaligen Deutschlands hielt, untersuchte dessen Stellung in der politischen Ökonomie, die Anwendung der Grenzanalyse und die Lohnformel. Thünens Lohnformel lehnte er als eine soziale Illusion ab. Als positiv wertete er Thünens Vorgehen bei der Grenzanalyse, die im Gegensatz zu der späteren Grenznutzentheorie noch auf der Grundlage der klassischen politischen Ökonomie beruht habe.<sup>24</sup> Thünens Stellung in der politischen Ökonomie fand folgende Einschätzung: "Thünens Untersuchung der Kapitalverwertung" war "die letzte Analyse auf der Grundlage der klassischen Arbeitswerttheorie in der deutschen bürgerlichen politischen Ökonomie. Thünen hatte viele Erscheinungen, in denen die organische Zusammensetzung des Kapitals eine grundlegende Rolle spielte, detailliert darzustellen versucht. Er hatte es als ungenügend empfunden, daß Ricardo wohl zwischen dem kapitalistischen Produktionspreis und dem Wert unterschied und dennoch beide gleichsetzte. Statt zu untersuchen, welche sozialökonomischen Bedingungen die Entwicklung des Wertes zum Produktionspreis herbeiführten, identifizierte auch er letztlich Wert und Produktionspreis."<sup>25</sup>

Diese Einschätzung der wissenschaftlichen Leistungen Thünens auf dem Gebiet der politischen Ökonomie befand sich voll und ganz in Übereinstimmung mit den Urteilen von Marx.

Die Analysen und Urteile in der Geschichte der politischen Ökonomie über das Werk Thünens beschränken sich, entsprechend dem Wesen dieser Wissenschaft, in erster Linie auf dessen theoretischen Gehalt. Die Agrarökonomie als Teil der Agrarwissenschaften, die sich aus der Ökonomie des Volkswirtschaftszweiges, Betriebsökonomie, Arbeitsökonomie und Rechnungswesen zusammensetzt, beurteilte Thünen dagegen vom ökonomischen Erfordernis des Volkswirtschaftszweiges Landwirtschaft. Dieser Aspekt berücksichtigte die Belange der Praxis und schloß dennoch die ökonomische Theorie nicht aus. Bei der Darlegung der Auffassungen von Asmus Petersen war das bereits zu erkennen, der Thünens Standort- und Intensitätstheorie und dessen Beiträge

23 Vgl. Grundlinien des ökonomischen Denkens in Deutschland = Akademie der Wissenschaften der DDR, Schriften des Zentralinstituts für Wirtschaftswissenschaften, 3, Berlin 1977, S. 397 f.

24 Vgl. ebenda, S. 420.

25 Ebenda, S. 434.

zur Taxationslehre, zur Hebung der Bodenfruchtbarkeit sowie der Arbeitsproduktivität erwähnte. Noch ausführlicher beschäftigte sich der Hallenser Agrarökonom Karl-Diether Gussek in seiner 1968 vorgelegten Habilitationsschrift zur Geschichte der bürgerlichen landwirtschaftlichen Betriebslehre mit dem Wirken Thürens.<sup>26</sup> In seinen generellen Urteilen folgte er meist den Ausführungen Lucks. Das zeigt sich bereits in der Schilderung der landwirtschaftlichen Zeitverhältnisse. Die kapitalistische Entwicklung der Landwirtschaft führte nach Gusses Meinung zu zwei Betriebsformen: der kapitalistischen Pachtwirtschaft und der kapitalistischen Junkerwirtschaft.<sup>27</sup> Da in Deutschland das Pachten ganzer Betriebe nie eine Rolle spielte, bleibt die kapitalistische Junkerwirtschaft der eigentliche Repräsentant des Kapitalismus in der Landwirtschaft. Diese Junkerwirtschaft wird nun als eine historisch niedrige gesellschaftliche Organisationsform der kapitalistischen Agrarproduktion bezeichnet. Wenn bei dieser Einschätzung die Betonung auf "gesellschaftlich" liegt, stimmt dieselbe, und so faßte der Autor seine Einschätzung wohl auch auf. Die Zurückgebliebenheit in den sozialen Verhältnissen hinderte die Junker jedoch nicht, eine solche betriebliche Arbeitsorganisation zu finden, die auf der Höhe der ökonomischen und technischen Möglichkeiten der damaligen Zeit stand. Natürlich gelang das nicht allen Junkern. Die parasitäre Lebensweise von Mitgliedern der Junkerkaste bremste Investitionen. Ein erheblicher Teil von Junkern "kaufte" sich auch landwirtschaftliche Intelligenz in der Gestalt von Inspektoren, Verwaltern und Administratoren. Immerhin bahnte sich in der Thürenszeit die Überlegenheit des Großbetriebes über den Kleinbetrieb langsam an, und jener war nach Gusses Meinung in der Hand der Junker.

Bei der Einschätzung von Thürens wissenschaftlichem Werk schloß sich Gussek ausdrücklich dem Urteil Lucks an.<sup>28</sup> Auf politökonomischem Gebiet sei Thürens Vulgärökonom und Apologet des Kapitalismus gewesen.<sup>29</sup> Seine Hauptleistungen hätten darin bestanden, "daß er versuchte, die Wirkung der ökonomischen Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise auf die Junkerwirtschaft eingehender zu untersuchen".<sup>30</sup> Thürens wurde so erneut zum Theoretiker der kapitalistischen Junkerwirtschaft erklärt.

Das Positive an Gusses Vorgehen ist, nicht bei dieser einseitigen und nicht ausreichend bewiesenen These stehenzubleiben. In der Einschätzung wurde folgendermaßen fortgefahren: "Er (also Thürens - R. B.) verfaßte als erster bürgerlicher Theoretiker wissenschaftliche Arbeiten mit selbständigem agrarökonomischem Charakter und unter Zugrundelegung quantitativer Methoden. Er war der hervorragendste bürgerliche Agrarökonom bis 1900 sowie ein präziser Denker und begabter Betriebswirtschaftler."<sup>31</sup> An anderer Stelle wurde Thürens als Begründer der selbständigen agrarökonomischen Forschung gewürdigt.<sup>32</sup> Bei aller Vorsicht mit klassifizierenden Urteilen, scheint es mir doch richtig zu sein, Thürens als den Begründer oder ersten Vertreter einer selbständigen agrarökonomischen Wissenschaft in Deutschland zu würdigen. Und wenn man unter dem Vorzeichen dieser Einschätzung die ausführlichen thematisch geordneten Analysen Gusses studiert, dann bestätigen sie weit aus mehr Thürens als ersten deutschen Agrarökonom und viel weniger die These vom Theoretiker der Junkerwirtschaft.

26 Gussek, K.-D., Analyse von Wechselbeziehungen zwischen der gesellschaftlichen Produktionsweise und der bürgerlichen landwirtschaftlichen Betriebslehre, landw. Habil.-Schrift, Wilhelm-Pieck-Universität, Rostock 1969.

27 Vgl. ebenda, S. 62.

28 Vgl. ebenda, S. 91.

29 Vgl. ebenda, S. 91 f., 230, 232.

30 Ebenda, S. 91; vgl. auch ebenda, S. 110, 232.

31 Ebenda, S. 91.

32 Vgl. ebenda, S. 41.

Mit der Untersuchung von Thünen als bürgerlicher Agrarökonom erweiterte Gussek unser Thünen-Bild erheblich. Außerdem bezog er die antifeudalen, progressiven und humanistischen Aspekte von dessen Tätigkeit in die Analyse ein. So steht Thünen als aufrechter Demokrat, humanistisch gesinnter Wissenschaftler und erfolgreicher praktischer Landwirt vor uns. Gussek leistete durch seine Studien zur Geschichte der landwirtschaftlichen Betriebslehre einen wertvollen Beitrag für die marxistische Thünen-Forschung, der aber nicht frei von Fehleinschätzungen ist.

Von einer wesentlich fundierteren Ausgangslage her betrachtete der Berliner Agrarhistoriker Hans-Heinrich Müller das Wirken Thünen's. Wie er mit wenigen Strichen ein Bild der landwirtschaftlichen Situation der Zeit Thünen's zeichnet, läßt bereits seine große Sachkenntnis erkennen: "Das Eindringen des Kapitalismus in die Landwirtschaft rief nun auch neue Mächte und Kräfte auf den Plan. Ökonomische Gesetze der kapitalistischen Warenproduktion begannen zu wirken. Lohn, Kosten und Kapital, Zins, Renten und Profit bekamen einen neuen Sinn, einen neuen Inhalt. Im Feudalismus hatten sich die Gutsbesitzer kaum den Kopf über solche Fragen zerbrochen. Die untertänigen Bauern leisteten Fronarbeit, bestellten die gutsherrlichen Ländereien, brachten die Ernten ein, fuhren das herrschaftliche Getreide mit eigenem Gespann auf den Markt, alles Arbeiten, die dem feudalen Gutsherrn kaum einen Pfennig kosteten, höchstens, daß er Verpflegung reichte, die aber der eigenen Wirtschaft entnommen wurde, einer Wirtschaft eben auf der Grundlage bäuerlicher Fronarbeit. Der Gutsherr erzielte also Erlöse, ohne wesentliche Produktionskosten zu verausgaben. Und wenn die Preise stiegen oder sanken, dann war das zumeist natürlichen Faktoren anzulasten, Mißernten oder fruchtbaren Jahren, einem von Gott gefügten Schicksal. Nun aber wehte ein anderer Wind, ein kapitalistischer Wind. Angebot und Nachfrage, Konkurrenz und Krisen trieben ein unberechenbares Spiel. Auf alle diese 'brennenden Fragen' der warenproduzierenden Gutswirtschaft suchte Thünen Antwort zu finden."<sup>33</sup>

Bei der Behandlung der Antworten, die Thünen auf die damals brennenden Fragen der gerade entstehenden kapitalistischen Landwirtschaft gab, stützte sich Müller auf die Einschätzungen von Marx, auf die von Lehmann gegebene Analyse der Stellung Thünen's im Rahmen der klassischen bürgerlichen Nationalökonomie und auf die ausführliche Darstellung Gusseks, in der dieser Thünen als Begründer der bürgerlichen Agrarökonomie in Deutschland, als aufrechten Demokraten und humanistisch gesinnten Wissenschaftler bezeichnete. Obwohl der Aufsatz von Müller nur 9 Druckseiten umfaßt, enthält er die wesentlichen Momente des Wirkens Thünen's und seines Umfeldes. Es ist ein ausgewogenes Bild, das die Reife unserer Geschichtswissenschaft und das hohe Niveau der marxistischen Thünen-Forschung widerspiegelt.

Erstaunlich ist aber Müllers Einschätzung von Thünen als Junker, jedoch als einer besonderen Art von Junker, "kein bornierter und stockreaktionärer, sondern ein gebildeter, liberaler Junker, ein geborener Grübler, fähiger Analytiker und Landwirt", ein Junker, "der die Revolution von 1848 begrüßte".<sup>34</sup> Wenn man dann noch vom "bürgerlich-junkerlichen Standpunkt" Thünen's liest, erscheint der liberale Junker wie ein weißer Rabe unter seinen schwarzen Artgenossen, die Luck mit vollem Recht als die "Träger der reaktionären Politik des preußischen Militärstaates" bezeichnete.<sup>35</sup> Für den Junker Thünen treffen diese Attribute nicht zu. Das Kriterium für sein Dasein als Junker ist nach Müller lediglich der Besitz eines Gutes. Der Besitzer eines Gutes ist demnach ein Junker. Was ist aber ein Gut? Ist es ein privilegierter Besitz, ein Standeseigentum, oder lediglich ein landwirtschaftlicher Betrieb ab

33 Müller, H.-H./Rook, H.-J., Herkules in der Wiege, Berlin 1980, S. 257 f.

34 Ebenda, S. 260.

35 Luck, S. 81.

einer bestimmten Größe, d. h. nach der landwirtschaftlichen Betriebszählung von 1882 ein Betrieb mit über 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche?

Im Grunde genommen steht diese Fragestellung im kausalen Zusammenhang mit der Meinung von der dominierenden Rolle der kapitalistischen Junkerwirtschaft im Rahmen der kapitalistischen Landwirtschaft, deren Theoretiker Thünen gewesen sein soll. Wir haben es hier mit einer der Grundfragen der Thünen-Forschung zu tun.

Den richtigen Denkansatz zur Klärung dieser Problematik bietet uns Lenin in seiner Analyse des kapitalistischen Systems in der Landwirtschaft, die er in folgenden Worten zusammenfaßt: "Das kapitalistische System der Landwirtschaft wird charakterisiert durch die Verhältnisse, die zwischen den Landwirten und den Arbeitern, zwischen den Wirtschaften verschiedener Typen bestehen."<sup>36</sup> Lenin unterschied auf der Grundlage der deutschen Reichsstatistik 5 Betriebsgrößenklassen<sup>37</sup>:

1. proletarische Wirtschaften mit einer Nutzfläche bis 2 ha,
2. kleinbäuerliche Wirtschaften mit einer Nutzfläche von 2 bis 5 ha,
3. mittelbäuerliche Wirtschaften mit einer Nutzfläche von 5 bis 20 ha,
4. großbäuerliche Betriebe mit einer Nutzfläche von 20 bis 100 ha,
5. Großbetriebe mit einer Nutzfläche von über 100 ha.

Das Kriterium für diese Einteilung war der Charakter der unmittelbaren Produzenten und ihre Stellung zu den Produktionsmitteln. Danach bildeten Klein- und Mittelbauern den Sektor der einfachen Warenproduktion und Großbauern und Großbetriebe den kapitalistischen Sektor.

Historisch gesehen, bildete sich das kapitalistische System zu Lebzeiten Thürens heraus und bestimmte ab ungefähr 1860 die Entwicklung der Landwirtschaft. Da sich das kapitalistische System durch Transformation und Freisetzung aus dem feudalen entwickelte, was einen Qualitätssprung bedeutet, erhebt sich für uns die Frage: Welche Betriebe feudaler Art gingen im kapitalistischen Sektor auf, und welche Formverwandlungen machten sie durch?

Obwohl es zweckmäßiger wäre, die mecklenburgischen Verhältnisse zu analysieren, bietet das vom preußischen statistischen Bureau gesammelte Material hierfür noch die besten Auskünfte. Für unsere Betrachtungen kommen die großen Besitzungen von über 150 ha Gesamtfläche und die mittleren von 75 bis 150 ha in Frage, über die der Bearbeiter schrieb, sie seien die Betriebe, "in denen der große Kapitalist gern seine Fonds anlegt und auf denen eine rationelle Bewirtschaftung und planmäßige Arbeitsteilung die Erträge zu steigern vermag."<sup>38</sup> 1858 gab es in Preußen 18 289 große und 15 076 mittlere Besitzungen, also 33 365 kapitalistische Betriebe. Uns interessieren besonders die reichlich 18 000 großen Besitzungen, da hierzu in aller Regel die Rittergüter gehörten. Es gab 12 342 bevorrechtete Herrschaften sowie Rittergüter, die auf Kreis- und Landtagen vertreten waren; das waren 67 % der großen Besitzungen. Das restliche Drittel waren ehemalige Schulzenhöfe und Freigüter, die keine feudalen Vorrechte besaßen. Von den Rittergütern befanden sich 7 025 (also 57 %) in der Hand adliger Familien und 5 317 (also 43 %) im bürgerlichen Besitz.<sup>39</sup> Im Verlaufe nur eines halben Jahrhunderts hatte das preußische Bürgertum, Städtebürger und reiche Bauern, 43 % aller Rittergüter aufgekauft. In Mecklenburg waren es in einem weitaus kürze-

<sup>36</sup> Lenin, W. I., Das kapitalistische System in der modernen Landwirtschaft, in: Werke, Berlin 1955 ff., Bd. 16, S. 438.

<sup>37</sup> Vgl. ebenda, S. 440.

<sup>38</sup> Viebahn, G. v., Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschland, Bd. 2, Berlin 1862, S. 561.

<sup>39</sup> Vgl. ebenda, S. 309 f.



ren Zeitraum (bis 1840) rund 50 %.<sup>40</sup> In einem starken Strom war bürgerliches Kapital, erworben in Handel, Gewerbe und Transport sowie Geldverleih, in die Landwirtschaft geflossen und hatte sich zu Agrarkapital verwandelt. Die von feudalen Fesseln befreite Landwirtschaft war in der 1. Hälfte des 19. Jh. zu einer außerordentlich bedeutsamen Kapitalanlagensphäre geworden. Vor allem aber brachte das Bürgertum bürgerlichen Erwerbssinn in eine erstarrte landwirtschaftliche Betriebsweise. Diese Zustände hatte der bekannte liberale Wirtschaftshistoriker Lujo von Brentano vor Augen, als er folgendes schrieb: "Der Adlige war ein schlechter Wirt gewesen. Sein Geld hatte er in Ausgaben zur Aufrechterhaltung seiner Standesstellung verbraucht. Die Erträgnisse, die er aus der Landwirtschaft gezogen, waren dieser nicht wieder zugute gekommen. Der nötige Übergang zu intensiver Wirtschaft ließ sich nicht mit ihm vollziehen. Dazu bedurfte man des kapitalreicheren, nüchternen, wirtschaftlich tätigeren Bürgertums."<sup>41</sup>

Die zweite genannte Gruppe, die rund 15 000 mittleren Besitzungen, waren das Eigentum der großen und von feudalen Fesseln befreiten Bauern, die zu kapitalistisch wirtschaftenden Gutsbesitzern geworden waren, d. h. zu Agrarkapitalisten. Die Gruppe der 33 365 neuen agrarkapitalistischen Betriebe bestand zu

- 15 076 = 45 % aus ehemaligen großen Feudalbauernwirtschaften,
- 5 947 = 18 % aus ehemaligen Schulzenhöfen und Freigütern,
- 5 317 = 16 % aus ehemaligen feudalen Gutswirtschaften, die in bürgerliche Hände übergingen,
- 7 025 = 21 % aus ehemaligen feudalen Gutswirtschaften, die zu kapitalistischen Junkerwirtschaften wurden.

Aus den ehemals im Rahmen der feudalen Großbetriebe dominierenden Adelsgütern war im Verlaufe der Herausbildung des kapitalistischen Systems in der Landwirtschaft eine starke Minderheit geworden. Selbst wenn man geneigt ist, die in bürgerlichen Händen befindlichen Rittergüter zu den in adligen zu adieren, hätte diese Gruppe nur ein gutes Drittel der agrarkapitalistischen Betriebe umfaßt.

Für eine Minderheit von kapitalistischen Junkerwirtschaften führte Thünen seine Untersuchungen nicht durch. Nicht weil es eine Minderheit war, sondern aus sachlichen Gründen. Zwischen den Junkerwirtschaften und den übrigen Gruppen der kapitalistischen Betriebe gab es keine prinzipiellen Unterschiede. Es waren alles agrarkapitalistische Betriebe, für die der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit bestimmend war. Das Betriebsergebnis wurde durch die Anwendung von Lohnarbeit erzielt und diente der Befriedigung des Profitstrebens der Kapitalisten. Der Unterschied zwischen den aufgeführten Gruppen der Kapitalisten lag in der sozialen Stellung der Eigentümer, die zwar die Produktionsverhältnisse beeinflusste, aber ihren kapitalistischen Charakter nicht im mindesten in Frage stellte. Der Junker war eine soziale Kategorie und keine ökonomische. Er war das Überbleibsel unzureichend gelöster gesellschaftlicher Prozesse, hatte sich einige soziale Vorrechte der Vergangenheit in eine kapitalistische Gegenwart hinübergerettet und war im Zuge einer neuen Zeit zum Agrarkapitalisten geworden. Als Relikt dessen, was von der Vergangenheit zu retten war, entstand das reaktionäre Gesinderecht für den Teil der Landarbeiter, der im Hause des Betriebsinhabers wohnte und verköstigt wurde, das als besonderes Kennzeichen halbfeudaler Zustände gilt. Aber es brachte nicht nur den Junkerwirtschaften Vorteile. Alle Agrarkapitalisten profitierten davon.

<sup>40</sup> Vgl. Raabe, W., Mecklenburgische Vaterlandskunde, T. 2, Wismar/Ludwigslust 1863, S. 120 ff.

<sup>41</sup> Brentano, L. v., Gesammelte Aufsätze, Bd. 1, Stuttgart 1899, S. 298.



Thünen verfaßte keine soziale, sondern eine ökonomische Theorie. Seine Forschungen betrafen im engeren Sinne den kapitalistischen Sektor der damaligen Landwirtschaft und seine allgemeinen Aussagen die gesamte Landwirtschaft. Als er sein Hauptwerk konzipierte und niederschreiben begann, befand sich das kapitalistische System erst in seinem Anfangsstadium. Die Masse der Bauern wurde noch feudal ausgebeutet, und auf den Gütern herrschte die feudale Arbeitsverfassung vor. Es zeugt von der Genialität Thüdens, daß er in der Frühphase des Kapitalismus wesentliche ökonomische Probleme desselben in der Landwirtschaft erkannte und richtige Antworten auf die Fülle neuer Fragen fand.<sup>42</sup> Natürlich konnte er noch keine Antwort auf die tiefen Widersprüche des kapitalistischen Systems finden, denn die hatten sich bis zum Erscheinen seines Hauptwerkes im Jahre 1826 noch gar nicht entfaltet. Der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit wurde erst gegen Ende seines Lebens zum bestimmenden Widerspruch der gesamten Volkswirtschaft. Wir können Thünen nur nach den Maßstäben seiner Zeit messen.

Albrecht Daniel Thaer, der Lehrer Thüdens, faßte das landwirtschaftliche Wissen seiner Zeit entsprechend den Erfordernissen derselben zusammen, bezog erstmalig die Ökonomie in dasselbe ein und beleuchtete von der ökonomischen Seite die landwirtschaftlichen Produktionsprozesse. In der Zusammenfassung, Überprüfung und Systematisierung liegt die große Bedeutung Thaers, der den Übergang von der Hausväterliteratur und Kameralistik zur selbständigen Agrarwissenschaft einleitete. Aus der Zusammenfassung mußte die Spezialisierung hervorgehen, weil nur so der Fortschritt der Agrarwissenschaft gewährleistet werden konnte. In der Folgezeit entstanden selbständige agrarwissenschaftliche Disziplinen, zu denen auch die bürgerliche Agrarökonomie gehörte. Für die Entstehung der bürgerlichen Agrarökonomie leistete Thünen Bahnbrechendes - und darin besteht, wissenschaftshistorisch gesehen, sein bleibendes Verdienst.

Das zweite Teil des "ersten Staates" erscheint dann erst ein Vierteljahrhundert darauf, 1839 und 1840. Er bringt einen beträchtlichen Erfahrungsbereich ein und veranlaßt ein tiefes Problembewußtsein unserer beiden Prozesse. Aus ihm führt Marx 1867 jene Frage, die Thünen bewegt: "... so scheint es ganz unbegrifflich, daß die Herrschaft seines eigenen Produkts - das K. ..."

Das zweite Teil des "ersten Staates" erscheint dann erst ein Vierteljahrhundert darauf, 1839 und 1840. Er bringt einen beträchtlichen Erfahrungsbereich ein und veranlaßt ein tiefes Problembewußtsein unserer beiden Prozesse. Aus ihm führt Marx 1867 jene Frage, die Thünen bewegt: "... so scheint es ganz unbegrifflich, daß die Herrschaft seines eigenen Produkts - das K. ..."

42 Vgl. Gusseck, S. 309 ff., 94 ff.

## Thünens Platz in der Geschichte der politischen Ökonomie

von Hermann Lehmann

Thünens Platz in der Geschichte der politischen Ökonomie bezeichnen und in knappen Strichen umreißen, das heißt vor allem: das Hauptwerk, den "Isolirten Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie", in seiner Beziehung zur Nationalökonomie, zu den volkswirtschaftlichen Theorien der Zeit erfassen, zu den wichtigsten ökonomischen Auffassungen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Zugespitzter: Weil es hier auf das Wesentliche nur ankommt, geht es um Thünens Stellung, um inhaltliche Beziehungen des "Isolirten Staates" zu den Theorien der beiden Hauptvertreter der klassischen politischen Ökonomie des Bürgertums, Adam Smith und David Ricardo. Weitere Namen, am Rande erwähnt, mögen andeuten, daß lediglich Konturen geboten werden, doch kein Gesamtbild. Sind die grundsätzlichen inhaltlichen Zusammenhänge dargetan, so ist das Übrige mit einiger Sachkenntnis einzuordnen.

Für ein vorerst eher summarisches Urteil soll eine gesonderte Betrachtung der beiden Teile des "Isolirten Staates" die Überlegungen einleiten. Dessen erster Teil erscheint in der ersten Auflage 1826; er ist - für jeden offensichtlich - in einem an der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie geschulten Verständnis verfaßt, streng analytisch oder, wie Marx es ausdrückte, "mit deutscher Denk-Distinktion". So trifft auf ihn Marx' Charakteristik zu, der Mecklenburger Junker habe von den faktischen Voraussetzungen seines Landes und seines Gutes Tellow aus "mit Hilfe von Beobachtungen, Differentialkalkül, praktischer Rechnungsführung etc. sich die Ricardosche Theorie der Grundrente selbst konstruiert". Daß Marx diesen Beitrag zur Marginalanalyse im Jahre 1868 und unter dem Gesichtswinkel der **t h e o r e t i s c h e n** Fassung der Grundrentenproblematik rührend findet, "respektabel und zugleich ridicul"<sup>1</sup>, erklärt sich aus diesem Rückblick. Der erste Teil, in der Grundidee 1803 entworfen, zum ersten Mal um 1820 niedergeschrieben, 3 Jahre nach Ricardos bedeutendem Werk, das ein Jahr später auch in Deutschland erscheinen wird, in der Ausarbeitung durch die Anforderungen an den praktischen Landwirt immer wieder verzögert, schließlich 9 Jahre nach der englischen Ausgabe und 5 Jahre nach der deutschen Übersetzung von Ricardos "Grundsätzen der politischen Ökonomie und Besteuerung" gedruckt vorgelegt, gehört unzweifelhaft zur klassischen politischen Ökonomie des frühen Industriekapitalismus.

Der zweite Teil des "Isolirten Staates" erscheint dann erst ein Vierteljahrhundert darauf, 1850 und 1863. Er bringt einen beträchtlich erweiterten Erfahrungsbereich ein und vor allem ein tieferes Problembewußtsein von sozialen Prozessen. Aus ihm zitiert Marx 1867 jene Frage, die Thünen besonders bewegt: "... so scheint es ganz unbegreiflich, daß der Mensch unter die Herrschaft seines eigenen Produkts - das Kapital - geraten und diesem

1 Marx, K., an Ludwig Kugelmann, 6. 3. 1868; in: Marx/Engels, Werke (MEW), Berlin 1956 ff., Bd. 32, S. 538.

untergeordnet werden könne; und da dies in der Wirklichkeit doch unleugbar der Fall ist, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wie hat der Arbeiter aus dem Beherrscher des Kapitals - als Schöpfer desselben - zum Sklaven des Kapitals werden können?" Marx' Urteil lautet: "Es ist das Verdienst Thünens, gefragt zu haben." Da Marx ein richtiges Fragen hoch einschätzt, ist dieses Lob wohl zu würdigen. Doch Marx setzt hinzu: "Seine Antwort ist einfach kindisch."<sup>2</sup> Hierauf wird zurückzukommen sein.

Beide Teile, die aus dem Blickwinkel der ersten Jahrzehnte des 19. Jh. den ökonomischen Mechanismus der Wert- und Preisgestaltung und aus den Erfahrungen der 30er und 40er Jahre überdies die grundlegenden sozialen Widersprüche behandeln, entstammen der Vorstellungswelt der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie und sind aus ihr nicht herauszulösen; es sei denn, man mache diese klassische Theorie um einige Untersuchungen und Überlegungen, um Thünens Beitrag, ärmer.

Beide Teile sind zudem aus marxistischer Sicht kritikwürdig. Auch hier hat Marx den grundsätzlichen Einwand prägnant formuliert. Thünen, schreibt er 1875, betrachte "den Arbeitslohn als den unmittelbaren Ausdruck eines wirklichen ökonomischen Verhältnisses; ich betrachte ihn als eine Scheinform, die einen von ihrem Ausdruck wesentlich verschiedenen Inhalt birgt."<sup>3</sup> Die Kritik trifft voll ebenso die großen britischen Klassiker Adam Smith und David Ricardo. Auch in dieser Einschränkung also bleibt Thünen ein Vertreter der klassischen politischen Ökonomie.

Genügt vielleicht eine solche Festlegung als Orientierung, der man vertrauen kann und sollte, so ist doch nicht zu übersehen, daß sie bei der allgemeinen Zuordnung stehenbleibt. Gewiß liegt zwischen dem Erscheinen des ersten und des zweiten Teils des "Isolirten Staates" ein Vierteljahrhundert. Aber dieses Werk ist, bei aller inneren Entwicklung, ein Ganzes, zusammengehalten von Thünens unermüdlichem Bestreben, die ökonomischen Grundzüge seiner Zeit, des frühen Industriekapitalismus, aufzuhellen, und zwar unveränderlich vom Standpunkt der wissenschaftlichen politischen Ökonomie. Als Ganzes spiegelt es ein halbes Jahrhundert Entwicklung der ökonomischen Theorie und ihrer Probleme wider, von Thünens Studienzeit am Anfang bis zu seinem Tod in der Mitte des 19. Jh. Der "Isolirte Staat", als eine große Lebensleistung begriffen, gewährt Einblicke in die Grundfragen der politischen Ökonomie dieser ersten Jahrhunderthälfte, in Thünens speziellen Beitrag, und gestattet somit eine detailliertere Antwort auf die Frage nach jenem Platz, den Thünen in der Geschichte der politischen Ökonomie einnimmt, der ihm zugesprochen werden muß.

Auf den eigentlichen Springpunkt für das Verständnis seiner theoretischen Leistung weist Thünen selbst wiederholt hin, auf seine Stellung zu der damals alles überragenden Arbeit von Adam Smith über das Wesen und die Ursachen des Reichtums der Nationen, die in England und ebenfalls in deutscher Übertragung 7 Jahre vor Thünens Geburt herausgekommen war.

"Wenn ich hier und im Verfolg dieser Schrift", sagt Thünen in den 40er Jahren, "mich vorzugsweise auf Adam Smith's Werke beziehe, obgleich durch Ricardo, Say, Rau, Hermann, Nebenius u. A. A. Smith's Lehren mehrfach erweitert, berichtigt und systematischer dargestellt sind, so geschieht dies aus den beiden Gründen:

- 1) weil meine Untersuchungen in dem Smith'schen Werk ihre Wurzeln haben, und zu einer Zeit begonnen sind, wo die Werke der genannten Gelehrten noch nicht erschienen oder mir wenigstens noch nicht zu Gesicht gekommen waren;

2 Derselbe, Das Kapital, Bd. 1, in: MEW, Bd. 23, S. 649.

3 Derselbe, an Hermann Schumacher, 21. 9. 1875, in: MEW, Bd. 34, S. 151.

2) weil Smith's Werk in den meisten wesentlichen Punkten noch immer die Grundlage der Nationalökonomie bildet.

Indem nun meine Untersuchungen sich unmittelbar an die A. Smith's anschließen und da beginnen, wo mir diese mangelhaft erscheinen, liegt es in der Natur der Sache, daß ich häufig beurtheilend und berichtend gegen A. Smith auftreten muß. Da andererseits das Viele, worin ich mit A. Smith einverstanden bin, unerwähnt bleibt: so kann dies leicht den Anschein von Nichtanerkennen oder gar Überheben gewinnen.

Dies liegt aber sehr ferne von mir, und es kann nicht leicht Jemand eine größere Verehrung für diesen Genius haben, als der Verfasser dieser Schrift Gerade darin, daß ich die Berichtigung und Erweiterung der Smith'schen Lehren für eine Förderung der Wissenschaft halte und zum Gegenstand meiner Untersuchungen mache, liegt ein Beweis der hohen Achtung, die ich für A. Smith hege."<sup>4</sup>

Thünen hält die klassische Arbeitswerttheorie des Adam Smith für die einzig richtige, wissenschaftliche Grundlage zur Erklärung der wirtschaftlichen Prozesse. Wenn er Smith kritisiert, so, wie auch Ricardo, dort, wo Smith sich in Zirkelschlüssen im Erscheinungsbereich der Zirkulation bewegt. Es sei unglücklicherweise ein Fundamentstück des ganzen Lehrgebäudes, in dem Smith die Faktoren der Konkurrenz eben nicht aus den Bestimmungsgründen des natürlichen Preises entfernt. "Wenn", schreibt Thünen, "nun die Landrente vom Preise der ländlichen Erzeugnisse abhängt, der Preis aber abhängig ist vom Arbeitslohn und Kapitalgewinn, und die Größe dieser beiden Potenzen durch die Konkurrenz bestimmt wird: so ist auch die Landrente von der Konkurrenz abhängig.

Die Konkurrenz ist also nach A. Smith der letzte Regulator für Arbeitslohn, Kapitalgewinn, Preis und Landrente."<sup>5</sup>

Von anderen Schriftstellern, die, wie Jean-Baptiste Say, solche Bestimmungsgründe der Konkurrenz übernehmen und Smith' klassische Arbeitswerttheorie ablehnen, hält er wenig. Ausführlich befaßt sich Thünen mit der damals in der deutschen Literatur umfangreichsten, programmatischen Attacke auf die klassische Theorie, mit Johann Friedrich Eusebius Lotz' "Revision der Grundbegriffe der Nationalwirtschaftslehre in Beziehung auf Theuerung und Wohlfeilheit, und angemessene Preise und ihre Bedingungen" aus den Jahren 1811 bis 1814. "Es ist sehr leicht", bemerkt Thünen in seinen Aufzeichnungen, "Ausstellungen gegen Adam Smith's Lehren zu machen, wenn man sich nicht die Mühe gibt, in den Geist seiner Worte einzudringen, und sie dann mißversteht und mißverstehen muß." Zu Lotz' Behauptung, in Kapitalgewinn und Grundrente sei nichts weiter enthalten als ein willkürlicher Zusatz zu dem notwendigen Schaffungskostenbetrag der Hervorbringung der Güter, notiert Thünen: "Hier zeigt es sich nun bestimmt, daß Lotz, obgleich er vier Bände über diesen Gegenstand geschrieben hat, über das eigentliche Wesen des Kapitals und der Landrente in der größten Unklarheit ist."<sup>6</sup>

Von der richtigen, klassischen Position, die vulgärökonomische Scheinlösungen ausschließt, wendet sich Thünen jenen zentralen Fragen zu, die die Ökonomen des vorigen Jahrhunderts vor allem beschäftigten und dem Komplex zugehören, der vom Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate bestimmt wird. So einfach uns Heutigen dieses Gesetz erscheinen mag, sowenig gelingt es den vormarxistischen Ökonomen, es zu entdecken. Die damalige

4 Thünen, J. H. v., Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie, Berlin 1875, Bd. 2, 1. Abt., S. 65.

5 Ebenda, S. 63.

6 Thünen-Archiv der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, Thünen, J. H. v., Bemerkungen zu Lotz' Revision der Nationalwirtschaftslehre.

Theorie, schreibt Marx, "sah das Phänomen und quälte sich in widersprechenden Versuchen ab, es zu deuten. Bei der großen Wichtigkeit aber, die dies Gesetz für die kapitalistische Produktion hat, kann man sagen, daß es das Mysterium bildet, um dessen Lösung sich die ganze politische Ökonomie seit Adam Smith dreht, und daß der Unterschied zwischen den verschiedenen Schulen seit A. Smith in den verschiedenen Versuchen zu einer Lösung besteht. Erwägt man aber andererseits, daß die bisherige politische Ökonomie um den Unterschied von konstantem und variablem Kapital zwar herumtappede, ihn aber nie bestimmt zu formulieren verstand; daß sie den Mehrwert nie getrennt vom Profit und den Profit überhaupt nie rein, im Unterschied von seinen verschiedenen gegeneinander verselbständigten Bestandteilen - wie industrieller Profit, kommerzieller Profit, Zins, Grundrente - darstellte; daß sie nie gründlich die Verschiedenheit in der organischen Zusammensetzung des Kapitals, daher ebensowenig die Bildung der allgemeinen Profitrate analysiert hat - so hört es auf, rätselhaft zu sein, daß ihr die Lösung dieses Rätsels nie gelang."<sup>7</sup>

Thünen bemüht sich, mit den Besten seiner Zeit, um die Lösung dieses Mysteriums. Wie sie stellt er den Mehrwert nie getrennt vom Profit und diesen nie rein dar, aber er begnügt sich nicht, wie Say und Lotz, die Mystifikation der kapitalistischen Produktionsweise, die Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse nur abzubilden, die, wie Marx sagt, "verzauberte, verkehrte und auf den Kopf gestellte Welt, wo Monsieur le Capital und Madame la Terre als soziale Charaktere und zugleich unmittelbar als bloße Dinge ihren Spuk treiben. Es ist das große Verdienst der klassischen Ökonomie, diesen falschen Schein und Trug, diese Verselbständigung und Verknöcherung der verschiedenen gesellschaftlichen Elemente des Reichtums gegeneinander, diese Personifizierung der Sachen und Versachlichung der Produktionsverhältnisse, diese Religion des Alltagslebens aufgelöst zu haben, indem sie den Zins auf einen Teil des Profits und die Rente auf den Überschub über den Durchschnittsprofit reduziert, so daß beide im Mehrwert zusammenfallen; indem sie den Zirkulationsprozeß als bloße Metamorphose der Formen darstellt und endlich im unmittelbaren Produktionsprozeß Wert und Mehrwert der Waren auf die Arbeit reduziert."<sup>8</sup>

An dieser Leistung hat Thünen einen eigenständigen Anteil, aber ebenso auch an den Halbheiten der Klassik, über die Marx anschließend sagt: "Dennoch bleiben selbst die besten ihrer Wortführer, wie es vom bürgerlichen Standpunkt nicht anders möglich ist, mehr oder weniger in der von ihnen kritisch aufgelösten Welt des Scheins befangen und fallen daher alle mehr oder weniger in Inkonssequenzen, Halbheiten und ungelöste Widersprüche."<sup>9</sup>

Doch wie kommt es zu Thünens Beitrag für die klassische politische Ökonomie und wie zu den Inkonssequenzen und Halbheiten?

Gewachsen und gereift mit den Ideen der Aufklärung und Klassik, studiert der 20jährige Thünen in Göttingen bei Georg Sartorius Smith' Lehren als die unverrückbare Grundlage der politischen Ökonomie. Sartorius stellt in seinem "Handbuch der Staatswirthschaft zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen nach Adam Smith's Grundsätzen ausgearbeitet" im Jahre 1796 fest: "In Nebensachen hat Smith gefehlt; manche historische Data, welche das feste Land betreffen, sind bekanntlich falsch; selbst einige Folgerungen aus seiner Theorie scheinen nicht Stand zu halten, man hat sie geändert. Allein es ist von dem Wesen des Systems selbst die Rede; dieß muß stehen oder fallen."<sup>10</sup>

<sup>7</sup> Marx, K., Das Kapital, Bd. 3, in: MEW, Bd. 25, S. 223 f.

<sup>8</sup> Ebenda, S. 838.

<sup>9</sup> Ebenda.

<sup>10</sup> Sartorius, G., Handbuch der Staatswirthschaft ..., Berlin 1796, S. XLVI f.



Das Wesen des Systems, die wissenschaftlichen Grundsätze nimmt Thünen tief in sich auf. Als später, mit den Angriffen auf die Reformer, ihre Ziele und geistigen Grundlagen auch Adam Smith und seine deutschen Anhänger in die Schußlinie geraten und klassische Grundsätze der Revision unterzogen werden, hat Thünen keine Mühe, solche Vorgänge zu verfolgen und sein Smith-Verständnis zu überprüfen. Und als er dann die seinerzeit einzigartigen ökonomischen Grenzwertuntersuchungen anstellt, leisten ihm Smith' wissenschaftliche Grundsätze unschätzbare Dienste. Er reduziert Zins und Rente auf den Überschuß über die Produktionskosten und Wert und Mehrwert der Waren auf die verausgabte Arbeit. Seine Haltung zu Smith ist von der Ricardos zu ihrem gemeinsamen großen Lehrer nicht grundsätzlich verschieden.

Gemeinsam ist ihnen vor allem eines: Beide beschäftigen sich mit ökonomischen Vorgängen, die vom Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate bestimmt werden, mit Problemen der Kapitalverwertung unter den Bedingungen der Existenz des kapitalistischen Produktionspreises. Smith als Theoretiker der Manufakturperiode war in diesen Fragen des "natürlichen Preises" noch auf die Erklärung aus dem Walten der Konkurrenz ausgewichen. So stellen Ricardo, aus der Kenntnis der englischen Volkswirtschaft, und Thünen, aus mecklenburgischen Erfahrungen und aus den Angaben seiner Tellower Buchführung, Überlegungen an, die im wesentlichen Smith gegenüber theoretisches Neuland erkunden.

Doch sind auch die Unterschiede von Bedeutung, weil sie sich in Thüzens weiteren Forschungen bemerkbar machen und den Blickwinkel beeinflussen, aus dem Thünen die ihn bewegenden sozialen Problemstellungen in Augenschein nimmt.

Als 1826 in Hamburg die erste Fassung des "Isolirten Staates" erscheint, legt zugleich der um 9 Jahre jüngere Karl Heinrich Rau in Heidelberg den ersten Band seines "Lehrbuchs der politischen Ökonomie" vor, eines sodann ständig wachsenden Unternehmens, das die Deutschen übersichtlich auch mit den neuesten ökonomischen Erscheinungen und Diskussionen des Auslands bekannt macht. In diesem Jahr beginnt Thünen gleichfalls, intensiver die moderne ökonomische Literatur, die politische Ökonomie des Industriekapitalismus, zu studieren. Das Literaturangebot ist anspruchsvoller geworden. 1821 war die erste deutsche Ricardo-Ausgabe herausgekommen; seit 1824 kann man auch die "Elemente der Nationalökonomie" des Ricardo-Anhängers James Mill in deutscher Übertragung lesen. 1832 erscheinen in München Friedrich Benedikt Wilhelm von Hermanns "Staatswirthschaftliche Untersuchungen".

Thünen, nun schon in seinem fünften Lebensjahrzehnt, fühlt sich nach eigener Aussage im Herbst 1826 beim Studium der ökonomischen Werke von Say und Ricardo mit dem, was darin vom Arbeitslohn gesagt wird, unzufrieden. Für immer erschüttert sei seine "mit der Muttermilch eingesogene Ansicht der Besitzenden, als sei der Arbeiter von der Natur selbst zum Lastträger bestimmt, als käme ihm für seine Anstrengung nur die Fristung seines Daseins zu"<sup>11</sup>. Er argwöhnt: "Denn wenn von einigen nationalökonomischen Schriftstellern - mit denen die große Mehrzahl der Gewerbsunternehmer aus Instinkt übereinstimmt - das zum nothwendigen Lebensunterhalt erforderliche Quantum Subsistenzmittel für den natürlichen Arbeitslohn erklärt wird, wenn von andern Schriftstellern die Bestimmung des Arbeitslohns der regel- und gesetzlosen Konkurrenz anheim gestellt wird: so ist dadurch nur das, was in der Wirklichkeit geschieht, ausgesprochen."<sup>12</sup>

11 Thünen, Der isolirte Staat ..., S. 48.

12 Ebenda, S. 40.

Thünen aber sucht nach dem inneren Gesetz; und dabei spielen jene Ansichten eine Rolle, die sich von Ricardos sozialen und ökonomischen Auffassungen unterscheiden.

In diesem Zusammenhang sind vor allem seine Gesellschaftsvorstellung und sein Mehrwertverständnis anzuführen.

Seine Einsicht in die Sozialstruktur und Produktionsverhältnisse seines Landes, die noch manufakturkapitalistisch-vorindustriell geprägt sind, veranlaßt den jungen Thünen, die ebenfalls manufakturkapitalistisch bestimmte Gesellschaftsauffassung von Smith vorbehaltlos zu übernehmen. Da sich die Manufakturperiode auf der alten handwerksmäßigen Produktionsgrundlage herausbildet und keine radikale Umgestaltung bringt, wächst nach Smith der Kapitalismus mit allmählich zunehmender Kapitalansammlung aus der einfachen Warenproduktion heraus. Einen Riß zwischen vorkapitalistischen und kapitalistischen Zuständen verspürt Smith wohl; dennoch dienen ihm vorkapitalistische wirtschaftliche Sachverhalte zur Interpretation kapitalistischer Problemstellungen. Da liegt es nahe, daß auch Thünen einen solchen vorkapitalistisch-kapitalistischen Pfad verfolgt, in der nie aufgegebenen Hoffnung, für die Waren- und Wertverhältnisse eine historisch mögliche Entwicklungsform aufzuspüren, die ohne den antagonistischen Klassen Gegensatz auskommt.

Bestärkt wird er in der Erwartung von Smith' Theorie des "natürlichen Preises". Wenn Thünen dem britischen Klassiker auch vorhält, daß dieser die Höhe der Einkommensraten aus der Konkurrenz ableitet, so mißtraut er doch nicht der Substanz dieser vorindustriellen Produktionspreisauffassung, der Annahme einer gesamtgesellschaftlich verträglichen Klassenübergangskunft. An der Unterschiedlichkeit ihrer sozialökonomischen Positionen leiden die Hauptklassen der bürgerlichen Gesellschaft nach Smith' Ansicht mehr in zurückgehenden und stagnierenden Perioden als in der Aufwärtsentwicklung des Kapitalismus. Hier reichen die Wurzeln der Thünenschen Gesellschaftsauffassung bis auf den Grund der politischen Ökonomie des Adam Smith, einer politischen Ökonomie der Manufakturperiode.

Auch David Ricardo überwindet die letztlich ahistorische Kapitalismusauffassung des großen Lehrers nie; seine Geschichtslosigkeit ist sogar entschiedener in ihrer Konsequenz. Dennoch setzt Ricardo die industriekapitalistischen Klassengegensätze als unüberwindbare, nun ein für allemal gegebene Fakten. Ricardo und Thünen, beide Erben der klassischen Theorie des bedeutenden Schotten, nehmen in ihren sozialökonomischen Grundauffassungen prinzipiell unterschiedliche Standpunkte ein.

Die zweite, entscheidende Differenz betrifft das Mehrwertverständnis. Indem Thünen die physiokratischen Beschränktheiten der Smithschen Rententheorie kategorisch zurückweist, bekennt er sich konsequenter als Smith zu der Überzeugung, daß der Arbeiter die Werte der Waren, den Mehrwert produziert, daß der Arbeiter der Schöpfer des Kapitals ist. Doch Thünen liest und exzerpiert Smith auf seinem Gute. Die besonderen Formen des Mehrwerts treten ihm in der Gestalt gegenüber, die sie in der Tallower Buchführung annehmen. Ins Auge springen ihm der Zins, der auf das angelegte Kapital zu berechnen ist, und die Differentialrente, die als Überschuß über den durchschnittlichen Profit für zusätzliche Verbesserungen im landwirtschaftlichen Betrieb benötigt wird. Die Entstehung der Rente, dieses Surplusprofits, kann er in seinen Berechnungen im einzelnen verfolgen; am Modell entwickelt er seine ökonomische Grenzwertanalyse.

Der Durchschnittsprofit dagegen weckt Thünens Aufmerksamkeit nicht. Produktion und Verteilung des Durchschnittsprofits volkswirtschaftlich zu untersuchen liegt auch außerhalb seiner Möglichkeiten. So verschwindet der Durchschnittsprofit beinahe in der theoretischen Darlegung. Thünen führt ihn zwar an, doch wenn es um ökonomische Relationen geht, so bleibt er unter den Kosten verborgen.

Ricardo dagegen interessiert sich in erster Linie für die Bewegung von Durchschnittsprofit und Surplusprofit.

Eine eigenartige Blindheit, eine ökonomisch-theoretische Blindheit des landwirtschaftlichen Unternehmers, verführt Thünen, Smith' Mehrwertverständnis umzuformen. Neben die Betrachtung der Differentialrente, die Smith so noch nicht erkennt, tritt nun also an die Stelle der Beziehung zwischen Arbeitslohn und Profit jene zwischen Arbeitslohn und Zins. Und der tendenzielle Fall der Profitrate nimmt die Gestalt eines tendenziellen Falls der Zinsrate an. Von dem tiefverwurzelten Bekenntnis zur klassischen politischen Ökonomie des Adam Smith und von gründlichen betriebswirtschaftlichen Beobachtungen aus gelangt Thünen so auf Abwege mit beträchtlichen Konsequenzen.

Am 7. November 1830 schreibt Thünen seinem Halbbruder Christian von Buttel: "In der gegenwärtigen Krisis ist zwar Alles durch das Volk, aber Nichts für das Volk geschehen. ... Alle Schriftsteller über Nationalökonomie sind darin einverstanden, daß die Summe der zum Lebensunterhalt nothwendigen Subsistenzmittel der natürliche Arbeitslohn sei. ... Wird das Volk aber jemals die Ansicht der Nationalökonomien theilen, wird es sich überzeugen, daß die furchtbare Ungleichheit in der Belohnung der geistigen und der körperlichen Arbeit sowie der Dienste des Capitals in der Natur der Sache begründet sei? Durch solche Betrachtungen angeregt und von diesem Gesichtspunct als einen von der äußersten Wichtigkeit ansehend, wurde ich mit solcher Gewalt zu meinen frühern, schon Jahrelang fortgesetzten Untersuchungen über das Verhältnis zwischen Zinsfuß und Arbeitslohn zurückgetrieben, daß ich innerhalb 4 Wochen keines andern Gedankens fähig war, obgleich meine Gesundheit sehr darunter litt."<sup>13</sup>

Indem Thünen Arbeitslohn und Zins gegenüberstellt, wirft er die Gesetze des Profits und die des Zinses durcheinander. So bringt er die Konkurrenz wieder in die Betrachtung der Bestimmungsgründe ein, weicht auf ein Verfahren aus, daß er mit Recht an Smith verurteilt. Mit der Arbeitslohn-Zins-Relation stellt er den Arbeiter nicht dem Kapitalvertreter schlechthin, sondern dem Geldkapitalisten entgegen. Kapitalistische Ausbeutung nimmt auf diese Weise Züge eines Kapitalverleihs an.

Kehrt Thünen nun mit Smith in vorkapitalistische Zustände zurück, die nur Produzenten, doch keine Kapitalisten kennen, so kann er annehmen, daß eine Produzentengruppe über die Subsistenzmittel hinaus Werte schafft, die sie als Produktionsmittel, als Kapital, an andere Produzentengruppen ausleiht, gegen Zins selbstverständlich. So schaffen Arbeiter Mehrwert, und Arbeiter eignen ihn sich an, nach ökonomischen Gesetzen des Industriekapitalismus, unter den Bedingungen der kapitalistischen Konkurrenz. Kapital erzeugende und Kapital leihende Arbeiter konkurrieren miteinander. Sie sind den gleichen Bedingungen abnehmender Verwertung unterworfen und erhalten schließlich allesamt über die Subsistenzmittel hinaus einen sich angleichenden Anteil am erzeugten Überschuß.

In dem Brief aus dem Jahre 1830 heißt es weiter: "Aber das Capital ist nur Product der menschlichen Arbeit, und es kann der Mensch nicht seinem eigenen Producte untergeordnet sein. Wenn die Lohnarbeit mit der auf Capitalerzeugung gerichteten Arbeit gleiche Belohnung erhält, so ist dies der wahrhaft in der Natur begründete Arbeitslohn. Die Untersuchung und Berechnung ergibt aber, daß dieser naturgemäße Arbeitslohn ein ganz anderer, ein viel höherer Lohn ist als der sogenannte natürliche Lohn der Nationalökonomien."<sup>14</sup>

<sup>13</sup> Thünen, J. H. v., an Christian v. Buttel, 7. 11. 1830; in: Schumacher, H., Johann Heinrich von Thünen. Ein Forscherleben, Rostock 1868, S. 99 f.

<sup>14</sup> Ebenda, S. 100.

Von Thünen's Verdienst, gefragt zu haben, war schon die Rede. Marx' lapidare Feststellung, dessen Antwort sei einfach kindisch, wird nun verständlich. Thünen, der seinen Beitrag zur klassischen politischen Ökonomie des Industriekapitalismus leistet und sich auch um die Frage des fundamentalen Klassengegensatzes bemüht, kehrt zur klassischen politischen Ökonomie der Manufakturperiode zurück. Er leitet aus ihrer Annahme eines Zustandes ohne Kapitalisten einen Kapitalismus ab mit ihm eigentümlich kapitalistischen Gesetzen, aber ohne Kapitalisten. Das ist nichts anderes als die kindische Vorstellung, den in Bewegung geratenen Verhältnissen eines modernen Kapitalismus mit Ideen des 18. Jh. zu kommen. Marx urteilt vernichtend über den Abweg aus den Gründen der klassischen politischen Ökonomie, jedoch ohne Thünen zu verurteilen. Er widerspricht nicht der von Hermann Schumacher im Vorwort zur 3. Auflage des "Isolirten Staates" angeführten Äußerung Wilhelm Roschers: "Sollte unsere Wissenschaft jemals sinken, so gehören die Werke von Thünen's zu denjenigen, an denen sie die Möglichkeit hat, sich wieder aufzurichten."<sup>15</sup>

Warum sollte Marx auch Einwendungen haben, schuf doch die klassische politische Ökonomie das Fundament für die ökonomische Wissenschaft. So nennt er Thünen einen "selbständigen, objektiven Forscher"<sup>16</sup>.

In dessen Werk spiegelt sich das Schicksal der klassischen politischen Ökonomie des Bürgertums, die mit dem entwickelten Industriekapitalismus an ihre Erkenntnisgrenzen gestoßen war.

15 Thünen, Der isolirte Staat ..., S. IV.

16 Marx, an Hermann Schumacher, 21. 9. 1875.

## Der Einfluß der Herrschaftsstrukturen auf die Siedlungsverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin im 19. Jh.

von Hanna Haack

### Landesherrliche und ritterschaftliche Siedlungen

Die ländlichen Siedlungsverhältnisse und ihre Veränderungen während des 19. Jh. standen auch in Mecklenburg-Schwerin in unlösbarem Zusammenhang mit so wichtigen gesellschaftlichen Erscheinungen und Prozessen wie der kapitalistischen Industrialisierung und der vor allem durch sie ausgelösten Binnenwanderung, dem Eindringen und der Durchsetzung des Kapitalismus in der Landwirtschaft sowie der Entwicklung der Bevölkerung.<sup>1</sup> Nur bei Berücksichtigung der Wirkungen der genannten Prozesse und ihrer dialektischen Beziehungen untereinander lassen sich grundsätzliche Probleme der Entwicklung ländlicher Siedlungen einer Klärung näherbringen. Aber das allein reichte zur Analyse der Siedlungsverhältnisse noch nicht aus. So konnten bei detaillierter Betrachtung des Territoriums Mecklenburg-Schwerin weitere Ursachen des Standes und der Gestaltung der ländlichen Siedlungsverhältnisse herausgefunden werden. Dabei muß offenbleiben, inwieweit für dieses Territorium erkannte Ergebnisse und Lösungsansätze zu verallgemeinern sind; denn noch fehlen vergleichbare Untersuchungen selbst über solche Gebiete wie Brandenburg, zu denen historische Ortslexika vorhanden sind.

Bei der Betrachtung der Siedlungsverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin, einem Territorium, in dem auch im 19. sowie in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. die agrarische Produktion eindeutig dominierte, bestach nicht nur die Kleinheit der ländlichen Ortschaften, ihre Abstufungen in der Größe, von den kleinsten mit einigen wenigen bis zu solchen mit um 1 000 Einwohnern, sondern ebenfalls die regionale Verteilung der Siedlungen. In allen Landesteilen lagen kleine, mittlere und größere Orte oft in unmittelbarer Nachbarschaft beieinander. Siedlungen, in denen sich die Bevölkerungszahl im Jahre 1905 gegenüber der von 1819 deutlich erhöht hatte, befanden sich neben solchen, in denen 1905 weniger Menschen lebten als zu Beginn des 19. Jh.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gehörten unabhängig von der geographischen Lage die größeren Orte zum landesherrlichen Eigentum und die Masse der kleineren zum ritterschaftlichen. Siedlungen beider Eigentumsformen waren über ganz Mecklenburg verstreut. Nach Bodenfläche und Zahl der Siedlungen verfügten Landesherrschaft und private Eigentümer über je etwa die Hälfte des Landes. Während des 19. Jh. setzten sich in der mecklenburgischen Landwirtschaft kapitalistische Produktionsverhältnisse durch. Dabei traten die Unterschiede, die bereits unter feudalen Bedingungen zwischen beiden Eigentumsformen vorhanden waren, bei der konkreten Ausprä-

<sup>1</sup> Vgl. Haack, H., Siedlung und Bevölkerung in Mecklenburg-Schwerin zwischen 1819 und 1933, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (JWG), 1/1984.



gung der neuen Produktionsverhältnisse noch krasser hervor. Auf diese Unterschiede läßt sich eine Reihe spezifischer Entwicklungen sowohl der Gesamtzahl der ländlichen Bevölkerung als auch der Einwohnerzahlen einzelner Siedlungen im Bereich des landesherrlichen bzw. des ritterschaftlichen Eigentums zurückführen. Im Bereich des ritterschaftlichen Eigentums bildeten sich allmählich kapitalistische Junkerwirtschaften heraus, in denen die meisten Arbeitskräfte Tagelöhner waren. Nur wenige bäuerliche Betriebe blieben erhalten. Landwirtschaftliche Kleinstellen entstanden nur in bescheidenstem Ausmaß. Zum Ende des 19. Jh. vollzogen die kapitalistischen Junkerwirtschaften, die einen hohen Besatz mit landwirtschaftlichen Maschinen aufwiesen, den Übergang zu Saisonbetrieben. Einige größere kapitalistische Betriebe entwickelten sich auch im Bereich des landesherrlichen Eigentums. Es blieb jedoch eine, im Vergleich zum ritterschaftlichen Eigentum sogar zahlreiche, bäuerliche Schicht erhalten, die über die Vererbpachtung allmählich in die kapitalistische Marktwirtschaft einbezogen wurde. Mit Būdnereien und insbesondere Häuslereien entstanden landwirtschaftliche Kleinstellen, die zwar überwiegend Nebenerwerbsstellen waren, aber doch die Bindung an das Land festigten. Landwirtschaftliche Tagelöhner stellten allerdings trotzdem die Masse der Arbeitskräfte.<sup>2</sup>

Diese hier nur kurz charakterisierten Verhältnisse in der landesherrlichen bzw. der ritterschaftlichen Form des Grundeigentums wirkten sich auf die Bevölkerungsentwicklung insgesamt und damit zugleich auf die Zahl der Menschen in den einzelnen ländlichen Siedlungen aus. Unter Berücksichtigung von beiden Formen gemeinsamen feudalen oder kapitalistischen Elementen wurde sichtbar, daß die konkrete Ausprägung der Produktionsverhältnisse die Bevölkerungs- und Siedlungsentwicklung maßgeblich beeinflußte. Das soll, gestützt auf umfangreiches Datenmaterial, im folgenden zunächst für die Entwicklung der Zahl der gesamten ländlichen Bevölkerung und sodann für die der ländlichen Siedlungen nachgewiesen werden.

Nach Auskunft der Volkszählungslisten von 1819 lebten damals in den ländlichen Siedlungen der domanialen Eigentumsform 134 029 Menschen und in denen der ritterschaftlichen 121 861.<sup>3</sup> Die Unterschiede bei der Einwohnerzahl waren somit noch geringfügig. Aber schon in den Jahrzehnten des raschen Bevölkerungswachstums bis zur Mitte des 19. Jh. deuteten sich Differenzierungen an, die mit der unterschiedlichen Sozialstruktur zusammenhingen. Während im Bereich des domanialen Eigentums die Bevölkerungszahl zwischen 1819 und 1850 um 43,0 % stieg, wuchs sie bei der ritterschaftlichen Form des Grundeigentums nur um 16,3 %.<sup>4</sup>

Eine Auswanderung, die deutlich über dem Reichsdurchschnitt lag, ließ dann bis etwa zum Jahre 1875 die Bevölkerungszahl bei beiden Eigentumsformen zurückgehen.<sup>5</sup> Der negative Trend hielt im Bereich des ritterschaftlichen Eigentums weiter an. 1905 lebten hier 117 946 Menschen und damit weniger als 1819. Dagegen war im Bereich des landesherrlichen Eigentums die Einwohner-

2 Vgl. dieselbe, Bäuerliche Betriebe und soziale Gruppen landarmer Produzenten in Mecklenburg-Schwerin im 19. Jahrhundert, in: ebenda, 1/1982, S. 73 ff.

3 Staatsarchiv (StA) Schwerin, Volkszählungslisten 1819; vgl. auch Haack, H., Bevölkerungswachstum in Mecklenburg-Schwerin 1819 bis 1905, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe, 10/1977, S. 931 ff.

4 Mecklenburgisches Gemeinnütziges Archiv, H. 5, Güstrow 1851.

5 Beiträge zur Statistik Mecklenburgs, Bd. 8, H. 4, Schwerin 1876; Großherzoglich-Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender 1875, Schwerin 1879.

zahl bis 1905 auf 186 817 angestiegen. Sie übertraf somit deutlich die von 1819.<sup>6</sup>

Bereits eine erste Betrachtung der Siedlungsverhältnisse in der domanialen bzw. der ritterschaftlichen Form des Grundeigentums im Zeitraum von 1703 bis 1933 läßt bemerkenswerte Differenzierungen erkennen.

Der prozentuale Anteil der kleinen Siedlungen (1703 bis zu 100 Einwohnern, bei den anderen Stichjahren bis zu 200) lag im Bereich des domanialen Eigentums unter dem des gesamten Untersuchungsgebietes, in denen des ritterschaftlichen darüber. (Vgl. Tab. 2.) Umgekehrt waren die Verhältnisse bei den größeren Siedlungen. Nach der Zahl der Bewohner unterschieden sich landesherrliche und ritterschaftliche Ortschaften nachweisbar mindestens seit Beginn des 18. Jh. Um 1700 hatten sich die gesellschaftlichen Prozesse, die zur Herausbildung der von Gerhard Heitz charakterisierten gutsherrlichen Eigenwirtschaften mit Teilbetriebscharakter führten, und die sozialökonomischen Verhältnisse in diesen Feudalkomplexen bereits als siedlungsgestaltende Faktoren geltend gemacht.<sup>7</sup> Ausgangspunkte der unterschiedlichen Siedlungsentwicklung im Bereich des domanialen und des ritterschaftlichen Eigentums sollten demnach zumindest in der Epoche des Spätfudalismus angesetzt werden.

Im Verlauf des 19. Jh. wurden die Unterschiede in der Siedlungsgröße deutlicher. Stets war die Masse der kleinen und kleinsten Orte im Bereich ritterschaftlichen Eigentums zu finden. Die wenigen großen Ortschaften lagen im Bereich des landesherrlichen Eigentums. Dem entsprachen die Verteilung der Bevölkerung sowie die durchschnittliche Bevölkerungszahl pro Ort.

Der Mittelwert der Einwohner pro Ort (Gesamteinwohnerzahl der Orte, geteilt durch die Anzahl der Orte) lag in den Jahren 1703, 1819, 1875 und 1905 bei den landesherrlichen Siedlungen höher als bei den privaten und (auch unter Einbeziehung der ländlichen Siedlungen der ehemaligen Klöster, der Städte sowie der Kommunionssiedlungen) über dem Durchschnittswert aller für Mecklenburg-Schwerin bei den jeweiligen Stichjahren ausgewiesenen Orte. (Vgl. Tab. 3.) Bei allen quellenmäßig faßbaren ländlichen Siedlungen lag der Mittelwert der Bevölkerung mit 155 Menschen pro Ort im Jahre 1905 über dem von 1819; das entsprach den Tendenzen der Bevölkerungsentwicklung. Während aber im Bereich des domanialen Eigentums der Durchschnitt 1905 deutlich über dem des Jahres 1819 rangierte, gab es bei den Siedlungen des ritterschaftlichen Eigentums im Durchschnitt keine Veränderungen.

Als aufschlußreich erwies sich, daß immer eine landesherrliche Ortschaft die jeweils größte Siedlung war. Besonders deutlich traten seit 1819 die bevölkerungsstatistischen Unterschiede zwischen der domanialen und der ritterschaftlichen Form des Grundeigentums hervor. Auch ein Vergleich der prozentualen Anteile an Siedlungen und Bevölkerung veranschaulicht die Richtung der Entwicklung. Die unterschiedliche Siedlungsentwicklung in den beiden Formen des Grundeigentums zeigt, daß die jeweiligen Produktionsverhältnisse und die entsprechende Sozialstruktur gesellschaftliche Faktoren waren, die

<sup>6</sup> Großherzoglich-Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender 1905, Schwerin 1910.

<sup>7</sup> Heitz, G., Die Sozialökonomische Struktur im ritterschaftlichen Bereich Mecklenburgs zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Eine Untersuchung für vier Ämter, in: Beiträge zur deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Berlin 1962, S. 17 ff.; derselbe, Über den Teilbetriebscharakter der gutsherrlichen Eigenwirtschaft in Scharbow/Mecklenburg im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gutsherrschaftsdiskussion, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe, 3/1958 - 1959, S. 299 ff.

Die Siedlungsgröße besonders prägen. Diese Zusammenhänge wurden nicht sichtbar bei einem Vergleich von Ortschaften, über die für die Stichjahre 1703, 1819, 1875, 1905 und 1933 nutzbare Daten vorliegen. Dabei handelte es sich um 255 Siedlungen landesherrlichen und 171 privaten Eigentums. (Vgl. Tab. 4.)

Immer lag der Anteil der kleinen Siedlungen im Bereich des ritterschaftlichen Eigentums höher als in denen des domanialen. Das war bereits im Jahre 1703 so, und seit 1819 wurden die Unterschiede noch größer. Zwar lebten 1703 auch in 72,5 % aller domanialen Siedlungen weniger als 100 Menschen, aber bei den ritterschaftlichen waren es sogar 81,9 %. (Vgl. Tab. 5.) In den mehr als 100 Jahren zwischen 1703 und 1819 sank der Anteil dieser Siedlungen zwar bei beiden Eigentumsformen bemerkenswert; die Unterschiede verschwanden damit aber keineswegs. Als kleine Siedlungen wurden seit 1819 alle jene gezählt, in denen weniger als 200 Einwohner seßhaft waren. Im Jahre 1819 machte der Anteil dieser Orte im Bereich des domanialen Eigentums 65,1 % aus und ging mit einigen Schwankungen zurück; 1933 lag er bei 52,6 %. Schwankungen gab es auch im Bereich des ritterschaftlichen Eigentums, jedoch keine wirkliche Veränderung. Sowohl 1819 als auch 1933 bewegte sich der Anteil der Siedlungen der genannten Größe bei 90,0 %. Entsprechend unterschiedlich entwickelten sich auch die Bevölkerungszahlen der 225 domanialen Siedlungen einerseits und der 171 ritterschaftlichen andererseits.

Die Indexzahlen lassen die unterschiedlichen Bevölkerungsentwicklungen von landesherrlichen und ritterschaftlichen Siedlungen besonders klar in Erscheinung treten. Nur im Verlauf des 18. Jh. bis zum Jahre 1819 gab es in den Siedlungen beider Eigentumsformen ein zwar schon unterschiedlich starkes, aber doch deutlich erkennbares Bevölkerungswachstum. Danach wichen die Entwicklungen beachtlich voneinander ab. (Vgl. Tab. 6 u. 7.)

Für das Jahr 1819 bot eine über die Unterscheidung nach der Form des Grundeigentums hinausgehende Differenzierung des Charakters der ländlichen Siedlungen noch einige weitere Einsichten und bestätigte bereits festgestelltes. (Vgl. Tab. 10.)

Einzelnen aufgeführt wurden für den Bereich des domanialen und in der gleichen Weise für den des ritterschaftlichen Eigentums Dörfer, Höfe, Meiereien oder Holländereien, verschiedenartige Einzelgehöfte sowie Orte, in denen außer einem Gutshof auch Bauernstellen vorhanden waren. Von den 741 erfaßten domanialen Siedlungen waren 456 Dörfer (61,5 %). In den meisten Dörfern lebten zwischen 100 und 300 Menschen; dem entsprach der Mittelwert von 192 Einwohnern pro Ort. Dagegen waren von den ritterschaftlichen Siedlungen nur 13,0 % als Dörfer gekennzeichnet. Der Durchschnittswert lag bei 115 Personen pro Ort. Während also bei der landesherrlichen Form des Grundeigentums die Dörfer gegenüber den Gutshöfen das Übergewicht hatten, sahen die Verhältnisse beim ritterschaftlichen Eigentum anders aus; 79,0 % der erfaßten Siedlungen waren Höfe mit einer durchschnittlichen Einwohnerzahl von 118 Personen. Dieser Mittelwert war somit sogar geringfügig höher als bei den Dörfern des ritterschaftlichen Eigentums. Dagegen lebten im Bereich des landesherrlichen Eigentums durchschnittlich 79 Menschen pro Hof. Damit lag dieser Durchschnittswert wesentlich unter dem der dortigen Dörfer.

In Mecklenburg-Schwerin spielten also die konkreten sozialökonomischen Verhältnisse für die Entwicklung der ländlichen Siedlungen eine wichtige Rolle. Sie waren zwar in entscheidenden Wesenszügen bei beiden Eigentumsformen gleich, sowohl unter spätf feudalen als auch unter kapitalistischen Bedingungen; im einzelnen bestanden jedoch bemerkenswerte Unterschiede. Besonderheiten der jeweiligen Eigentumsform wirkten sich auf die ökonomische Struktur genauso wie auf die soziale aus.

Die unterschiedliche ökonomische und soziale Struktur beider Eigentumsformen und daraus resultierende Bedingungen für die sozialen Verhältnisse wirk-

ten in voneinander abweichender Weise auf die ländlichen Siedlungen. Die Verhältnisse im Bereich des privaten Eigentums mit der ausgeprägten Gutswirtschaft und später der kapitalistischen Junkerwirtschaft beeinflussten die Bevölkerungsentwicklung in den ländlichen Siedlungen äußerst negativ. Im großen und ganzen wirkten sich die sozialökonomischen Verhältnisse im Bereich des domanialen Eigentums mit ihren besseren Bedingungen für die Existenz von bäuerlichen Betrieben und die Bildung von Büdnereien und Häuslereien erheblich günstiger auf die Siedlungsentwicklung aus. Die Möglichkeit, Wohnung mit etwas landwirtschaftlicher Nebengewirtschaft zu erhalten, Beschäftigung, z. B. in Land- und Fortwirtschaft, als Gewerbetreibende, Bahnpersonal, war offensichtlich für viele Menschen ausreichender Anreiz, im Ort zu bleiben bzw. sich anzusiedeln. Diese positiven Wirkungen waren jedoch nur in den Dörfern zu beobachten; bei den domanialen Pachthöfen konnten Erscheinungen festgestellt werden, die denen im Bereich des ritterschaftlichen Eigentums ähnelten. Einer Aufstellung über die Einwohnerzahl von 271 Pachthöfen zwischen 1863 und 1905 zufolge verminderte sich hier die Bevölkerung im genannten Zeitraum um 12,4 %. Nur in den Ämtern Neubukow und Stavenhagen gab es ein leichtes Bevölkerungswachstum.<sup>8</sup>

In Mecklenburg-Schwerin mit einer zwar einheitlich scheinenden Agrarstruktur unter den Bedingungen des Spätféudalismus bzw. des Kapitalismus wirkten also auf die ländlichen Siedlungen außer solchen gesellschaftlichen Faktoren wie der allgemeinen Bevölkerungsentwicklung, der kapitalistischen Industrialisierung und der Durchsetzung des Kapitalismus in der Landwirtschaft die konkreten ökonomischen und sozialen Verhältnisse ein, die sich bei beiden Eigentumsformen im Untersuchungsraum als unterschiedlich erwiesen. Hier den Versuch einer Rangfolge vornehmen zu wollen, wäre nicht angebracht. Zugrunde gelegt werden sollte vielmehr das dialektische Zusammenspiel dieser wie anderer Faktoren, auch natürlicher, mit ihren Einflüssen auf die Entwicklung ländlicher Siedlungen.

Die Entwicklung der ländlichen Siedlungen und der Bevölkerung erfolgte innerhalb des Territoriums Mecklenburgs nicht gleichförmig.<sup>9</sup> Häufig ließen sich vielmehr regionale Differenzierungen aus der konkreten Ausprägung der Produktionsverhältnisse, z. T. auch aus sekundären Zusammenhängen ableiten. In den knapp 50 mecklenburgischen Ämtern lag ritterschaftliches und domaniales Eigentum nebeneinander. Dabei entsprach in einigen Ämtern die Verteilung des Eigentums etwa dem des Landesdurchschnitts; in anderen dagegen überwog die eine oder die andere Form. Der Prozentsatz der Siedlungen mit über 200 Einwohnern war in den im Südwesten Mecklenburgs gelegenen Ämtern (Dömitz, Eldena, Grabow, Neustadt, Bakendorf, Boizenburg, Hagenow, Lüthteen, Toddin, Walsmühlen, Wittenburg und Zarrentin) höher als in den meisten anderen. Auch in den Ämtern Crivitz und Schwerin sowie Bützow, Neukloster, Rühn, Sternberg, Tempzin und Warin fanden sich etliche große Ortschaften. In all diesen Ämtern überwog landesherrliches Eigentum. Ritterschaftliches Eigentum, oft in großen geschlossenen Komplexen, herrschte dagegen in den südöstlichen Ämtern Ivenack, Stavenhagen und Wredenhagen vor. Die Einwohnerzahl der Siedlungen dieser Ämter bewegte sich zwar 1819 sogar über dem Landesdurchschnitt, aber die Entwicklung zwischen 1819 und 1905 veranschaulichte die für diese Eigentumsform charakteristische Stagnation. Sowohl 1819 als auch 1905 lebten hier im Mittel 147 Menschen pro Ort. Eine nähere Untersuchung der Siedlungsverhältnisse in

8 Die Bevölkerungsabnahme der Mecklenburgischen Domanial-Pachthöfe 1863 - 1905, in: Lohnarbeit und Kleinbesitz, Nr. 7, Berlin 1909.

9 Haack, H., Ländliche Siedlungen im 18. und 19. Jahrhundert. Studie zu gesellschaftlichen und natürlichen Einflüssen auf die Entwicklung und Analyse der Siedlungsverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin, Diss. B, Wilhelm-Pieck-Universität, Rostock 1979, S. 98 ff.



geschlossenen ritterschaftlichen Eigentumskomplexen steht noch aus. Die im Durchschnitt kleinsten Siedlungen konzentrierten sich in den entlang der Küste oder in Küstennähe liegenden Ämtern (Gadebusch, Grevesmühlen, Mecklenburg, Poel, Redentin, Bukow und Doberan). Die Untersuchungsergebnisse bestätigen in den wichtigsten Momenten die bisherigen Vorstellungen über die Verteilung der Siedlungen in Mecklenburg-Schwerin.<sup>10</sup>

## Gesellschaftliche und natürliche Bedingungen für die Entwicklung einzelner Siedlungen

Außer den bislang behandelten gesellschaftlichen Erscheinungen allgemeiner Art erlangten für einzelne Siedlungen eine Reihe von Besonderheiten Bedeutung. Dazu gehörten die Bodenqualität der Feldmark, die Gemarkungsfläche einer Siedlung, die spezifische Verkehrslage, Ansätze einer zentralen Funktion, Industrieentwicklung im ländlichen Raum und andere.

Zur Ermittlung denkbarer Zusammenhänge zwischen der Bodenqualität und der Größe und Entwicklung einer Siedlung ließen sich für 573 Orte, darunter 253 domaniale und 281 ritterschaftliche, die Einschätzungen der Bodengüte nach der alten mecklenburgischen Bonitierung nutzen.<sup>11</sup> Nach dieser Bonitierung gehörte zur Klasse 1 der Boden schlechtesten Qualität und zur Klasse 8 der beste. Der Anteil der domanialen Siedlungen mit geringer Bodengüte lag eindeutig über dem der ritterschaftlichen. Eine Bodengüte der Klassen 1 bis 4 wiesen 73,9 % der domanialen und demgegenüber nur 40,9 % der ritterschaftlichen Siedlungen auf. (Vgl. Tab. 11.)

Berücksichtigt man, daß gerade die Mehrheit der im Bereich des ritterschaftlichen Eigentums gelegenen Siedlungen klein war, scheint ein Zusammenhang zwischen Bodenqualität und Siedlungsgröße allenfalls dahingehend denkbar, daß bei den bestehenden Produktionsverhältnissen und dem Entwicklungsstand der Produktivkräfte, insbesondere landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte und Maschinen, Böden geringerer Qualität, wie Sandböden, leichter zu bearbeiten waren. Dieser Schluß entbehrt insofern keineswegs realer Grundlagen, als gerade in den sog. Sandämtern mit geringer Bodenqualität (dazu gehörten vor allem die Ämter Hagenow, Neustadt, Crivitz und Schwerin) die Zahl landwirtschaftlicher Kleinstellen, besonders Häuslereien, im Bereich des domanialen Eigentums relativ hoch war. Daß solche Kleinstbetriebe in größerer Zahl vorhanden waren, könnte wiederum einer der entscheidenden Gründe für die durchschnittlich andere Größe und Entwicklung der landesherrlichen Siedlungen gewesen sein. Die regionale Verteilung der Bodenqualität wurde im wesentlichen von späteren Ackerbewertungen bestätigt.

In den im Westen und Südwesten gelegenen "Sandämtern" fanden sich viele Siedlungen mit niedriger Bonität, während besonders Orte in den im Nordwesten gelegenen Ämtern Grevesmühlen und Gadebusch sowie in den Ämtern Ivenack, Stavenhagen und Wredenhagen eine über dem mecklenburgischen Durchschnitt befindliche Bodenqualität aufweisen. Eine Ende des 19. Jh. vor-

10 Känel, A. v., Siedlungsstruktur und Siedlungssysteme des Bezirkes Rostock. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung, Habil.-Schrift, Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Greifswald 1969, Karte 2.

11 Mielck, O., Die Mecklenburgische Bonitierung nach Scheffel Saat auf Grund des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs v. 18. April 1755. Ihr Wesen, ihre Durchführung und ihr heutiger Wert, Rostock 1926.



inschätzung der Ertragsfähigkeit des Bodens bot, auf die regionale Verteilung bezogen, ein ähnliches Bild.<sup>12</sup>

Die Beziehungen zwischen der Siedlungsgröße und der Gemarkungsfläche waren eng. Eine mit den Daten von 1933 für die Siedlungsgröße und 1938 für die Gemarkungsfläche vorgenommene Analyse ergab einen Korrelationskoeffizienten von +0,671.<sup>13</sup> In der Regel gehörten zu größeren Siedlungen auch größere Gemarkungsflächen.

Ein regionaler Vergleich läßt vermuten, daß die Gemarkungsfläche bei höherer Bodenqualität kleiner und umgekehrt bei niedriger größer war.

Die günstige oder weniger gute Verkehrslage einer Siedlung wirkte sich auf ihre Größe und Entwicklung aus. Im Betriebsjahr 1908/09 betrug das gesamte Streckennetz der Eisenbahn in Mecklenburg-Schwerin 1223,7 km. Die Eisenbahnstrecke Berlin - Hamburg wurde im Jahre 1846 als erste in Betrieb genommen. An ihr lagen als Haltepunkte die mecklenburgischen Orte Schwanheide, Boizenburg, Kuhlenfeld, Brahlsdorf, Pritzier, Hagenow, Jasnitz, Ludwigslust und Grabow. Es folgten die zwischen 1847 und 1850 eröffneten Strecken Hagenow - Rostock, Güstrow - Bützow und Wismar - Kleinen. Die meisten mecklenburgischen Eisenbahnstrecken, sowohl Haupt- als auch Nebenlinien, wurden erst um 1880 und danach eröffnet.<sup>14</sup> Die mecklenburgischen Vollchauseen wurden nach und nach seit 1826 erbaut, die Nebenchauseen erst seit 1886.<sup>15</sup> Bis zu den 40er Jahren des 19. Jh. entstand ein Grundgerüst an Chauseen, welches die wichtigsten Städte einbezog. Bis zur Jahrhundertwende wurde im wesentlichen das heutige Netz der Fern- und Landstraßen erster Ordnung geschaffen. Insgesamt erlangte Mecklenburg-Schwerin aber keineswegs die Straßendichte anderer, industriell stärker entwickelter Gebiete des Deutschen Reiches.<sup>16</sup> Der Straßenbau rief in Mecklenburg-Schwerin im 19. Jh. keine erwähnenswerten siedlungsstrukturellen oder -funktionellen Wandlungen hervor. Der Ausbau des Eisenbahnnetzes dagegen hatte für einige Orte durchaus Bedeutung. So wirkte sich beispielsweise in den Ämtern Hagenow, Dömitz und Grabow die Verkehrslage, die Nähe der Bahnlinie Berlin - Hamburg, günstig auf die Häusleransetzung und Entwicklung aus. Einige Häusler arbeiteten die Woche über in Hamburg, die Familien wohnten in den mecklenburgischen Ortschaften. Der Anteil der gewerblich tätigen Häusler war hier relativ hoch.<sup>17</sup>

Wirkungen der Lage an Eisenbahnstrecken und Chauseen auf die ländlichen Siedlungen ließen sich am besten für eine Zeit untersuchen, in der die Verkehrswege im wesentlichen angelegt waren. Das war um 1905 der Fall. (Vgl. Tab. 12 u. 13.)

Unter den verkehrsgünstig gelegenen Siedlungen war der Anteil der größeren etwas höher als im allgemeinen. Während insgesamt in 77,7 % der ländlichen Siedlungen weniger als 200 Menschen lebten, betrug dieser Prozentsatz bei Siedlungen an Chauseen 63,7 und bei denen mit Eisenbahnanschluß 46,4. Trotzdem wurde deutlich, daß von einem Verkehrswesen und -netz, das aufgrund einer kaum vorhandenen Industrie und niedriger Bevölkerungsdichte

12 Statistisches Handbuch für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, 1. Ausg., Schwerin 1898, S. 17.

13 Angaben zur Gemarkungsfläche nach Staatshandbuch für Mecklenburg, Schwerin 1939.

14 Großherzoglich-Mecklenburgischer Staatskalender 1905, S. 350 ff.

15 Ebenda, S. 458 ff.

16 Känel, S. 54.

17 Ehrenberg, R., Landwirtschaftliche Lohnarbeit der Häusler im Mecklenburgischen Domanium, in: Lohnarbeit und Kleinbesitz, Nr. 2-3/1907, Rostock 1907, S. 75.

im Lande nur schwach entwickelt war, auch keine bedeutenden Einflüsse auf die Größe und Entwicklung der ländlichen Siedlungen ausgehen konnten.

Sicherlich ebenfalls aufgrund der nur schwachen Industrialisierung, die bis auf geringe Ausnahmen zudem überhaupt nur in den drei größeren Städten erfolgte, entwickelten sich stadtnahe ländliche Siedlungen nicht anders als andere. Durch industrielle Unternehmen im ländlichen Raum, so die Gewinnung von Gips bzw. Kalisalzen in Lübbtheen und Jessenitz sowie das Braunkohlenwerk und die Dampfziegelei in Malliß, wurden nur einige wenige Siedlungen beeinflußt.<sup>18</sup> Industrielle Unternehmen in größerer Zahl, beispielsweise zur Verarbeitung agrarischer Erzeugnisse, gab es auf dem Lande nicht.

Von den Siedlungen mit einer bescheidenen zentralen Funktion wurde die Größenverteilung der Kirchspielorte gesondert untersucht. (Vgl. Tab. 14 - 16.)

Die Größe der Kirchspielorte lag im Durchschnitt etwas über der anderer Orte. Die zentralere Funktion als Ort mit Kirche beeinflusste die Siedlungsentwicklung im allgemeinen günstig.

Küstennähe von Siedlungen wirkte sich teilweise und zeitweise sowohl über die Entwicklung der Schifffahrt und Fischerei als auch über den Fremdenverkehr bevölkerungsverdichtend oder aber -reduzierend aus, wo diese Erwerbsquellen fehlten bzw. versiegten. Als im nordostmecklenburgischen Boddengebiet der Schiffsbetrieb im 19. Jh. zum Haupterwerbszweig wurde, war damit eine rasche Bevölkerungszunahme verbunden. Der Strukturwandel in der Seeschifffahrt mit dem Niedergang der Segelschifffahrt bedeutete angesichts deren bisheriger Dominanz einen scharfen Eingriff in die siedlungsbildende Basis der Boddendörfer und zog einen einschneidenden Verlust an Einwohnern nach sich.<sup>19</sup> Der am Ende des 19. Jh. auflebende Fremdenverkehr in einigen Orten entlang der Ostseeküste führte in den Erholungsgebieten zu einer Reihe von Veränderungen. In Ortschaften mit Fremdenverkehr wuchs die Bevölkerungszahl, die berufliche Gliederung der Einwohner änderte sich, während in anderen küstennahen Siedlungen eine solche Entwicklung nicht eintrat.<sup>20</sup>

Die Siedlungspolitik der Weimarer Republik führte in einigen mecklenburgischen Siedlungen zu Veränderungen der Bevölkerungszahl. Bei den agrarpolitischen Maßnahmen wurde nicht angestrebt, den gesamten Großgrundbesitz aufzuteilen. Es ging vielmehr nur darum, dessen ökonomisch schwächsten Teil in Bauern- oder kleine Parzellenwirtschaften umzuwandeln. Aus unrentablen Großbetrieben, die für die monopolistische Wirtschaft eine Belastung darstellten, sollten rentable Bauern- und andere kleine Wirtschaften werden.

18 Zur Entwicklung dieser Industrien vgl. Statistisches Handbuch für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin; Selde, H., Ökonomische, funktionelle und gestalterische Entwicklungsmöglichkeiten von Kleinstädten im Norden der DDR. Dargestellt am Beispiel der Städte Wittenburg, Lübbtheen und Zarentin (Kreis Hagenow, Bezirk Schwerin), rer. nat. Diss. A, Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Greifswald 1970, S. 26 ff.

19 Känel, A. v., Das nordmecklenburgische Boddengebiet. Eine siedlungsgeographische Charakteristik, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Mathematisch-naturwiss. Reihe, 1-2/1971, S. 71 ff.

20 Der Einfluß der Entwicklung des Fremdenverkehrs ist für die Insel Rügen untersucht (Weber, E., Einige Entwicklungsprobleme der rügenschens Seebäder bis zum ersten Weltkrieg. In ökonomisch-geographischer Sicht, in: ebenda, S. 79 ff.; Gehrke, H., Das Fremdenverkehrsgebiet Südostrügen, math.-nat. Diss., Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Greifswald 1966, S. 108 ff.

Desgleichen wurde angestrebt, dem Bevölkerungsrückgang Einhalt zu gebieten.<sup>21</sup> Im privaten Sektor der Landwirtschaft wurde gewissermaßen der Versuch unternommen, die Bildung landwirtschaftlicher Kleinstellen nachzuholen. Aber die Ergebnisse blieben unbedeutend. So verkauften in den Kreisen Güstrow und Malchin zwischen 1919 und 1939 private Besitzer an Siedlungsgesellschaften 28 770 ha. Das waren 17,3 % der Gesamtfläche der Güter des Jahres 1919.<sup>22</sup>

Angesichts der schwachen Ergebnisse der Siedlungspolitik waren deren Auswirkungen auf die Siedlungsstruktur ziemlich unerheblich und nur dort spürbar, wo es zu Bodenaufteilungen kam.<sup>23</sup> Ähnlich unbedeutend als siedlungsgestaltende Faktoren waren seinerzeit das preußische Ansiedlungsgesetz und die Rentengutsgesetze von 1890/91 im Mecklenburg benachbarten Vorpommern geblieben.<sup>24</sup>

Trotzdem kann angenommen werden, daß das leichte Bevölkerungswachstum in Siedlungen des ritterschaftlichen Bereichs zwischen 1905 und 1933 unter anderem mit den Ergebnissen der Siedlungspolitik in Verbindung stand.

## S c h l u ß b e m e r k u n g e n

Die Analyse der Siedlungsverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin zeigte bemerkenswerte Unterschiede zwischen den Siedlungen im Bereich des landesherrlichen und des ritterschaftlichen Eigentums. Die konkrete Ausgestaltung der Produktionsverhältnisse bewirkte im Zusammenhang mit anderen gesellschaftlichen Faktoren eine unterschiedliche Siedlungsentwicklung. Während die landesherrliche Form des Grundeigentums durch wenige kapitalistische Großbetriebe, die Fortexistenz bäuerlicher Betriebe sowie die Bildung zahlreicher kleiner und kleinster landwirtschaftlicher Stellen gekennzeichnet war, wurde die ritterschaftliche Form durch die Dominanz kapitalistischer Junkerwirtschaften charakterisiert.

Bereits im Jahre 1819 waren Divergenzen zwischen den landesherrlichen und ritterschaftlichen Siedlungen nicht zu übersehen. Sie prägten sich im Verlaufe des 19. Jh. immer stärker aus. Im ritterschaftlichen Bereich überwogen die kleineren Siedlungen, größere waren kaum anzutreffen. Eine Veränderung der Siedlungsgröße gab es nur im Bereich des domanialen Eigentums; der Mittelwert der Einwohner pro Ort lag bei den ritterschaftlichen im Jahre 1905 nicht höher als 1819. Dörfer waren der überwiegende Siedlungstyp im Bereich des domanialen Eigentums, Höfe in dem des ritterschaftlichen. Die konkrete Ausprägung der Produktionsverhältnisse wirkte sich in Mecklenburg-Schwerin also entscheidend auf die ländlichen Siedlungen aus. An-

21 Prehn, H., Das Wesen der auf der Grundlage des Reichssiedlungsgesetzes vom 11. August 1919 betriebenen Siedlungspolitik der herrschenden Klasse in der Zeit der Weimarer Republik, phil. Diss. A, Rostock 1969.

22 Hube, R., Auswirkungen des sich in Deutschland entwickelnden staatsmonopolistischen Kapitalismus auf den mecklenburgischen Großgrundbesitz zwischen 1918 und 1945. Dargestellt an Beispielen aus den Kreisen Güstrow und Malchin, phil. Diss. A, Rostock 1970, S. 219.

23 Für Rügen nachgewiesen durch Salomon, K.-H., Die innere Kolonisation auf Rügen von 1890 bis 1945 und ihre geographischen Auswirkungen, math.-nat. Diss., Friedrich-Schiller-Universität, Jena 1966, S. 75.

24 Ebenda, S. 57; Mirow, K., Die innere Kolonisation von Neu-Vorpommern und Rügen unter besonderer Berücksichtigung der Rentengutsgesetze. Auf Grund der Spezialkarten der Landeskulturämter in Greifswald, Demmin und Stralsund, rechts- u. staatswiss. Diss., Tübingen 1931, S. 35.

dere Faktoren, so ein bescheidener Zentralitätsgrad, wie er bei Kirchspielorten gegeben war, oder eine verkehrsgünstige Lage an der Eisenbahn, beeinflussten nur einzelne Siedlungen.

Die Nachwirkungen der unterschiedlichen Siedlungsentwicklung sind nicht nur bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jh. zu verfolgen, sondern bis in die Gegenwart zu spüren. Das betrifft sowohl Unterschiede in der Größe als auch in der baulichen Anlage der Siedlungen. Die gesellschaftlichen Faktoren, die die Abweichungen in der Entwicklung der ländlichen Siedlungen maßgeblich beeinflussten, sind jedoch überholt, und es herrschen grundlegend neue gesellschaftliche Verhältnisse. Daher lassen sich aus der Sicht des Historikers aus der historischen Größenentwicklung der einzelnen Siedlung für die Planung des ländlichen Siedlungsnetzes kaum Rückschlüsse auf günstige oder weniger günstige Siedlungsstandorte ziehen. Da im Untersuchungsraum natürliche Bedingungen nur für die Siedlungsdichte von größerer Bedeutung waren und eine Reihe von gesellschaftlichen Ursachen für unterschiedliche Siedlungsverhältnisse der Gegenwart in das 19. Jh. und weiter zurück führen, die heutige Siedlungsstruktur also historisch gewachsen ist, können konkrete Planentscheidungen über die Gestaltung der Siedlungsstruktur überhaupt weitgehend unabhängig vom Verlauf der Siedlungsentwicklung in der Vergangenheit getroffen werden. Die Abhängigkeit der Entwicklung der Siedlungsstruktur vom Entwicklungsstand der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse hat sich durch die Untersuchung bestätigt. Auch wenn es keine völlige Parallelität zwischen der Entwicklung der Siedlungsstruktur und dem Wandel der Produktionsverhältnisse gab, geht aus der Analyse der Siedlungsentwicklung in Mecklenburg-Schwerin unter den Bedingungen der Durchsetzung des Kapitalismus in der Landwirtschaft deutlich hervor, daß die Produktionsverhältnisse in ihrer konkreten Ausdrucksform insgesamt von großer Bedeutung für Größe und Charakter der ländlichen Siedlungen waren.

Tabelle 1

Verteilung der ländlichen Siedlungen<sup>+</sup> 1703 bis 1933 in Mecklenburg nach Größenklassen

## a) Absolute Anzahl der Siedlungen

Einwohnerzahl	1703	1819	1850	1875	1905	1933
Unter 100	971	802	787	395	748	199
100 - 200	239	731	659	493	662	329
200 - 300	24	206	234	172	213	119
300 - 450	1	90	113	75	110	79
450 - 600	-	17	33	37	48	21
Über 600	-	8	33	16	35	19
Insgesamt	1 235	1 854	1 859	1 188	1 816	766

## b) Prozentuale Verteilung der Siedlungen

Einwohnerzahl	1703	1819	1850	1875	1905	1933
Unter 100	78,6	43,3	42,3	33,2	41,2	26,2
100 - 200	19,3	39,4	35,4	41,5	36,5	43,3
200 - 300	2,0	11,1	12,6	14,5	11,7	15,7
300 - 450	0,1	4,9	6,1	6,3	6,1	10,4
450 - 600	-	0,9	1,8	3,1	2,6	2,7
Über 600	-	0,4	1,8	1,4	1,9	1,7
Insgesamt	100	100	100	100	100	100

+ Einschließlich Kommunionssiedlungen sowie Siedlungen der Städte und der Klosterämter.

## Quelle:

Berechnet nach: Staatsarchiv Schwerin, Altes Archiv, Ecclesiastica Generalia, Beichtgeld- und Beichtkinderverzeichnisse, Nr. 535/1 (für 1703); Staatsarchiv Schwerin, Volkszählungslisten 1819 (für 1819); Mecklenburgisches Gemeinnütziges Archiv, 5, Güstrow 1851 (für 1850); Großherzoglich-Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender, Schwerin 1879 (für 1875); Großherzoglich-Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender, Schwerin 1910 (für 1905); Staatshandbuch für Mecklenburg, Schwerin 1939 (für 1933).



Sozialökonomische Zuordnung der ländlichen Siedlungen 1703 bis 1933  
 in Mecklenburg nach Größenklassen

## a) Domianialer Bereich (absolute Verteilung)

Einwohnerzahl	1703	1819	1850	1875	1905	1933
Unter 100	403	289	323	116	248	80
100 - 200	119	274	286	179	237	146
200 - 300	18	119	149	107	141	75
300 - 450	1	64	95	64	88	57
450 - 600	-	12	31	32	43	21
Über 600	-	8	32	14	32	12
Insgesamt	541	766	916	512	789	391

## b) Domianialer Bereich (prozentuale Verteilung)

Einwohnerzahl	1703	1819	1850	1875	1905	1933
Unter 100	74,5	37,7	35,2	22,7	31,4	20,4
100 - 200	22,0	35,7	31,2	35,0	30,0	37,3
200 - 300	3,3	15,5	16,3	20,9	17,9	19,2
300 - 450	0,2	8,4	10,4	12,5	11,1	14,6
450 - 600	-	1,6	3,4	6,2	5,5	5,4
Über 600	-	1,1	3,5	2,7	4,1	3,1
Insgesamt	100	100	100	100	100	100

c) Ritterschaftlicher Bereich (absolute Verteilung)

Einwohnerzahl	1703	1819	1850	1875	1905	1933
Unter 100	484	429	457	224	413	100
100 - 200	97	395	372	263	373	158
200 - 300	4	69	76	48	58	33
300 - 450	-	16	16	6	12	15
450 - 600	-	3	1	-	1	-
Über 600	-	-	1	-	-	-
Insgesamt	585	912	923	541	857	306

d) Ritterschaftlicher Bereich (prozentuale Verteilung)

Einwohnerzahl	1703	1819	1850	1875	1905	1933
Unter 100	82,7	47,0	49,5	41,4	48,2	32,7
100 - 200	16,6	43,3	40,3	48,6	43,5	51,6
200 - 300	0,7	7,6	8,3	8,9	6,8	10,8
300 - 450	-	1,8	1,7	1,1	1,4	4,9
450 - 600	-	0,3	0,1	-	0,1	-
Über 600	-	-	0,1	-	-	-
Insgesamt	100	100	100	100	100	100

Quelle:

Wie Tab. 1.

Verteilung der ländlichen Siedlungen 1703 bis 1905 in Mecklenburg nach ihrer sozialökonomischen Zuordnung

Domianaler Bereich	1703	1819	1875	1905
Anzahl der Siedlungen	541	766	512	789
% der Siedlungsgesamtheit	43,8	41,3	43,1	43,5
Einwohnerzahl der Siedlungen	42 377	119 444	113 159	162 385
% der Gesamteinwohnerzahl	47,6	49,0	57,1	57,6
Mittelwert pro Siedlung <sup>+</sup>	78	156	221	206
Einwohnerzahl der größten Siedlung	301	967	1 001	1 469
Ritterschaftlicher Bereich	1703	1819	1875	1905
Anzahl der Siedlungen	585	912	541	857
% der Siedlungsgesamtheit	47,4	49,2	45,5	47,2
Einwohnerzahl der Siedlungen	38 929	101 513	64 733	96 074
% der Gesamteinwohnerzahl	43,8	41,7	32,7	34,1
Mittelwert pro Siedlung <sup>+</sup>	67	111	120	112
Einwohnerzahl der größten Siedlung	274	491	447	468
Insgesamt <sup>++</sup>	1703	1819	1875	1905
Anzahl der Siedlungen	1 235	1 854	1 188	1 816
Einwohnerzahl der Siedlungen	88 983	243 701	197 988	281 672
Mittelwert pro Siedlung <sup>+</sup>	72	132	167	155
Einwohnerzahl der größten Siedlung	301	967	1 001	1 469

+ Summe der Einwohnerzahl, geteilt durch Anzahl der betreffenden Siedlungen.

++ Einschließlich Kommunionssiedlungen sowie Siedlungen der Städte und der Klosterämter.

Quelle:

Wie Tab. 1.

Absolute Verteilung von 474 bei allen Stichjahren wiederkehrenden ländlichen Siedlungen 1703 bis 1933 in Mecklenburg nach Größenklassen und sozialökonomischer Zuordnung

a) Mecklenburg insgesamt<sup>+</sup>

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	359	121	89	108	113
100 - 200	108	235	219	215	208
200 - 300	6	79	89	71	73
300 - 450	1	31	47	51	56
450 - 600	-	6	20	18	16
Über 600	-	2	10	11	8
Zusammen	474	474	474	474	474

+ Einschließlich 41 Siedlungen der Klosterämter und der Städte sowie 7, deren sozialökonomische Zugehörigkeit nicht mit Sicherheit zu ermitteln war.

## b) Domonialer Bereich

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	185	54	31	31	43
100 - 200	64	112	94	98	91
200 - 300	5	55	59	54	53
300 - 450	1	26	44	45	45
450 - 600	-	6	18	17	16
Über 600	-	2	9	10	7
Zusammen	255	255	255	255	255

## c) Ritterschaftlicher Bereich

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	140	54	48	64	56
100 - 200	31	100	104	96	98
200 - 300	-	16	19	10	11
300 - 450	-	1	-	1	6
450 - 600	-	-	-	-	-
Über 600	-	-	-	-	-
Zusammen	171	171	171	171	171

Quelle:

Wie Tab. 1.

Prozentuale Verteilung von 474 bei allen Stichjahren wiederkehrenden ländlichen Siedlungen 1703 bis 1933 in Mecklenburg nach Größenklassen und sozialökonomischer Zuordnung

a) Mecklenburg insgesamt<sup>+</sup>

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	75,7	25,5	18,8	22,8	23,8
100 - 200	22,8	49,6	46,2	45,4	43,9
200 - 300	1,3	16,7	18,8	15,0	15,4
300 - 450	0,2	6,5	9,9	10,7	11,8
450 - 600	-	1,3	4,2	3,8	3,4
Über 600	-	0,4	2,1	2,3	1,7
Zusammen	100	100	100	100	100

+ Einschließlich 41 Siedlungen der Klosterämter und der Städte sowie 7, deren sozialökonomische Zuordnung nicht mit Sicherheit zu ermitteln war.

## b) Domonialer Bereich

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	72,5	21,2	12,2	12,2	16,9
100 - 200	25,1	43,9	36,9	38,4	35,7
200 - 300	2,0	21,6	23,1	21,2	20,8
300 - 450	0,4	10,2	17,2	17,6	17,6
450 - 600	-	2,3	7,1	6,7	6,3
Über 600	-	0,8	3,5	3,9	2,7
Zusammen	100	100	100	100	100

## c) Ritterschaftlicher Bereich

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	81,9	31,5	28,1	37,5	32,7
100 - 200	18,1	58,5	60,8	56,1	57,3
200 - 300	-	9,4	11,1	5,8	6,5
300 - 450	-	0,6	-	0,6	3,5
450 - 600	-	-	-	-	-
Über 600	-	-	-	-	-
Zusammen	100	100	100	100	100

Quelle:

Wie Tab. 1.



Absolute Verteilung der Bevölkerung von 474 bei allen Stichjahren wiederkehrenden ländlichen Siedlungen 1703 bis 1933 in Mecklenburg nach Größenklassen und sozialökonomischer Zuordnung der Siedlungen

a) Mecklenburg insgesamt<sup>+</sup>

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	20 606	9 146	6 923	8 432	8 836
100 - 200	14 297	33 355	30 872	29 558	29 060
200 - 300	1 267	18 291	21 236	16 774	17 855
300 - 450	301	11 605	16 839	18 405	20 679
450 - 600	-	3 150	10 478	9 158	8 472
Über 600	-	1 370	7 204	8 341	6 194
Zusammen	36 471	76 917	93 552	90 668	91 096

+ Einschließlich 41 Siedlungen der Klosterämter und der Städte sowie 7, deren sozialökonomische Zuordnung nicht mit Sicherheit zu ermitteln war.

## b) Domianialer Bereich

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	11 079	4 078	2 372	2 232	3 594
100 - 200	8 824	16 724	13 855	13 950	13 570
200 - 300	1 267	13 001	14 354	13 082	13 570
300 - 450	301	9 690	15 789	16 368	17 102
450 - 600	-	3 166	9 549	8 680	8 489
Über 600	-	1 295	6 490	7 687	5 639
Zusammen	21 471	47 972	62 409	61 999	61 964

## c) Ritterschaftlicher Bereich

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	7 708	4 138	3 714	5 046	4 281
100 - 200	4 007	13 827	14 834	13 488	13 509
200 - 300	-	3 851	4 522	2 237	2 507
300 - 450	-	303	-	337	1 885
450 - 600	-	-	-	-	-
Über 600	-	-	-	-	-
Zusammen	11 715	22 119	23 070	21 108	22 182

Quelle:

Wie Tab. 1.

Prozentuale Verteilung der Bevölkerung von 474 bei allen Stichjahren wiederkehrenden ländlichen Siedlungen 1703 bis 1933 in Mecklenburg nach Größenklassen und sozialökonomischer Zuordnung der Siedlungen

a) Mecklenburg insgesamt<sup>+</sup>

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	56,6	11,9	7,4	9,3	9,7
100 - 200	39,2	43,4	33,0	32,6	31,9
200 - 300	3,5	23,8	22,7	18,5	19,6
300 - 450	0,8	15,1	18,0	20,3	22,7
450 - 600	-	4,1	11,2	10,1	9,3
Über 600	-	1,7	7,7	9,2	6,8
Zusammen	100	100	100	100	100

+ Einschließlich 41 Siedlungen der Klosterämter und der Städte sowie 7, deren sozialökonomische Zuordnung nicht mit Sicherheit zu ermitteln war.

## b) Domanialer Bereich

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	51,6	8,5	3,8	3,6	5,8
100 - 200	41,1	34,9	22,2	22,5	21,9
200 - 300	5,9	27,1	23,0	21,1	21,9
300 - 450	1,4	20,2	25,3	26,4	27,6
450 - 600	-	6,6	15,3	14,0	13,7
Über 600	-	2,7	10,4	12,4	9,1
Zusammen	100	100	100	100	100

## c) Ritterschaftlicher Bereich

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	65,8	18,7	16,1	23,9	19,3
100 - 200	34,2	62,5	64,3	63,9	60,9
200 - 300	-	17,4	19,6	10,6	11,3
300 - 450	-	1,4	-	1,6	8,5
450 - 600	-	-	-	-	-
Über 600	-	-	-	-	-
Zusammen	100	100	100	100	100

Quelle:

Wie Tab. 1.

Tabelle 8

## Bevölkerungsentwicklung in 255 domanialen Siedlungen

Jahr	Bevölkerungszahl	Index mit fester Basis (1819 = 100)	variabler Basis
1703	21 471	44,8	100,0
1819	47 972	100,0	223,4
1875	62 409	130,1	130,1
1905	61 999	129,2	99,3
1933	61 964	129,2	99,9

Quelle:

Wie Tab. 1.

Tabelle 9

## Bevölkerungsentwicklung in 171 ritterschaftlichen Siedlungen

Jahr	Bevölkerungszahl	Index mit fester Basis (1819 = 100)	variabler Basis
1703	11 715	53,0	100,0
1819	22 119	100,0	188,8
1875	23 070	104,3	104,3
1905	21 108	95,4	91,5
1933	22 182	100,3	105,1

Quelle:

Wie Tab. 1.

Verteilung von Siedlungen und ländlicher Bevölkerung 1819 in Mecklenburg<sup>+</sup> nach sozialökonomischer Zuordnung der Siedlungen

Siedlungscharakter und sozialökonomische Zugehörigkeit	Anzahl der Siedlungen	Einwohnerzahl	Mittelwert pro Siedlung
Domaniale Siedlungen (Dörfer)	456	87 665	192
Ritterschaftliche Siedlungen (Dörfer)	105	12 060	115
Domaniale Siedlungen (Höfe, Meiereien, Holländereien)	164	12 992	79
Ritterschaftliche Siedlungen (Gutshöfe, Meiereien, Holländereien)	636	75 051	118
Domaniale Siedlungen (einzeln stehende Gehöfte)	53	1 614	31
Ritterschaftliche Siedlungen (einzeln stehende Gehöfte)	42	1 257	30
Domaniale Siedlungen (Gutshof und Dorf zusammen)	68	14 816	218
Ritterschaftliche Siedlungen (Gutshof und Dorf zusammen)	22	3 776	172
Domaniale Siedlungen (Summe)	741	117 087	158
Ritterschaftliche Siedlungen (Summe)	805	92 144	115

+ Ohne domaniale und ritterschaftliche Siedlungen, deren Charakter nicht näher zu bestimmen war.

Quelle:

Wie Tab. 1.

## Verteilung ländlicher Siedlungen 1819 in Mecklenburg nach Bonität und sozialökonomischer Zuordnung

Bonität	Mecklenburg <sup>+</sup>		Bereich domanialer		ritterschaftlicher	
	Anzahl	in %	Anzahl	in %	Anzahl	in %
1	29	5,0	24	9,4	4	1,4
2	73	12,7	50	19,8	17	6,1
3	73	12,7	45	17,8	24	8,5
4	150	26,2	68	26,9	70	24,9
5	130	22,9	43	17,0	79	28,1
6	79	13,8	16	6,3	57	20,3
7	33	5,7	7	2,8	24	8,5
8	6	1,0			6	2,2
Summe	573	100	253	100	281	100

+ Einschließlich Klostersiedlungen und Siedlungen der Städte.

Quelle:

Wie Tab. 1; Mielck, O., Die Mecklenburgische Bonitierung nach Scheffel Saat auf Grund des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs v. 18. April 1755. Ihr Wesen, ihre Durchführung und ihr heutiger Wert, Rostock 1926.

Tabelle 12

	1819	1871	1907	1926
Einwohnerzahl	27 262	51 067	51 580	50 707
Mittelwert pro Kirchspiel	118	207	207	206

+ Einwohnerzahl, jeweils durchschnittlich der betreffenden Kirchspielorte.

Quelle:

Wie Tab. 1.



Tabelle 12

Verteilung ländlicher Siedlungen mit Eisenbahnhaltestellen nach Größenklassen 1905

Einwohnerzahl	An Hauptstrecken		An vollspurigen Nebenbahnen		Insgesamt	
	Anzahl	in %	Anzahl	in %	Anzahl	in %
	Anzahl	in %	Anzahl	in %	Anzahl	in %
Unter 100	4	9,5	13	15,7	17	13,6
100 - 200	12	28,6	29	34,9	41	32,8
200 - 300	13	30,9	16	19,3	29	23,2
300 - 450	6	14,3	13	15,7	19	15,2
450 - 600	5	11,9	5	6,0	10	8,0
Über 600	2	4,8	7	8,4	9	7,2
Zusammen	42	100	83	100	125	100

Quelle:

Wie Tab. 1.

Tabelle 13

Verteilung an Chausseen gelegener Siedlungen nach Größenklassen 1905

Einwohnerzahl	An Vollchausseen		An Nebenchausseen		Insgesamt	
	Anzahl	in %	Anzahl	in %	Anzahl	in %
	Anzahl	in %	Anzahl	in %	Anzahl	in %
Unter 100	57	21,4	13	17,8	70	20,6
100 - 200	117	44,0	29	39,7	146	43,1
200 - 300	43	16,2	14	19,2	57	16,8
300 - 450	28	10,5	8	11,0	36	10,6
450 - 600	16	6,0	6	8,2	22	6,5
Über 600	5	1,9	3	4,1	8	2,4
Zusammen	266	100	73	100	339	100

Quelle:

Wie Tab. 1.

## Absolute Verteilung ländlicher Kirchspielorte 1703 bis 1933 in Mecklenburg nach Größenklassen

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	59	9	4	14	6
100 - 200	76	86	43	80	28
200 - 300	15	55	27	28	19
300 - 450	1	36	16	36	17
450 - 600	-	11	14	12	5
Über 600	-	5	9	20	4
Zusammen	151	202	113	190	79

Quelle:

Wie Tab. 1.

T a b e l l e 15

## Prozentuale Verteilung ländlicher Kirchspielorte 1703 bis 1933 in Mecklenburg nach Größenklassen

Einwohnerzahl	1703	1819	1875	1905	1933
Unter 100	39,1	4,5	3,5	7,4	7,6
100 - 200	50,3	42,6	38,0	42,1	35,4
200 - 300	9,9	27,2	23,9	14,7	24,1
300 - 450	0,7	17,8	14,2	19,0	21,5
450 - 600	-	5,4	12,4	6,3	6,3
Über 600	-	2,5	8,0	10,5	5,1
Zusammen	100	100	100	100	100

Quelle:

Wie Tab. 1.

T a b e l l e 16

Einwohnerzahl ländlicher Kirchspielorte und ihr Mittelwert<sup>+</sup>

	1703	1819	1875	1905	1933
Einwohnerzahl	17 868	51 867	33 580	56 307	21 722
Mittelwert pro Kirchspiel	118	257	297	296	275

<sup>+</sup> Einwohnerzahl, geteilt durch Anzahl der betreffenden Kirchspielorte.

Quelle:

Wie Tab. 1.

Zur Kontinuität der Vermögenselite Athens  
vom 5. bis 3. Jh. v. u. Z.<sup>1</sup>

von V. N. Andreev

1. Die Silberbergwerke von Laureion
2. Der Handel
3. Das Geldwesen
4. Die außerökonomischen Quellen der Vermögensbildung

## 1. Die Silberbergwerke von Laureion

Der Abbau von Silbererz in der Antike war - und das dürfte a priori jedem bewußt sein - ein ganz außergewöhnlicher Produktionszweig. Insbesondere erlaubte eine diesbezügliche Tätigkeit wie in keinem anderen Wirtschaftszweig eine gewissermaßen "sprunghafte" Vermögensbildung, die in keinem Verhältnis zu dem Arbeitsaufwand und dem Einsatz der Mittel stand. Ganz allgemein äußert sich dazu Xenophon, der aber ebenfalls auf die Risiken hinwies, die diesem Bereich der "Unternehmer"tätigkeit eigen wären (Vect. 4.29).

In Davies'<sup>2</sup> "Register" begegnen uns ziemlich viele athenische Bürger, die ihren Wohlstand der Beteiligung am Grubengeschäft hätten verdanken können: Antisthenes (S. 39), Arcestratos und Euthykrates (S. 70), Demostratos (S. 139), Diokles (S. 158), Diopieithes (S. 161), Epikrates (S. 182), Euagides (S. 186), Kallias (S. 260), Leukeus (S. 341), Medios (S. 386), Nikias (S. 403), Peisistratos (S. 453), Phaidros (S. 525), Pheidippos (S. 533), Philippos (S. 537 f.), Philomelos (S. 548), Stesilides von Siphnos (S. 591), möglicherweise auch Nausikles (S. 397 f.).

Davies berichtet über diese Leute sehr unterschiedlich, insbesondere ist er sich nicht immer darüber im klaren, ob eine Identifizierung mit den aus den Inschriften geläufigen Bergwerks"unternehmern" in Erwägung gezogen werden kann. Sofern es dazu kommt oder aber denkbar scheint, nimmt Davies diesen Umstand meist zum Anlaß, von einem unmittelbaren Zusammenhang zwischen Reichtum und Silberausbeute zu sprechen.

Ich äußerte bereits Zweifel an der Möglichkeit eines solchen logischen Schlusses. Inschriften über Grundbesitz oder Besitz von Ergasterien im Gebiet von Laureion bzw. auch die Pacht von Bergwerksgruben vermitteln sogar dann, wenn sie familiengebunden und erblich sind (oder scheinen), außer der in ihnen enthaltenen keine weitere Information.

Es sind in der Tat einige Athener bekannt, die aus der Nutzung der Gruben große Gewinne erzielten. Peisistratos flossen etliche Mittel aus den Pangaion-

1 Die Untersuchung ist der zweite von vier Aufsätzen zu diesem Thema, s. Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1/1983, S. 137 - 158.

2 Davies, John K., Athenian Propertied Families 600 - 300 B. C., Oxford 1971.

bergwerken im Strymongebiet in Thrakien zu (Hdt. 1,64; Arist., Ath. 15,2). Von hier stammte auch der Wohlstand des Thukydides (Th., 105,1; Anon., Vita Th. 3). Die Fama will wissen, daß Thukydides durch die Heirat mit einer reichen thrakischen Grubenbesitzerin in den Genuß dieses Vermögens kam (Marcellin., Vita Th. 19).

Diese Informationen betreffen die Gold- und Silbergruben Thrakiens. Aufgrund der besonderen natürlichen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bedingungen muß für das auf attischem Gelände befindliche Laureion eine weitaus weniger günstige Situation für das "private Unternehmertum" vermutet werden. Doch läßt sich auch hier der Zusammenhang von Bergbauunternehmungen und Reichtumsbildung in einigen Fällen unzweideutig nachweisen. In erster Linie bezieht sich das auf den bekannten Politiker des 5. Jh. v. u. Z., Nikias. Allerdings spricht erst ein später Gewährsmann, Plutarch, davon, daß Nikias Gruben besessen und sich mit der Förderung von Silber befaßt habe (Nic. 4, 2 f.; Comp. Nic. et Crass. 1,1). Xenophon erwähnt lediglich, daß Nikias tausend Sklaven in den Bergwerken beschäftigte, sie vermietete und täglich 1 Obolos für jeden einsteckte (Vect. 4,14). Läßt sich dieser Bericht so verstehen, daß jeder Sklave täglich das ganze Jahr hindurch 1 Obolos erbrachte, so muß man mit einem Gesamtjahresgewinn von ca. 10 Talenten rechnen. Unter attischen Bedingungen stellte das ein großes Vermögen dar, das zur Entstehung von "Überreichtum" führen konnte. Die Genauigkeit der Angaben Plutarchs könnte Zweifel erwecken (dies um so mehr, als Plutarch an beiden Stellen den Akzent auf den Sklavenbesitz setzt, was wiederum seinen Bericht mit dem Xenophons verbände). Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß sich Nikias nur auf die Ausnutzung der Sklavenvermietung einstellte, während sich die Beteiligung am unmittelbaren Grubengeschäft in Grenzen hielt: Wägen wir Pro und Contra gegeneinander auf, so stellen sich die Einkünfte aus der Sklavenvermietung doch als die einträglicheren heraus.

Unserer Aufmerksamkeit entgeht dabei nicht ein interessantes Detail. Xenophons Erzählung macht deutlich, daß Nikias kein "Unternehmer" im herkömmlichen Sinne war. Die tausend Sklaven bildeten gewissermaßen eine Art "Kapitalanlage". Xenophon zufolge war dem Thraker Sosias die Geschäftsführung überlassen, während sich Nikias mit dem vereinbarten Gewinn zufriedengab (Vect. 4,17). Xenophon fügt hinzu, daß Nikias dem Sosias stets die gleiche Anzahl Sklaven überantwortete (τὸν δ' ἀριθμὸν ἴσους ἀεὶ παρέιχεν). Charakteristisch und ganz im Geist der Antike ist die Art zu nennen, der man sich bei der Lösung des Problems bediente. Man stellt sich ohne weiteres vor, wie sich Nikias mühte, ein Absinken der Sklavenzahlen zu verhüten, während es ihm nicht im geringsten einfiel, sie zu steigern ... An anderer Stelle betont Xenophon allerdings, daß die Sklavenbesitzer danach trachteten, soviel wie möglich von diesem einträglichen Arbeitsmittel zu erwerben (ἀεὶ προσκτάται ὅποσα ἂν πλεῖστα δύνηται - Vect. 4,4). Erwartungsgemäß enthalten solche allgemeinen Ankündigungen manche Übertreibung, doch geht es hier um andere Unternehmungen und auch um andere Menschen, nämlich um jene, die nach Möglichkeiten suchten, im "Grubengeschäft" ihr Glück zu machen und reich zu werden. Nikias' Haltung steht für jene, die bereits reich waren. Kaum lösbar erscheint die Frage, ob dieser Wohlstand auf die "Bergbauindustrie" zurückzuführen ist oder nicht. Die Überlegungen von Davies zu diesem Thema müssen wir als Hypothese betrachten.

Noch weniger durchsichtig ist im 5. Jh. v. u. Z. die Beziehung der reichen athenischen "Dynastie" der Kalliai-Hipponikoi zum Bergbau (Davies, S. 259 - 261). Davies stützt sich hier auf drei Quellenbelege. Erstens erzählt Cornelius Nepos davon, daß Kallias ("II") große Einnahmen aus den Gruben erzielte (Cim. 1,3). Zweitens hielt nach Xenophon dessen Sohn Hipponikos ("II") in den Bergwerken 600 Sklaven und vermietete sie nach dem Beispiel des Nikias. Drittens besaß ein gewisser Kallias aus Alopeke (nach Davies handelte

es sich möglicherweise um einen Sohn des Hipponikos, obwohl aus chronologischen Erwägungen eher ein entfernter Verwandter in Frage käme) im 4. Jh. v. u. Z. Grundstücke im Bergbauggebiet.<sup>3</sup> Auf der Grundlage so spärlicher Quellenhinweise errichtet Davies seine allerdings nur bei flüchtigem Hinsehen überzeugend wirkende Rekonstruktion der Ereignisse: Unbestritten stammte der ungeheure Reichtum der Familie aus den Gruben. Der Niedergang der "Dynastie" hing weitgehend mit dem Versiegen der Gewinne aus dem Bergbau nach 413 v. u. Z. zusammen. Der Begründer des Familienunternehmens war Kallias ("II"); die Geschichte vom persischen Gold, das er sich aneignete, reflektiert lediglich jene verschwommene Überlieferung, derzufolge er plötzlich durch die Erschließung "unterirdischer Quellen" reich wurde.

Die letztgenannte Vermutung scheint mir ein gutes Beispiel für Science-fiction zu sein. Hinsichtlich des übrigen sollten wir uns eingestehen, daß so gut wie nichts das von Davies entworfene Bild bestätigt. Kallias und Hipponikos konnten auch andere Quellen ihres Wohlstands gehabt haben, so daß jede Version vom persischen Gold akzeptabel scheint, während die Vermietung von Sklaven ähnlich wie bei Nikias eine Interpretation verlangt (die bezieht sich auch auf den allein bei Xenophon erwähnten Philemonis, der 300 Sklaven im Bergbau unterhielt - Vect. 4,15). Die vielberufene und schon in der antiken Literatur zum Topos gewordene Verschwendungssucht des Kallias ("III"), die in keinem Verhältnis zu den Konjunkturschwankungen der Wirtschaft stand, soll zum Vermögensschwund der Familie geführt haben.

Die Nachrichten über die in Laureion reich gewordenen "Grubenunternehmer" häufen sich in der 2. Hälfte des 4. Jh. v. u. Z. Hypereides erwähnt Philippos und Naukles (Davies' Gleichsetzung ist sehr hypothetisch), die ihren Wohlstand der Nutzung von unregistrierten Gruben verdankten. Hierher gehören offenbar auch Euthykrates, von dem es heißt, daß sein Vermögen mehr als 60 Talente betrug, und möglicherweise sogar Euxenippos selbst, um dessen Verteidigung es in der Rede des Hypereides geht. Erwähnung findet ein gewisser Epikrates aus Pallene, den man der ungesetzlichen Erweiterung der Grube verdächtigte, wodurch er angeblich 300 Talente Gewinn erzielte (Hyp., Eux. 34 f.). Epikrates hatte sich übrigens mit anderen reichen Bürgern zusammengetan. Schließlich sind wir auch über Vermögens-einziehungen bei Diphilos unterrichtet, der sich Übertretungen der Nutzungsordnung der Bergwerke schuldig gemacht hatte; sein Vermögen bezifferte man mit 160 Talenten.

Die Zahlenangaben weisen (vielleicht mit Ausnahme der letzten) wahrscheinlich Übertreibungen auf. Dennoch haben wir es offenbar in wenigstens einigen Fällen mit einem typischen "Überreichtum" zu tun, der aus der Ausbeutung der Silbergruben stammte. Kaum überzubewerten dürfte dabei der Umstand sein, daß sie ausschließlich einer späten und verhältnismäßig kurzen Periode angehörten: Solche Fälle konnte es auch früher geben. Zugleich verfestigt sich der Eindruck - unwichtig, ob gerechtfertigt oder nicht -, daß eine derartige Vermögensanhäufung vom Standpunkt der Gesetzlichkeit zumindest als "suspekt" galt (vgl. Ps.-D. 42, 20 u. 3). Man sollte also die Bemerkung des Hypereides über die Furcht der Grubenpächter vor Verdächtigungen nicht rein rhetorisch auffassen (3, 36).

Sicher hat es auch solche athenischen Bürger gegeben, die in völliger Übereinstimmung mit dem Gesetz und ohne jedes Hindernis zu ihrem aus den Gruben stammenden Reichtum kamen. Im Grunde scheint es ein verlockender Weg zur Vermögensbildung gewesen zu sein. Doch lassen unsere Quellen summarum keinerlei Zweifel daran, wie weit entfernt Laureion - sozialöko-

<sup>3</sup> Crosby, M., Greek Inscriptions. A Poletai Record of the Year 367/6 B. C., in: *Hesperia*, 10/1941, S. 17, Z. 64.



nomisch betrachtet - einerseits von Kalifornien oder Klondike, andererseits vom Ruhrgebiet oder von Lothringen gelegen ist.

Ständig spricht man davon, mit welchem "Risiko" die Ausbeutung der Gruben verbunden ist. Nikias hätte sich natürlich auch in Handelsdingen mit den Zeichendeutern beraten, kaum jedoch in Fragen der Landwirtschaft (Plu., Nie. 4,2; vgl. Ar., Av. 592 - bei der Deutung von Vorzeichen weisen Vögel den Menschen Wege zu erfolgversprechenden Gruben). Die Sicherheit solcher Einkünfte unterstreicht Xenophon, obwohl seine Überlegungen in diesem Punkt etwas widersprüchlich sind (Vect. 4,28 f., 32). Dazu paßt sehr gut, was Demetrios von Phaleron von den vergeblichen Hoffnungen und den materiellen Verlusten vieler "Unternehmer" zu sagen wußte, die mit Hilfe der Bergwerke reich zu werden gedachten (Ath. 233 e; vgl. Str. 3,2,9; D.S. 5,37).

Das "Risiko" lag in Laureion in erster Linie in den aufwendigen Vorbereitungen, die dann nicht mehr zu verantworten waren, wenn sich die Grube als ausgesprochen silbererzarm herausstellte. Vorsichtige Leute folgten daher dem Beispiel des Nikias und gaben sich mit einem geringeren, dafür aber sicheren Gewinn aus der Vermietung von Sklaven zur Arbeit in den Schächten fremder Unternehmen zufrieden (X., Vect. 4,15 f.). Die Bildung von "Kompanien" durch Privatpersonen ist weitgehend von dem Bestreben getragen gewesen, das Risiko gleichmäßig auf die Geschäftspartner zu verteilen (4,32). Ferner macht es auch den Eindruck, als läge die Furcht vor Sykophantentum und Schwankungen in der Staatspolitik in diesem Geschäftsbereich über der "Durchschnittsquote" (Hyp., Eux. 36 f.). Schließlich bildete die Anwendung von Sklavenarbeit in den Bergwerken einen größeren Unsicherheitsfaktor und Gefahrenherd als in den übrigen Wirtschaftszweigen. Außer auf die allgemein bekannten Tatsachen - Sklavenflucht nach Dekeleia und Sklavenaufstände in hellenistischer Zeit - wäre noch auf die ablenkende Ausdrucksweise des Ps.-Demosthenes in der Rede gegen Phainippos zu verweisen. Hier ist die Rede von irgendeinem "allgemeinen Unglück" aller derjenigen, die in den Bergwerken arbeiten und denen die Bürger gemeinsam zur Hilfe eilten (Ps.-D. 42,3, 21,31). Dies mochte sich als durchaus verständlicher Euphemismus erweisen, hervorgerufen durch eine Massenflucht oder durch Unruhen unter den laurischen Sklaven.

Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß die Pacht laurischer Gruben zu gewöhnlichen Bedingungen vor allem als Form der "Kapitalanlage" oder einfach als Existenzquelle galt, keineswegs aber als Mittel zur Reichtumsanhäufung. Diesen Eindruck erwecken jedenfalls einige Äußerungen Xenophons (Vect. 1,5; 4,22) sowie die Vorwürfe des Aischines gegenüber dem Timarchos (1,105). Demosthenes zählt "jene auf, die zu den Bergwerken gehören" und nennt sie neben den Ackerbauern und Händlern als Teil der Staatsbevölkerung (23,146). Die antiken Schriftsteller sahen offenbar die Ausbeutung der laurischen Gruben meist als eine **B e s c h ä f t i g u n g** an, die im Durchschnitt einträglicher war als der Ackerbau und einige Möglichkeiten bot, überraschend zu Erfolg zu kommen, zugleich aber viel mehr Unsicherheiten mit sich brachte.

Die folgende Zusammenstellung dürfte durchaus genügen, um einige Schlüsse zu ziehen. Der Anteil der Reichen unter den Bürgern, die so oder anders dem Bergbauwesen verschrieben waren, lag ziemlich hoch (um einiges über dem "Durchschnitt"). Aufs Ganze gesehen, entsprachen jedoch die Bergwerke jener "sozialen Demokratie", die überhaupt als charakteristisch für die Gesellschaft Athens gilt. Zweifellos partizipierten daran Bürger von völlig unterschiedlicher Vermögenslage. Wir können selbstverständlich in keinem Fall sicher sein, daß Reichtum eine Folge der Grubepacht gewesen ist. Deutlich tritt andererseits das Bestreben reicher Bürger zur Verteilung der Mittel, zur Investition in die "verarbeitende Industrie", in Grundbesitz im Gebiet von Laureion in den Vordergrund (in diesem Zusammenhang wäre die Beantwortung der Frage nach den finanziellen Vorteilen für Grundbesitzer interes-

## Soziale Zugehörigkeit der Reichen

"Unternehmer"- Kategorien	Insgesamt <sup>+</sup>	Demoten v. Laureion	Demoten d. Südl. Mesogaia	Demoten d. Westl. Paralia	Demoten v. Athen u. Peiraieus	Demoten v. NO-Attika	Reiche lt. Davies <sup>++</sup>
Grubenpächter u. -registratoren	109 (80)	19	13	7	9	6 - 9	7 (plus 7)
(Grund-)Eigentümer im Gebiet v. Laureion	39 (26)	19	4	0 - 1	-	1 - 2	6 (plus 2)
Ergasterien- u. Schmelzofeneigen- tümer	10 (9)	2	1	-	1	-	2 - 3 (plus 2 - 3)
Kombination v. Pacht u. Eigentum	24 (24)	5	2	3	1	-	10 - 11 (plus 4 - 5)
Insgesamt	182 (139)	45	20	10 - 11	11	7 - 11	25 - 27 (plus 15 - 17)
Demoten	12 280	1 033	556	1 024	1 237	1 160	

+ Die eingeklammerten Personen lassen sich prinzipiell identifizieren.

++ Die eingeklammerten Personen haben in Davies' "Register" als Reiche geführte Verwandte, obwohl sie selbst nicht als solche bekannt sind.

Quelle:

Bicknell, R. J., Studies in Athenian Politics and Genealogy, Wiesbaden 1972; Thompson, W. E., The Regional Distribution of the Athenian Pentakosiomedimnoi, in: Klio, 52/1970, S. 437 - 451; Crosby, M., The Leases of the Laureion Mines, bes. Epigraphical Index, in: Hesperia, 19/1950, S. 298 - 306; dieselbe, More Fragments of Mining Leases from the Athenian Agora, bes. Epigraphical Index, in: Hesperia, 26/1957, S. 21 f.; "Register" von Davies, J. K., Athenian Propertied Families 600 - 300 B. C., Oxford 1971.

sant, auf deren Eigentum Silbergrubenz lagerte), macht sich eine Tendenz zur Verbindung der Pacht mit anderen Einkommensquellen bemerkbar.

Die breite Beteiligung an der Ausbeutung der Gruben durch die Einwohner (bzw. die Demoten, auf jeden Fall aber die Besitzer von immobilem Eigentum) des laurischen Gebietes und der benachbarten Südlichen Mesogaia scheint nicht überraschend. Dennoch wirkte sich dieser Umstand offenbar nur gering auf den Wohlstand der einheimischen Bevölkerung aus. Das Gebiet von Laurion blieb relativ arm: Dem "Register" von Davies zufolge kamen in seinen 11 Demen (Tora nicht gerechnet) auf 1033 quellenmäßig erfaßte Demotennamen 49 reiche Bürger. Das bleibt hinter dem für Attika als durchschnittlich angesehenen Verhältnis zurück. Bemerkenswerterweise partizipierten die Demoten Athens und des Peiraieus an den Bergwerken nicht mehr als die Demoten anderer, von Laureion entfernter Regionen Attikas.

Diese Beobachtungen bestätigen im Grunde jenes Bild, das sich durch das prosopographische Material und die handschriftliche Überlieferung gibt. Der Redner Hypereides (Davies, S. 518 f.) oder Timarchos' Vater Arisellos (PA 1617, fehlt bei Davies, Aeschin. 1,97 - 101), für die der Bergbau bzw. die darauf ausgerichteten Ergasterien lediglich eine von vielen verschiedenen Einkommensquellen bildeten, dürften eher als Repräsentanten des reichen "Grubenunternehmertums" gegolten haben als der Gegenspieler des Phainippos, der sich sein großes Vermögen durch harte Arbeit in den Bergwerken geschaffen hatte (Davies, S. 595). Die Unmöglichkeit, unter den sozialpolitischen Bedingungen Attikas auch nur den geringsten Versuch zur Konzentration des Bergbaus in den Händen einzelner zu unternehmen, spielte in diesem Zusammenhang eine bedeutende Rolle. Offenbar gab es aber auch kaum Bestrebungen dazu, was unter Berücksichtigung des bisher Gesagten durchaus verständlich ist.

Da einzelne Familien über zwei und mehr Generationen ihre Beziehungen zum Bergbau aufrechterhielten, muß davon ausgegangen werden, daß es sich um ein sehr vorteilhaftes Geschäft handelte. Hier macht sich jedoch eine wichtige Einschränkung notwendig. Wie der "große Grundbesitzer" oder der "reiche Fabrikant" der ökonomischen Wirklichkeit Athens aus einer anderen historischen Epoche gewissermaßen vorurteilsvoll zugeschrieben wurde, birgt auch das Bild des "Grubenunternehmers" ähnliche Züge. In der Einhaltung der **E r b f o l g e** beim Bergbaugeschäft findet es sich so praktisch bestätigt. Es ist jedoch keineswegs zwingend von einer **K o n t i n u i t ä t** der wirtschaftlichen Interessen bzw. der Investition von Mitteln u. ä. allein deswegen zu sprechen, weil Vater, Sohn und Enkel bei Laureion ein Grundstück besaßen oder Gruben gepachtet hatten. In der Regel wissen wir ja nicht einmal, ob die Familie **e b e n d i e s e s b e t r e f f e n d e** Eigentum im Abbaugbiet zu behaupten vermochte. Dafür gibt es ein klassisches Beispiel. Timarchos' Vater Arisellos besaß in der Bergbauregion zwei Ergasterien (andere Vermögensarten nicht mitgerechnet), später veräußerte er sie (Aeschin. 1,101). Erst nach langer Zeit beschuldigte Aischines den Timarchos, er hätte das Bargeld nicht so angelegt (das er aus dem Verkauf der Grundstücke, Handwerkersklaven u. a. erzielt hatte), daß es den Silbergruben zugute kam; so wäre früher sein Vater verfahren (1,105). Nehmen wir einmal an, Timarchos hätte nach den Überlegungen des Aischines gehandelt und die Grube gepachtet; setzen wir weiter voraus, die Aischines-Rede wäre verlorengegangen, dafür aber stünden in den Inschriften die Namen des Arisellos und des Timarchos im Zusammenhang mit den Gruben. Niemand hätte auch nur im geringsten daran Anstoß genommen, daß Davies (und die gesamte neuere einschlägige Literatur) darin ein Beispiel für "Erbbesitz" und die Existenz eines "Familienunternehmens" erblickte. Indessen wäre daraus nicht mehr als der vage Schatten einer eventuell bestehenden Familientradition herauszulesen gewesen ("er handelte so, wie einst sein Vater"). Wer also könnte schon mit Sicherheit behaupten, daß es sich in anderen Fällen völlig anders verhielt?

So kam es also in Athen hin und wieder, letztlich doch höchst selten, durch die Nutzung der Möglichkeiten im Bergbau durchaus einmal zur Herausbildung von "Überreichtum". Halten wir vor allem fest, daß eine solche Reichtumsanhäufung weitgehend vom "Glück" und den verschiedenen Machinationen abhängig war, die auf die überdurchschnittliche Steigerung der Silberausbeute abzielten. Damit hing sie nicht unmittelbar von den aufgewendeten Mitteln, dem Arbeitsumfang, den technischen Vervollkommnungen, der Anzahl gepachteter Gruben u. a. ab. Eine derartige Vermögensbildung geht nur mittelbar eine Verbindung mit der Produktion im eigentlichen Sinne des Wortes ein. Im übrigen bildeten die Gruben lediglich eine Vermögensart, die ein Einkommen garantierte und sich in dieser Hinsicht kaum vom Handwerk unterschied.

## 2. Der Handel

Der Handel und vor allem der große Seehandel werden recht häufig (wenn nicht fast ausschließlich) in der athenischen Literatur mit einer schier grenzenlosen Geldgier und Habsucht gleichgesetzt (z. B. Ar., Pl. 520 f.; Pl., Grg. 467 d; Lg. 831 de; 918 d; Lys. 22,14,20; Isoc. 1,19; vgl. Plu., Comp. Dem. et Cic. 3,6). Bei seinen Überlegungen zum Problem der Geldgewinnung verbindet Aristoteles diese Frage mit dem Handel, nicht etwa mit der Produktion, was an sich bezeichnend ist (Pol., 1257 a - 1258 a, besonders 1257 b 28 - 30). Der Handel galt als besondere Möglichkeit, zu Reichtum zu gelangen (zu den früheren Zitaten könnte man Ar., Av. 594; Men. fr. 561 hinzufügen).

Die außerordentlich geringe Zahl konkreter Beispiele der Reichtumsbildung durch Händler mit athenischem Bürgerstatus stützt diesen allgemeinen Eindruck noch. Das "Register" bei Davies kennt nur vier Fälle, wo nachzuweisen ist, daß Personen durch Handel reich wurden. Dies betraf insbesondere Andokides (S. 31), die Brüder Diodotos und Diogeiton (S. 151 f.) sowie Chairephilos (S. 566). Hierher gehört in gewissem Sinne auch Phormion (S. 435 f.). Diese Fälle verdienen eine eingehende Betrachtung, da sie einige besondere Züge der uns interessierenden Erscheinung scharf hervortreten lassen.

Andokides entstammte einem sehr alten, adligen und zweifellos begüterten Geschlecht (Davies, S. 27 - 31). Während seines Exils befaßte er sich mit Seehandel (And. 1,137; vgl. 2,11; Ps.-Lys. 6,19,49). Die weitreichenden "internationalen" Beziehungen spielten in der Geschichte seines Erfolgs vermutlich eine besondere Rolle (And. 1,145; vgl. Ps.-Lys. 6,48; ein konkretes Beispiel bei And. 2,11). Es ist schwer zu entscheiden, ob Andokides aus dieser Tätigkeit sehr hohe Gewinne erzielte und inwiefern er vielleicht ihr die Gesundheit seiner Vermögenslage verdankt. Davies' Erwägungen sind wie gewöhnlich auch in dieser Frage seinem Schema unterworfen. Wichtiger ist etwas anderes für uns. Davies bezeichnet Andokides als "businessman". Indessen muß die Hinwendung dieses Aristokraten zum Handel als ein vorübergehendes notwendiges Übel verstanden werden. Kaum vorstellbar, daß er, heimgekehrt, seine ausländischen Geschäfte weiterführte.

In dieser Hinsicht ähnelt die Geschichte des Andokides der des Leokrates. Nach der Schlacht bei Chaironeia war Leokrates, der früher eine Schmiede besessen hatte, aus Athen geflohen und hatte sich dem Handel zugewandt (Lyeurg. 26,58). Einen ebenso nebensächlichen Charakter tragen die Handelsoperationen Solons (Plu., Sol. 2,1; 3,1; 25,6), auch Platons diesbezügliche Tätigkeit war nicht mehr als eine Nebenbeschäftigung (2,8). Offenbar nutzten viele Athener die Vorteile des Seehandels, doch machte sie das noch keineswegs zu Berufskaufleuten.

Diodotos und Diogeiton sind nicht weniger typisch. Lysias bezeugt, daß Dio-



dotos "durch den Handel viel Geld gemacht" hätte (Lys. 32,4). Es ist durchaus denkbar, daß dieser einige Zeit das Handelsgeschäft persönlich betrieb und zur See fuhr. Das Beispiel seines Bruders Diogeiton (32,25) und die Zusammensetzung seines Vermögens (Analyse bei Davies, S. 152) geben Anlaß zu der Annahme, daß diese Tätigkeit nicht zwingend seine persönliche Teilnahme voraussetzte. Jedenfalls gab sich Diodotos gegen Lebensende eher als "Finanzmann": fast die Hälfte seines Vermögens war in "Seedarlehen" angelegt. Übrigens kann Davies' Auffassung, das "sichtbare" gemeinsame Vermögen der Brüder wäre kaum der Rede wert gewesen (S. 151), nicht unwidersprochen bleiben.

Wiederum verfügen wir über ein gutes analoges Beispiel. Bei Ps.-Demosthenes berichtet der Angeklagte von sich, daß er früher zur See gefahren wäre (höchstwahrscheinlich zu Handelszwecken), ein kleines Vermögen zusammengebracht hätte (offenbar durch Handel erworben), die letzten sieben Jahre aber zu Hause geblieben sei und sich nun an Seedarlehen beteiligt habe (Ps.-D. 33,4; vgl. zu Nikoboulos D. 37,54, zum Philosophen Zenon D. L. 7,13 u. 31).

Chairephilos, der Fischhändler war, erhielt mit seinen drei Söhnen das athenische Bürgerrecht. Seinen Reichtum verdankte er möglicherweise dem Import von Salzfisch nach Athen in den 20er Jahren des 4. Jh. v. u. Z. (Davies, S. 566; vgl. zu den großen Profiten der Fischhändler Diph. fr. 33; Timocl. fr. 4; Alex. fr. 76,200). Schon aufgrund seiner nichtathenischen Herkunft kann man Chairephilos nicht im vollen Sinne des Wortes als typisch bezeichnen. Ähnliches wäre über Phormio zu sagen, dessen "Schiffe" nur einmal und auch da in einem etwas dunklen Zusammenhang (D. 45,64) Erwähnung finden.

Wir sehen uns hier einem Grundproblem gegenüber: Inwiefern nahmen Nichtbürger am Handel teil? Es empfiehlt sich, zur Klärung dieser Frage mit einer Materialsammlung zum Rechtsstatus der Kaufleute und Schiffseigner zu beginnen. Eine solche Zusammenstellung nahm zuletzt E. Erxleben in seinem nützlichen und mit besonnener Distanz geschriebenen Aufsatz vor: Sie darf in ihrer Art wohl als die vollständigste gelten.<sup>4</sup> Man kann allerdings kaum von statistisch "repräsentativen" Angaben sprechen, da die im Handel tätigen Bürger doch viel eher die Chance besaßen, in unseren Quellen erwähnt zu werden als die Metroiken und die "Fremden"; andererseits zählt Erxleben etliche Personen zu den Kaufleuten mit Bürgerstatus ("Emporoi"), die möglicherweise überhaupt keine berufsmäßigen Händler waren. Unbestritten sind aber Erxlebens wichtigste Ergebnisse: Der Außenhandel lag vornehmlich in den Händen der Nichtbürger (vgl. Ps.-X., Ath. 1,12; X., Vect. 3,2-5; Diph. fr. 17), während die Finanzierung weitgehend (oder vorwiegend) Sache der Athener blieb (Davies, S. 482, 501 f.). Größere Unklarheit herrscht in der Frage, ob sich eine solche "Arbeitsteilung" im Verlauf der wachsenden Bedeutung der Metroiken im Bereich von Handel und Geldwesen anbahnte oder ob sie unmittelbar etwa im 6. Jh. v. u. Z. wurzelte. Mir scheint die zuletzt genannte Vermutung wahrscheinlicher, doch reicht unser Material aus dem 6./5. Jh. v. u. Z. nicht aus, um völlig sicher gehen zu können.

Selbstverständlich mutet es paradox an, daß die Athener eine so vorteilhafte und wichtige Staatsangelegenheit wie den Seehandel in "fremde" Hände gaben. Man käme diesem Phänomen nur zur Hälfte auf die Spur, wollte man es nur als "historisch entstanden" und schwer kontrollierbar erklären. Notwen-

<sup>4</sup> Erxleben, E., Die Rolle der Bevölkerungsklassen im Außenhandel Athens im 4. Jahrhundert v. u. Z., in: Hellenische Poleis, hg. v. E. Ch. Welskopf, Bd. 1, Berlin 1974, S. 460 - 520.



digerweise muß man sich hierbei wie in vielen anderen Fällen auch von der einseitigen "ökonomischen" Deutung der antiken Wirtschaftsweise freimachen. Es ist hinlänglich bekannt, welche hohen Gewinne der Handel versprach (Lys. 32, 25). Völlig undenkbar für die Antike ist jedoch das als Regulator wirkende Streben nach Höchstprofiten. Hier kamen offenbar ganz andere Motive in Betracht. "Vorurteile" gegen die Kaufleute taten hier ganz sicher das ihre, obwohl sie in Bezug auf den Großhandel abgebaut wurden und zum 5./4. Jh. v. u. Z. fast völlig verschwanden (anders verhielt es sich mit dem Kleinhandel auf dem Markt, der - so belegen viele Quellen - wenig geachtet wurde). Größere Bedeutung besaß aber der Umstand, daß längere Seefahrten mit einer aktiven politischen Tätigkeit so gut wie nicht vereinbar waren (eigentlich schlossen sie die Teilnahme und Ausführung der Bürgerfunktionen völlig aus). Nicht ganz zufällig findet sich unter den Politikern Athens nicht ein einziger Berufskaufmann. Die Unsicherheit der Handelsgewinne und das Risiko der Seefahrt mögen dafür nicht minder ausschlaggebend gewesen sein (z. B. And. 1, 137 f., Ar., Av. 595; Pl. 1179 f.; Lys. 32, 29; Antiph. fr. 100 a, 100; Alex. fr. 76; Philem. fr. 213).

Wenn also der Handel für die reichen Athener häufig nicht mehr als eine Episode ihrer Biographie oder eine Nebenbeschäftigung darstellte, also ein Mittel zur Geldanlage, so verwundert das nicht sonderlich. In ganz anderer Lage befanden sich die Metoiken und die "Fremden": Infolge ihres Rechtsstatus im athenischen Staat, aber auch durch ihre Beschränkung auf ein Stadtviertel und ihre persönliche Lebensweise erwies sich ihre Tätigkeit im Handel (ebenso wie im Handwerk, teilweise sogar im Geldwesen) gewissermaßen als z w a n g s l ä u f i g e Konsequenz. Erst in der hellenistisch-römischen Epoche veränderte sich die Situation, als die ständischen Schranken zwischen Bürgern und Nichtbürgern langsam durchlässiger wurden oder gar durchbrochen wurden.

Unzweifelhaft ist die Möglichkeit der Reichtumsbildung durch den Handel. Doch mußte sich auch in diesem Wirtschaftszweig jene Spezifik bemerkbar machen, die jede Überlegung zu Analogien mit der modernen Gesellschaft zunichte macht. Unser Quellenmangel läßt jedoch nur eine hypothetische Bestimmung dieser Spezifik zu.

Wahrscheinlich konnte man durch den Import von Produkten des Massenbedarfs in die großen griechischen Städte reich werden. Dies setzte jedoch eine derartige Konzentration der Mittel voraus, wie sie der griechischen Wirtschaft weitgehend fremd geblieben ist (vor allem mußte man wenigstens einige Schiffe besitzen). Fast gar keine Verbreitung fand (wenn überhaupt) in der Antike der Export und der Kampf um die Märkte. Den wahren Verhältnissen entsprachen wohl am ehesten drei Möglichkeiten: einmal der Handel mit Luxusgegenständen, exotischen Waren usw., der naturgemäß einen Ausschließlichkeitscharakter trug (zum Myrrhe-Handel in Athen Ath. 651 cf, vgl. 552 f); zum anderen das Spekulieren, ein Spiel mit den zeitweiligen und zufälligen Preisdifferenzen (Lys. 22, 14 u. 20; X., Oec. 20, 27 f.). Von einer dritten Möglichkeit erfahren wir bei Aristoteles. Zwei überaus interessante Erzählungen liefern das Rezept, wie man auf dem schnellsten Wege zu Reichtum kommt: Angeblich soll der Philosoph Thales in weiser Voraussicht einer ertragreichen Olivenernte sämtliche Ölmühlen in Milet und Chios unter gesetzliche Kontrolle gestellt haben; ein namentlich nicht genannter Siziler kaufte aus Anlaß der Ankunft von Kaufleuten das gesamte Eisen der einheimischen Gruben auf (Pol. 1259 a 3 - 23 u. 23 - 33; vgl. eine ähnliche Geschichte bei Plutarch, Mor. 303 bd). Es ist völlig unwichtig, ob man diesen Berichten glauben darf. Wesentlich sind bestimmte gemeinsame, typische Züge, die in beiden Fällen auftreten. Die Reichtumsbildung vollzieht sich schnell und "einmalig", es bedarf keiner großen Produktionsmittel oder irgendeines "Handelskapitals", auch sind keine größeren materiellen Vorbereitungen vonnöten. Aristoteles definiert das Vorgehen des Thales und des Sizers als Einrichtung eines *M o n o p o l s*, das aber als solches sehr

eigenwillige Züge trägt. Gewissermaßen wächst es aus dem Nichts und bringt auch nichts hervor, so daß es im tiefsten Innern seines Wesens episodisch und ephemer bleibt.

Herodots Erzählung über die Seefahrer von Samos schließt eigentlich hier an: Sie trieb der Sturm nach Tartessos, mit dem die Griechen bisher keinerlei Kontakte pflegten. Die Samier kehrten mit einem Gewinn von 60 Talenten heim (4,152). Alles läuft ganz typisch ab: Der Reichtum "stürzte" ganz zufällig über die Seeleute "herein", und sie brauchten nur zuzugreifen (vgl. die schöne Geschichte von den Aigineten, die nach dem Sieg bei Plataiai reich wurden - 9,80). In diesem Zusammenhang treffen wir auf einen weiteren, vielleicht den wichtigsten spezifischen Charakterzug des griechischen Handels. Seine Ausmaße und seine Erfolge, ja sogar seine Entfaltung verdankte er der unmittelbaren Nachbarschaft der "barbarischen" Völker. Vermutlich bildete der äquivalentlose Austausch mit diesen Völkern jenen "Unternehmensbereich", der am leichtesten zur Entstehung großer Vermögen führte. Diesen Markt mußte man nicht erobern, es genügte, ihn zu entdecken.

### 3. Das Geldwesen

Die Vermögensbildung mittels Geldwucher - zuerst in kleinem Umfang, dann aber im Sinne einer "Bankiers"tätigkeit stark erweitert - scheint prinzipiell im Bereich der Möglichkeiten zu liegen. Immer wieder sprechen oberflächliche Darstellungen der sozialökonomischen Geschichte des Alten Griechenland von einer Schicht reicher Geldleute, die sich im 4. Jh. v. u. Z. herausgebildet und gewissermaßen die Kontrolle über die Produktion ausgeübt haben soll, ihre akkumulierten Mittel angeblich in Immobilien anlegte usw. Es fehlte nicht viel, und man entdeckte im antiken Athen die Gefahr der Entstehung einer Finanzoligarchie!

In der athenischen Literatur findet sich aber kein Hinweis auf diese Art der Vermögensbildung, jedenfalls nicht in Bezug auf die vollbürtigen Bürger. Im Gegensatz zum Handel wird sie nicht einmal als diskutabel in Betracht gezogen. Aristoteles, der viel und umfassend vom Handel als Mittel zur Akkumulation spricht, erwähnt den Wucher flüchtig und auch da eher voller Abscheu (Pol. 1258 b 2 - 4; vgl. EN 1121 b 34 - 1122 a 3).

Diogenes Laertios weiß von der lehrreichen Geschichte des Philosophen Menippos zu berichten: Als gebürtiger Phöniker und ehemaliger Sklave war Menippos von großem Ehrgeiz besessen, wurde Thebaner (d. h. erhielt das thebanische Bürgerrecht?), betrieb kleinere Wuchergeschäfte (ἡμεροδανειστήν . . . γεγρονέναι), gewährte "Seedarlehen" und schloß Pfandgeschäfte ab (bzw. "ergriff ein Pfand" - ἐξενεχυριάζειν), so daß er schließlich zu großem Reichtum kam (πάμπλειστα χρήματα ἀθροίζειν). Doch verlor er als Opfer irgendwelcher Bösewichte sein gesamtes Vermögen und legte infolgedessen Hand an sich (D.L. 6,99 f.). Einige charakteristische Details - vor allem die Sklavenherkunft und das traurige Ende des Menippos - machen auf sich aufmerksam. Ein solcher Lebensweg scheint - jedenfalls in Athen - für einen athenischen Bürger völlig ausgeschlossen.

In einigen Fällen vermutet Davies Reichtumsbildung infolge bestimmter Finanzoperationen (im weitesten Sinne des Wortes). In erster Linie bezieht sich dies auf Aristolochos (S. 60 f.). Es handelte sich um einen Trapeziten ("Bankier"), der zugleich Grund und Boden besaß - nach dem Kontext zu urteilen, ein ziemlich großes Grundstück (D. 36,50). Um die Mitte des 4. Jh. v. u. Z. ging er bankrott und sah sich gezwungen, seinen Gläubigern das Grundstück abzutreten. Davies identifiziert ihn mit Aristolochos aus Erchia, der in seiner Eigenschaft als Trierarch in den Inschriften der 50er Jahre siebenmal erwähnt wird. Die Gleichsetzung ist zwar möglich, aber nicht zwingend (der

Name Aristolochos kommt in der Prosopographie Athens nicht mehr häufig vor). Setzen wir sie voraus, so haben wir in Aristolochos einen Mann vor uns, der zumindest zeitweilig sehr reich gewesen sein muß. Es ist nicht auszuschließen (aber auch nicht unbedingt offensichtlich), daß dieser Reichtum aus einer "Bankiers"tätigkeit stammt. Doch erfordern zwei Punkte unsere Aufmerksamkeit: Einmal waren es die Finanzgeschäfte, die Aristolochos an den Rand des Ruins brachten; zum anderen besaß er außer der Trapezitentätigkeit auch noch andere Möglichkeiten, sein Budget aufzubessern.

Den Redner Demosthenes beschuldigte man der Bereicherung am Seehandel sowie der Gewährung von "Seedarlehen" (Davies, S. 133), doch rührte sein Wohlstand eindeutig nicht aus dieser Sphäre: Ganz im Gegenteil, die entsprechende Passage bei Hypereides (5, col. 17) und die gesamte Demosthenes-Überlieferung belegen, daß Demosthenes auf diese Weise ein Vermögen anlegte, das er durch seine politische Tätigkeit erworben hatte.

In diesem Zusammenhang sei auch an den Vater des Demosthenes erinnert, dessen Vermögen vor allen Dingen aus Darlehen und "Bank"einlagen bestand (Davies, S. 127). Wie E. L. Kazakevič (Grace) annimmt, konzentrierte er sich sogar in erheblichem Maße auf Wuchergeschäfte.<sup>5</sup> Offenbar brachte nur ein Teil dieses Geldes Zinsen. Die Geschichte des älteren Demosthenes ist ohnehin in Dunkel gehüllt.

Diodotos und Diogeiton (Davies, S. 151 f.) verliehen recht erfolgreich und auch in beträchtlichem Umfang "Seedarlehen". Doch schuf sich Diodotos, wie bereits gesagt, seinen Wohlstand durch verschiedene Handelsgeschäfte. So gesehen, muß man die Finanzierung von Handelsunternehmungen in Übersee als Mittel zur **B e w a h r u n g**, nicht jedoch zur Schaffung von Reichtum verstehen.

Unter Berücksichtigung einiger Umstände der Laufbahn des Politikers Agrippios neigt Davies dazu, ihn als "businessman" zu kennzeichnen. Einmal war Agrippios führend an einem Unternehmen beteiligt, bei dem die Steuerpächter eine zweiprozentige Gebühr erhoben. Zu einem späteren Zeitpunkt bahnte sich ferner eine Beziehung zum "Bankhaus" des Pasion an, die die Vermutung aufkommen läßt, er wäre "Geschäftsbeauftragter" des Pasion gewesen und hätte in dessen Auftrag gehandelt. Schließlich ist auch sein Nachfahre Kallimedon als Grubenpächter bekanntgeworden (Davies, S. 278 f.).

Wir haben es hier mit einer mehr als unsicheren Rekonstruktion der Verhältnisse zu tun. Der bereits erwähnte Schmiedebesitzer Leokrates beteiligte sich z. B. ebenfalls an dem Zweiprozentgeschäft (Lyk., Leocr. 19 u. 58), was jedoch niemanden veranlaßte, ihn als "Finanzier" zu bezeichnen (vgl. noch das anschauliche Beispiel bei Plu., Alc. 5). Mit der Mittlerrolle des Agrippios in der Angelegenheit Pasion gegen den Sohn des Sopaios ist noch nichts bewiesen: Agrippios spielt hier für beide Parteien die Rolle eines ἐπιτήδειος (Isoc. 17,31 f.). Ἐπιτήδειος muß im Sinne von "Freund, Bekannter, wohlmeinender Mensch" verstanden werden. Kaum vorstellbar, daß ein Politiker von Bedeutung als "Geschäftsbeauftragter" die Interessen eines Trapeziten aus dem Stand der Metroiten wahrnahm. Schließlich scheint es für eine Beurteilung der Tätigkeit des Agrippios völlig bedeutungslos, daß einer seiner Nachfahren 70 bis 80 Jahre später aus dem Staatseigentum eine Grube pachtete. Von viel größerem Interesse sind seine Beziehungen zur Finanzverwaltung Athens (z. B. Arist., Ath. 41,3) sowie seine Gefängnishaft wegen der Unterschlagung von Staatsgeldern (D. 24,134 f.).

<sup>5</sup> Kazakevič (Grace), Ė. L., O roli rannich form kapitala v Afinach IV v. do n. é., in: Vestnik drevnej istorii (VDI), 2/1958, S. 33.

Davies will die Ursache für den Wohlstand des Kephalion aus Aphydna in dessen Beziehungen zu Pasion erblicken und bezieht auch noch dessen Sohn und seine Bekanntschaft mit dem "Bankier" Blepaios ein (S. 292). Meiner Auffassung nach haben diese Beziehungen nichts mit den Geschäften Kephalions zu tun und sind auf gar keinen Fall mit seinem Wohlstand in Verbindung zu bringen. Zwei hinreichend bekannte Fälle unterliegen wohl keinem Zweifel: Pasion und Phormion wurden aufgrund ihrer Trapezitentätigkeit reich (Davies, S. 428 - 436). Das Schicksal der beiden Geschäftsleute weist überraschende Übereinstimmungen auf und kann in einigen Fällen sogar als typisch bezeichnet werden: Ihr Weg vom Sklaven zum athenischen Bürger war jeweils langwierig; offenbar erwiesen sich beide als sehr geschäftstüchtig, begannen ihre Tätigkeit im "Bankiersfach" und erwarben später auch noch andere Einkommensquellen, und beide gelangten nach athenischen Vorstellungen zu unermeßlichem Reichtum. Das Wesentliche daran aber ist und bleibt, daß wir unter den v o l l b ü r t i g e n Athenern nicht einen einzigen auch nur entfernt ähnlich gelagerten Fall nachzuweisen vermögen, in dem man von wirklichen "Finanziers" sprechen könnte.

Die Geschichte Pasion und Phormions liefert m. E. den Schlüssel zu allem anderen. Es ist hinlänglich bekannt, daß Metroiten und besonders Freigelassene die überwiegende Mehrzahl der Trapeziten bildeten. Zuletzt hat L. M. Gluskina eine Materialsammlung zu diesem Thema vorgenommen: Von den 26 Trapeziten des 4. Jh. v. u. Z. sind 14 keine Athener, 2 sind Bürger der Stadt, von den anderen fehlen nähere Angaben.<sup>6</sup> Zu den Bürgern ist aus der letztgenannten Gruppe offenbar Blepaios zu rechnen (PA 2876). Hinweis auf das Vermögen eines gewissen Blepaios sind in einem Alexis-Fragment enthalten (fr. 227). In seiner Eigenschaft als "Unternehmer" wird des Blepaios aus Lamptros, Sohn des Sokles, in der Inschrift IG II<sup>2</sup>, 1675, Erwähnung getan. Kirchner erkannte aufgrund der großen Seltenheit dieses Namens in der attischen Prosopographie und durch die zeitliche Übereinstimmung dieser drei Namensvorkommen ein und dieselbe Person. Verhält es sich so, dann gehört Blepaios sowohl in die von Gluskina erarbeitete Liste als auch in das "Register" von Davies - er war ein Vertreter des "Geldunternehmertums". Im übrigen klingt der Name Blepaios kaum athenisch, so daß man durchaus einen früheren Sklavenstatus für ihn annehmen kann.

Möglicherweise darf der Trapezit Antimachos als Bürger angesehen werden. Er wirkte gegen Ausgang des 5. Jh. v. u. Z. (PA 1107; s. Davies, S. 428). Die Bürger haben es einfach versäumt, dieses einträgliche Geschäft "in die eigenen Hände zu nehmen". Das berufsmäßig ausgeübte Geldgeschäft bildete somit für Metroiten und Freigelassene einen der wenigen, ihnen offenstehenden Bereiche des gesellschaftlichen Lebens.

Völlig zu Recht nannte Gluskina zwei Ursachen für die geringe Popularität der Trapezitentätigkeit unter den Bürgern Athens. Erstens galt laut einiger Quellenhinweise der Beruf des "Bankiers" als unsicher, voller Risiken, stets am Rande des Ruins. Zweitens blieben einige sozialpsychologische Faktoren nicht ohne Auswirkung, so die Abscheu bestimmter "Kreise" Athens allem gegenüber, was mit Geld zu tun hatte. Darüber hinaus war im Volk ein Mißtrauen, ja eine Feindseligkeit gegenüber jeder Art von Wucher tief verwurzelt.<sup>7</sup> Nach meiner Auffassung gehört hierher jegliche politisch völlig ausgeschlossene größere Entfaltung des Wuchergeschäftes mit allen Konsequenzen und Nachfolgeerscheinungen. Damit hätten wir aber nur die naheliegendsten Gründe genannt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als hätte

6 Gluskina, L. M., O nekotorych aspektach kreditno-deneznykh otnošenij v Attike IV v. do n. é., in: VDI, 3/1970, S. 19 - 22.

7 Ebenda, S. 23 f., 26.



sich der Wucher im klassischen Athen im Vergleich zu anderen Gesellschaften und Epochen des Altertums nur *minimal* entwickelt. Die letzten Gründe dafür liegen möglicherweise in der unverwechselbaren und unwiederholbaren sozialökonomischen Struktur der athenischen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit.

Mir scheint die überschäumende "Geschäftstüchtigkeit" breiter athenischer Kreise (insbesondere der mittleren und oberen Schichten der Stadtbevölkerung) nicht immer mit dem Stand ihrer wirtschaftlichen Entwicklung übereinzustimmen. Sie trägt gewisse künstliche, sozusagen "überflüssige" Züge. Es grenzt an literarisch motivierte Übertreibung, wenn Xenophon die Behauptung aufstellt, "viele" Grundbesitzer ließen ihren Boden unter ungünstigen Konjunkturbedingungen im Stich und suchten im Groß- und Kleinhandel sowie im Geldverleih Unterschlupf (ἐπ' ἐμπορίας καὶ καπηλείας καὶ τοκισμοῦς τρεπονται - Vect. 4,6). Andererseits kommt hierin eine gewisse, für das Selbstverständnis der Epoche charakteristische Nuance zum Ausdruck, die das Besondere der Zeitströmungen wahrheitsgetreu reflektiert. In den Quellen ließe sich gewiß eine Vielzahl von Belegen nachweisen, die eine nach modernen Gesichtspunkten unzureichende Motivation für "ökonomische Aktivitäten" erkennen lassen bzw. eine Art äußerer Bemäntelung für gewisse, im Grunde entgegengesetzte Erscheinungen darstellen. Irgendwie scheint die "Hektik" dieser erstaunlichen Gesellschaft überflüssig: Man verkaufte, erwarb, tauschte und pachtete im großen Maßstab ganz unterschiedliche Arten von Eigentum und verhielt sich häufig beinahe gleichgültig zum eigentlichen wirtschaftlichen Prozeß. Jene Bevölkerungsschichten, deren Beziehung zur Produktion hautnah war, übten sich in Stabilität und Konservatismus: die Bauern und die kleinen Handwerker. Das "Unternehmertum" war im Gegensatz dazu typisch für jene Leute, die dem wirtschaftlichen Aspekt des Geschäfts an sich überhaupt keine Bedeutung beimaßen, ja als inkompetent in Dingen der Ökonomie galten. Ein zwar beinahe zur Karikatur geratenes, aber sehr einleuchtendes Beispiel dafür dürfte Hypereides' Klient in der Rede gegen Athenogenes sein: Ein in Geschäften vollkommen unerfahrener Grundbesitzer erwirbt nur aus dem Grunde einen Kosmetikladen mit drei Sklaven, um in den Besitz eines Knaben zu gelangen, der seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Im Bereich des Geldwesens ist es die "Hypertrophie des Kredits", die das Pendant dazu bildet. Keinem Kenner der athenischen Literatur und Epigraphik des 4. Jh. v. u. Z. dürfte es entgangen sein, daß die athenische Gesellschaft buchstäblich in Darlehens- und Zinsgeschäften "schwamm", die im Leben zumindest der mittleren und oberen Schichten eine unverhältnismäßig große Rolle spielten. Es ließe sich gewiß darüber streiten, welche Bedeutung den Darlehen für "Produktions"bedürfnisse im Rahmen des Kreditwesens zukäme.<sup>8</sup> Mir scheint es da noch eine andere Seite zu geben.

Der Geldverleih ermöglichte den Gläubigern eine mehr oder weniger sinnvolle Anlage von in der eigenen Wirtschaft nicht verwendbaren, also "überflüssigen" Mitteln. Die Welt der Metroiten und "Fremden", die sich notgedrungen wirtschaftlich aktiver gebärdeten, bot für dieses "freie Kapital" ein weites Feld der "Arbeit". Es handelte sich aber dabei nicht eigentlich um Geldwucher, obwohl sich eine Annäherung in dieser Richtung natürlich leicht anbahnen konnte. Die Kreditfreudigkeit der Zeit engte vermutlich den Wirkungskreis der Trapeziten und die Entwicklung des eigentlichen Geldwuchers beträchtlich ein. Es dürfte kaum ein Zufall sein, daß wir fast nichts von den kleineren Wucherern wissen: Das Eranoi-System, die zinslosen Freundschaftsdarlehen, der von verschiedenen Vereinen gewährte liberale Kredit - all dies waren Formen, die dem Geldwucher den Nährboden entzogen, auf dem er sich hätte voll entfalten können.

<sup>8</sup> Ebenda, S. 36 - 40.



Unter Berücksichtigung des oben Gesagten vermochte das berufsmäßige "Geldunternehmertum" unter den athenischen Bürgern nur sehr geringe Verbreitung zu finden und galt natürlich nicht als Mittel zur schnellen Vermögensbildung (die Seedarlehen bildeten vielleicht die einzige Ausnahme). In den Quellen zählt verliehenes Geld stets als **V e r m ö g e n s t e i l**, der entweder Gewinne brachte oder eine Fehlinvestition war.

In diesem Zusammenhang steht noch eine weitere Frage zur Diskussion. Andokides erwähnte ganz beiläufig die "Bank" (den Wechseltisch) des reichen Hipponikos (1,130). Nirgendwo sonst ist Hipponikos als Trapezit charakterisiert bzw. sein Vermögen einer "Bankiers"tätigkeit zugeschrieben worden. Möglicherweise modernisieren wir die Wirklichkeit Athens, wenn wir die Trapeziten als eine einheitliche, gesondert bestehende Bevölkerungsgruppe, als Schicht der "Finanziers" bezeichnen, die ihre eigenen, besonderen Interessen verfolgten. Vielleicht gelangte auch hier das Prinzip "der Streuung der Mittel", mehrfach von uns in anderem Zusammenhang besprochen, zur Wirkung, so daß reiche Athener einfach einen Wechseltisch als Teil ihres Vermögens unterhielten, während es daneben etliche Zwischenstufen vom Berufs"bankier" - meist Freigelassenen und Metroiken vorbehalten - bis zum wohlhabenden Bürger gab. Außer Mietshäusern und Grundstücken besaß ein solcher Bürger vielleicht ein "Kontor", in dem ein dazu abgestellter Sklave mit den persönlichen Mitteln Wechselgeschäfte tätigte bzw. in dem Vermächtnisse deponiert waren. Diese Vermutung trüge zur Klärung so mancher unklaren Stelle in den Quellen bei.

Versuchen wir in kurzen Worten eine Zusammenfassung. Man darf also davon ausgehen, daß es unter den Bürgern Athens eine **g r o ß e A n z a h l** von Leuten gab, die ihr Geld gern in Darlehen anlegten und die man bedingt als "Finanziers" bezeichnen könnte (zu einem anderen Zeitpunkt mochten aus eben diesen Gläubigern Schuldner werden). Doch ebensowenig wie es eine "Klasse" der Großindustriellen gegeben hat, existierte auch keine "Klasse" der Finanziers.

Unser Anliegen zielte also darauf ab, die verschiedenen Seiten des athenischen Wirtschaftslebens im 5. und 4. Jh. v. u. Z. daraufhin zu untersuchen, inwiefern sie die Entstehung großer Vermögen begünstigten. Unser Schluß war von vornherein durch die vorangehende Darstellung bestimmt: Grundbesitz, Handwerksunternehmen, Bergbau, Handel und Kredit gehören alle in den Bereich der Verwendung von bereits erworbenem Reichtum und können somit keinesfalls vorbehaltlos als seine Quellen angesehen werden. Ausnahmen sind natürlich nirgends ausgeschlossen. In einer Gesellschaft, deren technische Basis stabil blieb und in der die Produktion kaum je die Tendenz zur Erweiterung aufwies - abgesehen etwa von der Waffenherstellung oder der Erzeugung von Luxusgegenständen -, scheinen sich solche Ausnahmen unvermeidlich immer dann zu häufen, wenn die Entfernung von der eigentlichen **P r o d u k t i o n** am größten ist. Im Bereich des Warenverkehrs schienen mehr Möglichkeiten gegeben zu sein, obwohl auch sie infolge der Abhängigkeit des Umlaufs von der Produktion sehr eingeschränkt blieben.

Eine gewisse Gemeinsamkeit der Sphären des Wirtschaftslebens - die Ausnutzung von ihrem Wesen nach unökonomischen Privilegien - muß bereits in diesem Stadium der Untersuchung auffallen. Man bestritt sein Auskommen in erster Linie auf Kosten der Sklavenarbeit, was in der vollkommenen Unkenntnis der Besitzer von spezialisierten Sklaven hinsichtlich der Produktionsbedingungen, der Produktion selbst und der Beteiligung an ihr seinen deutlichsten Ausdruck fand. Man sah sich als Bürger ferner im Besitz des Monopols an Grund und Boden, das verschleierte die Ausbeutung von Metroiken und "Fremden" begünstigte. Weiterhin bediente man sich des äquivalentlosen Handels mit den "barbarischen" Völkern. Schließlich gehört hierin auch die Bereicherung der "Finanziers" auf Kosten der Emporoi und Naukleroi, von

denen die meisten keine Athener waren. Diese Aufzählung ließe sich fortführen.

Die Sicherung der eigenen Prosperität ging also auf Kosten der äußeren Umwelt Athens. Offensichtlich erwiesen sich politische Faktoren bei der Aufrechterhaltung dieses Systems wichtiger als die ökonomischen Belange.

#### 4. Die außerökonomischen Quellen der Vermögensbildung

Da die Ökonomie nur in sehr bedingtem Maße als Quelle des Reichtums (und um so mehr des "Überreichtums") gelten kann, müssen die wahren Gründe verständlicherweise in der außerökonomischen Sphäre liegen. Die Quellen enthalten nun in der Tat eine große Anzahl direkter und indirekter Hinweise darauf, daß sich nicht nur die meisten Möglichkeiten dafür hier befanden, sondern auch in eben diesem Bereich genutzt wurden.

Etlche Passagen in der antiken Literatur machen uns zu Recht glauben, daß sich die Athener dieser Besonderheit ihrer Gesellschaft durchaus bewußt waren (im System ihres Selbstbewußtseins stellte sie nichts eigentlich Spezifisches dar, muß man doch den Unterschied Athens in dieser Hinsicht im Vergleich zu anderen griechischen Poleis eher quantitativ als qualitativ sehen). Mit diesen Literaturstellen werden wir uns in einem späteren Kontext auseinandersetzen. Im Sinne eines Vorwortes für den gesamten Abschnitt empfiehlt es sich jedoch, zwei dieser Quellenhinweise anzuführen.

Apollodor stellte einst seinem Gegenspieler Phormion eine charakteristische Frage: Woher stammt dein (riesiges) Vermögen? Weder hast du es geerbt von deinem Vater, noch hast du es irgendwo gefunden und auch kamst du nicht mit ihm nach Athen von irgendwoher. Apollodors Folgerung ist klar: Phormion muß seinen Reichtum gestohlen haben, denn anders konnte er ihn nicht erwerben (Ps.-D. 45, 81).

In den athenischen Gerichtsreden tritt die Logik stets zugunsten der Rhetorik zurück. Dann trägt dieser Gedankengang unverkennbar das Siegel seiner Epoche. Wer hätte schon heutzutage eine solche Frage Rockefeller oder Krupp gestellt? Was war das für ein Auditorium, das auf solche Argumente reagierte?

Phormions Rechtfertigung ist nicht minder interessant: Apollodors Vater - meinte der Redner -, Pasion nämlich, fand schließlich sein Vermögen auch nicht auf der Straße oder machte eine große Erbschaft; er erwarb es durch treue Dienste, Ehrlichkeit und Arbeitseifer. Dies alles paßt auch auf Phormion (D. 36, 43 f.).

Wir erkennen hier noch einen Weg zur Vermögensbildung, der den modernen Vorstellungen im allgemeinen angepaßter scheint. In beiden Fällen geht es jedoch um ehemalige Sklaven: Die Gesellschaft Athens kannte für einen Freigelassenen in der Tat außer der persönlichen Arbeit, den Eigenschaften eines guten Geschäftsmannes und einem guten Ruf kaum andere Möglichkeiten einer langsamen Akkumulation von Reichtum. Das "Register" signalisiert diese Art der Vermögensbildung für vielleicht ein gutes Dutzend Athener: Das liegt noch unter der Zahl derer, die ihren Wohlstand angeblich der Nutzung der Gruben verdanken. Mir scheint indessen, die Quellen zeichnen ein völlig entgegengesetztes Bild: Leicht und schnell entstanden große Vermögen unter den Bedingungen des Krieges und im Bereich der Politik, die so gut wie untrennbar miteinander verbunden waren, aber auch mit Bestechung und Unterschlagung der Staatsgelder Hand in Hand gingen, einer Sphäre, die fast ausschließlich eine Domäne der Bürger war.

Nach Davies verdankten folgende Personen ihren Wohlstand einer militärisch-

politischen Karriere: der Redner Demades (S. 99 f.), Demetrios von Phaleron (S. 107, 109), auf jeden Fall teilweise Demosthenes (S. 133 f.), Nikophemos und Aristophanes, die allerdings in dieser Hinsicht nicht direkt angesprochen sind (S. 201 f.), Themistokles (S. 215, wo leichte Zweifel angemeldet werden, die die Position des Autors verwischen), in gewisser Hinsicht Kleon (S. 319), Konon, von dem auch nur andeutungsweise etwas dazu gesagt ist (S. 508), sein Sohn Timotheos (S. 509 f.) und schließlich Aischines (S. 547). Wollte man diese bescheidene Aufzählung voller Vorbehalte und Andeutungen etwa in irgendeiner Weise als Material für statistische Berechnungen verwenden, so entstünde ein Bild, das sich zu den wirklichen Verhältnissen in völligem Gegensatz befände!

An und für sich ist Davies' Haltung durchaus verständlich: Er ist bestrebt und auch gezwungen, sich auf die relativ exakten Angaben der Quellen zu stützen, wobei aber alle jene Berichte von Kriegsbeute, Bestechungsgeldern, Geschenken, Unterschlagungen usw. sich ihrem Wesen entsprechend natürlich kaum durch übergroße Genauigkeit auszeichnen können. Nehmen wir z. B. Ergokles (PA 15052). Davies erwähnt ihn beiläufig, ohne ihn etwa unter die Zahl der Reichen aufzunehmen (S. 542): Er tut dies im Zusammenhang mit Philokrates, der ebenfalls im Index fehlt. Als Stratege des Jahres 390/89 v. u. Z. nahm Ergokles an der Hellespontexpedition teil und wurde nach seiner Rückkehr nach Athen unter dem Verdacht, aus Staatsgeldern 30 Talente unterschlagen zu haben, vor Gericht gestellt und hingerichtet. Diese Information entnehmen wir den Lysiasreden 28 und 29, deren Inhalt Davies sorgfältig rekonstruiert. Die Angabe der 30 Talente, die wahrscheinlich im Prozeß tatsächlich zugrunde gelegt wurde, bedeutete natürlich keineswegs, daß Ergokles diese Summe besaß, da eine Konfiszierung seines Vermögens das Geld jedenfalls nicht zutage förderte. Als hilfreich erweisen sich hier Lysias' mehrmalige Hinweise darauf, daß Ergokles ein armer Mann gewesen sei, der es zu einem großen Vermögen gebracht hätte (28,1 f., 4, vgl. 13): Sie mochten stark tendenziös gefärbt sein. Etwas deutlicher klingen die Andeutungen über versuchte Bestechungen von Rednern und Beamten (28,9; 29,6) sowie über die Karriere des Philokrates, Ergokles' nächstem Kampfgefährten und Vertrauten (29,3 f.). Unabhängig von allen allgemeinen Erwägungen wäre ich unter Berücksichtigung der gesamten Information geneigt, die Wahrheitstreue der ausgesprochenen Verdächtigungen zu akzeptieren (obwohl die 30 Talente möglicherweise übertrieben sind). Da bei diesen Überlegungen der subjektive Faktor nicht völlig ausgeschaltet werden kann, scheint Davies' skeptische Haltung durchaus gerechtfertigt. Zum Prinzip erhoben, führt diese Vorsichtigkeit unvermeidlich zu einer Verzerrung der Vermögensverhältnisse Athens. Die Rolle des "außerökonomischen" Reichtums würde sich als weit untertrieben herausstellen.

Wir müssen uns dem Problem also irgendwie anders nähern. Solche Personen wie Ergokles sollte man nicht isoliert, sondern in ihrer Gesamtheit und auf einem breiten sozialökonomischen Hintergrund betrachten. Berichte über Vermögensbildungen sind dann akzeptabel, wenn ihre Unglaubwürdigkeit nicht offensichtlich oder unmittelbar zu erweisen ist. Etliche solcher Berichte gründeten sich natürlich auf Gerüchte oder gingen auf unverhohlenen vorgebrachte Beschuldigungen zurück. Es scheint für die Mehrzahl der Fälle aber kaum möglich, ihnen ein Körnchen Wahrheit absprechen zu können, da es andererseits doch genügend glaubwürdige und ähnliche gelagerte Fälle gibt, die den umstrittenen ein größeres Maß an Wahrheitstreue verleihen.

Der Krieg als Quelle der Bereicherung - selbstverständlich vorwiegend dem kommandierenden Stab von Heer und Flotte vorbehalten - kommt in den Quellen direkt und indirekt ziemlich häufig vor (z. B. Ar., Ach. 597, 617; Lys. 26,22; X., Oec. 1,15 und Arist., Pol. 1258 a 10 f.). Unter den Athenern lassen sich neben Konon, Timotheos, Ergokles, Nikophemos und Aristophanes noch manch andere Personen benennen, die auf die eine oder andere Weise ihre Gewinne aus dem Krieg zogen.

Plutarch vor allem der Name des Themistokles fallen (Davies, S. 215). Plutarch überlieferte uns die Nachricht von dem ungeheuren Wachstum seines Vermögens (Them. 25,3), so daß alles, was uns von seinem Charakter, von seiner im Grunde bescheidenen Herkunft, seiner ausschweifenden Lebensweise, der Macht und dem Einfluß, so er während der griechisch-persischen Kriege zu erwerben wußte, bekannt ist, uns nicht berechtigt, an den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen Zweifel zu hegen. Es fällt schwer, sich im Falle des Themistokles eine andere gleichwertige Einkommensquelle als die riesigen, vorwiegend von den Verbündeten eingeholten Bestechungsgelder vorzustellen (Hdt. 8,4 f. - Erhalt von 30 Talenten von den Euböern, die Themistokles - auch das ist wesentlich - teilweise mit anderen Feldherren teilte; Plu., Them. 21,3 f. - Bestechungsgelder von Verbannten; vgl. Hdt. 8,112; Plu., Them. 5,1; Arist. 4,3; Mor. 185 f). Militärische Siege über die Perser schufen selbstverständlich häufig genug auch für den einfachen Krieger manche Gelegenheit - wenn auch in weitaus bescheidenerem Umfange -, einen gewissen Wohlstand zu erlangen: Eine ausschauliche Schilderung dazu bietet Plutarchs Erzählung, wie Themistokles nach einer Seeschlacht seinem Freund rät, den Goldschmuck der ans Ufer geschwemmten Leichen an sich zu nehmen (Them. 18,2; vgl. Ael., VH 13,40). Zweifellos führte der Krieg zu großen Veränderungen in den Vermögensverhältnissen der athenischen Bürger (Plu., Arist. 13,1).

Weniger deutlich treten die Vermögensverhältnisse des Kimon aus dem Schatten der Quellen (vgl. Davies, S. 303, 311). Obwohl Kimon große Landbesitzungen erbt (Arist., Ath. 27,3; Plu., Cim. 10, 1-3, 7; Ath. 533 a; Nep., Cim. 4,1), waren seine Jugendjahre von empfindlichen materiellen Schwierigkeiten geprägt (Plu., Cim. 4,4,8; vgl. D. S. 10,32). Sein bedeutendes Vermögen (Arist., Ath. 27,3; vgl. Plu., Per. 9,2,5) verdankte er wohl in erster Linie seinen militärischen Erfolgen (Plu., Cim. 10,1).

Sehr zweifelhaft scheinen die späten Informationen über die Vermögensbildung des Feldherrn Lamaches auf Kosten der Stadt (Schol. Ar., Ach. 617; vgl. zur Armut des Lamaches z. B. Plu., Nic. 15,1). Dahingegen liegt bei Alkibiades alles klar auf der Hand: Zumindest während des Dekeleischen Krieges erwarb er aus der Kriegsbeute (die er aber ebenso schnell wieder ausgab) großen Reichtum (Lys. 14,37; Plu., Alc. 36,2,5; 37,6; Comp. Marc. et Alc. 3,1; Nep., Alc. 7,4). Verständlicherweise, obwohl irreführend, zitiert Davies selbst die geringfügigsten Belege über Alkibiades' Besitzungen in Attika (S. 20), erwähnt aber mit keinem einzigen Wort jene Einkünfte, die zu seinem Grundbesitz in keinerlei auch nur nennenswertem Verhältnis standen.

Thrasylbul (Davies, S. 240), der Held der athenischen Demokratie, büßte einen großen Teil seines Eigentums während der Tyrannis der Dreißig ein und erwarb sich wahrscheinlich durch die Teilnahme an der Expedition in die Gewässer des Hellespont und Kleinasien in den Jahren 390/89 v. u. Z. neuen Reichtum (Lys. 28,4 - 8). Die gegen ihn erhobene Anklage begründete man jedenfalls mit dem Umstand, daß sich seine Gefährten, unter ihnen Ergokles und andere Trierarchen, bereichert hätten (Lys. 28,1 f.; 4-8; 10 f.; 13). Eine solche dem Gesetz zuwiderlaufende Bereicherung unterstellte man z. B. Ergokles' Finanzverwalter Philokrates (Lys. 29,3 f.). Im Jahre 373 v. u. Z. konfiszierte man das Vermögen des Antimachos, der Finanzverwalter des Timotheos war; es wurde zum Verkauf freigegeben (PA 1110, fehlt aus gutem Grund bei Davies, da sonst nichts über ihn bekannt ist; Ps.-D. 49,10 u. 45). Evidentlich beschuldigte man ihn der Teilnahme an Plünderungen, wobei es ohnehin keinen Zweifel daran gibt anzunehmen, daß die Unternehmungen der Heerführer des 4. Jh. v. u. Z. dem um sie gescharten Personenkreis manche gute Beute einbrachten. So kehrte der Finanzverwalter des Timotheos, Hegesandros, aus der Ende der 60er Jahre des 4. Jh. v. u. Z. durchgeführten Seeoperation mit einer großen Geldsumme nach Athen heim (Aeschin. 1,56).



Von Ithykrates (Davies, S. 248, 250) wissen wir, daß er nichtaristokratischer Herkunft war, eine glänzende militärische Karriere machte und sehr reich geworden ist. Diese Information erklärt vollkommen den Ursprung seines Vermögens, das seinem Sohn dann mehrfach die Übernahme der Trierarchie ermöglichte.

Chabrias stammte vermutlich aus reicher Familie (Davies, S. 560). Seine ausgedehnten und erfolgreichen Expeditionen nach Zypern, Ägypten, in die Ägäis, nach Thrakien und anderswo (PA 15086) bieten unter Berücksichtigung der Berichte über seine ausschweifende Lebensweise (Ath. 532 b; Nep., Chabr. 3,2) ein unzweideutiges Bild.

Das gleiche läßt sich erst recht von Charetas (Davies, S. 568 f.) sagen, durch dessen Hände ungeheure Summen geflossen sein müssen (Aeschin. 2, 71; Ath. 532 b; D. S. 16,22,1), ja, ganze Städte hat er besessen (Schol. D. 3,31); ebenso Charidemos, der nicht aus Athen stammte (Davies, S. 570 f., der die Quellen seines Reichtums nicht genug betont), der auch verschwenderisch mit seinem Vermögen umging (Ath. 436 bc) und in seiner militärisch-politischen Karriere so viele Widrigkeiten zu überstehen hatte, daß so unangenehme Begleitumstände wie dauernder Situationswechsel und schwankende Vermögenslage nicht ausbleiben konnten.

Fast der gesamte hier aufgezählte Personenkreis findet sich auch in Davies' "Register", doch fehlen in der Regel die von mir zitierten Belege über ihre Einkunftsquellen bzw. erweisen sich als zu wenig akzentuiert. Unsere Informationen sind natürlich meist ungenau oder nur sehr indirekt. Die großen aus der Kriegsbeute erworbenen Vermögen zogen selbstverständlich beträchtliche Ausgaben nach sich, so daß sich der "Wohlstand" der bedeutenden Heerführer als außerordentlich "fließend" erwies. Berechnungen darüber lassen sich nur schwer anstellen: Davies hebt z. B. die "Instabilität" des Timotheischen Vermögens hervor (S. 509). Dennoch bleibt unumstößlich die Tatsache bestehen, daß diese Leute mit Summen zu tun hatten, die sich die geschäftstüchtigsten und erfolgreichsten athenischen "Unternehmer" nicht einmal im Traum vorzustellen wagten. Ein Teil dieser Mittel wurde auf irgendeine Weise zum Fixum, verband sich als "Vermögen" im eigentlichen Sinne des Wortes mit dem Namen seines Inhabers, konnte vererbt werden usw. Versuche, die Höhe solcher Einkommen zu bestimmen, müssen letztlich Vermutungen bleiben, dürften aber eher unter den realen Ziffern liegen. Vereinzelt, uns bekannte Angaben vermitteln zumindest eine gewisse Vorstellung.

So umfaßte Themistokles' Vermögen nach einigen Quellen 100, nach anderen 80 Talente (Plu., Them. 25,3; Ael., VH 10,17). Tatsächlich muß es sich aber um weit mehr gehandelt haben, da die bekannte Ziffer das in Athen eingezogene Vermögen des Themistokles betraf. Wir wissen indessen, daß er mit Hilfe seiner Freunde heimlich große Summen ins Ausland brachte oder aus Argos erhielt, wo ein Teil seiner Mittel hinterlegt war (Plu., Them. 25,3; Th. 1,137,3). Gerüchten zufolge besaß Alkibiades 100 Talente (Lys. 19,52). Zu fragen wäre aber in erster Linie, auf welche Zeit seines Lebens sich diese Nachricht bezieht und um welche Art von Besitz es sich dabei handelte? Vielleicht gäbe es Gründe, einem anderen Bericht mehr Glauben zu schenken, demzufolge sich Alkibiades auf Kosten des Staatssäckels mehr als 200 Talente anzueignen wußte (Lys. 14,37)? Möglicherweise ergeben diese Angaben noch immer keine erschöpfende Auskunft über jene vielfältigen Ressourcen, die diesem Menschen zu Gebote standen. Wir betonten bereits, daß man dem Ergokles den etwas undurchsichtigen Erwerb von 30 Talenten nachsagte.

Genauere Angaben haben wir über die Besitzverhältnisse des Konon aus seinen letzten Lebensjahren. Man bezifferte sein Vermögen mit annähernd 40 Talenten, denen Davies noch etliche mit der Verlängerung seiner militärisch-politischen Karriere verbundenen Ausgaben hinzuzählt (gemeint sind natürlich die Ausgaben, von denen wir etwas wissen). Wieviel Geld also hat Konon ins-



gesamt besessen? Sein Testament verrät etwas vom Umfang seiner Ausgaben und dementsprechend von den "Bewegungen", die sich innerhalb seines Vermögens vollzogen: Seinem Sohn Timotheos hinterließ er knapp die Hälfte seines Besitzes und bestimmte ungefähr die gleiche Summe für Opferzwecke zu Ehren von Athene und Apollon (Davies, S. 508 f.).

Einige Einzelheiten wissen wir auch über die Verhältnisse eines der Gefährten des Konon, Nikophemos. Lysias' Aussagen sind in diesem Fall reichlich tendenziös und infolgedessen auch weniger vollständig, enthalten aber dennoch interessante Informationen. Nikophemos und sein Sohn Aristophanes stammten aus einer nicht sehr bemittelten Familie und erwarben ihren Reichtum vorwiegend im Jahre 394 v. u. Z. nach dem Sieg bei Knidos. Ein großer Teil seines Eigentums befand sich auf Zypern, der Rest in Athen. Über letzteren (ca. 15 Talente) verfügte sein Sohn Aristophanes. Ein Drittel davon verwendete er für den Erwerb von Immobilien, während zwei Drittel der hervorragenden Ausführung gesellschaftlicher Verpflichtungen und der Durchführung militärisch-politischer Expeditionen dienten. Einige Jahre später wurden Nikophemos und Aristophanes hingerichtet, ihr (den athenischen Behörden zugängliches) Vermögen wurde eingezogen (Davies, S. 201 f.).

Mir scheint dieser Fall in vielerlei Hinsicht charakteristisch. Die schnelle "außerökonomische" Reichtumbildung, der große Umfang des Vermögens, das leichterzige Verhältnis zum Geld, die ungeheuren "unproduktiven" Ausgaben (das "unproduktiv" bezieht sich auf unsere moderne Sicht, nicht aber auf die des Nikophemos), die Suche nach sichereren Formen der "Kapitalanlage" in Immobilien und schließlich das Schicksal dieses Vermögens sind auf ihre Art Zeichen der Zeit. Nikophemos und Aristophanes bildeten zweifellos keine Ausnahme, und ich bin bereit, ihnen symbolische Bedeutung beizumessen: Diese Antipoden eines Pasion oder Phormion verkörpern vielleicht jenen bewußten Typ des athenischen "Unternehmers", der ebensogut eine Grube pachten oder spezialisierte Sklaven kaufen konnte. Hierin liegt, wenn man so will, die Realität des antiken "Kapitalismus".

Alle Beobachtungen, die wir zur Vermögensbildung auf "militärischem Wege" machen konnten, lassen sich auch für diejenigen verallgemeinern, die infolge politischer Betätigung reich wurden. Beide Formen standen in enger Beziehung zueinander und überschnitten sich häufig. Sie unterschieden sich lediglich darin, daß Wohlstand als Folge der Ausübung politischer Verpflichtungen und Aufgaben öfter begegnete als Wohlstand, der sich auf militärische Erfolge gründete.

Auch in diesem Fall könnte man Davies' "Register" (das nur 6 bis 7 Vorkommnisse dieser Art aufzählt) um etliche Namen und Tatsachen erweitern. So soll Gagnopos angeblich dank seiner Rednerbegabung sowie der Ausübung von Staatsämtern und auf Kosten der öffentlichen Hand sein Glück gemacht haben.<sup>9</sup> Ähnliches trifft zu für Archedemos aus Peleke (X., Mem. 2,9,4,6,7 f. und Lys. 14,25; s. die politische Karriere nach PA 2326), Megakles (Schol. Ar., Pl. 614, 617 - eine unsichere Quelle: Davies, S. 381, 384), Kleophon (Lys. 19,48; vgl. Pl. Com. fr. 57; PA 8638. - Wenn Lysias berichtet, daß man nach Kleophons Tod keinen "Pfennig" in seinem Hause auftreiben konnte und seine Verwandten allgemein als arm galten, so will das nichts besagen, obwohl man sich des Umstands gern für eine "Rehabilitierung" Kleophons bedient.), Nikomachos (Lys. 30,2,26 f.; PA 10 934), Pamphilos (Davies, S. 365), Demophanes (PA 3651), Epigenes (PA 4778) und Kleisthenes (PA 8525; Lys. 25,25 f.), Androtion (D. 22,49; 24,8,111; 161 f.; Davies, S. 33 f., wo diese Anklage unberücksichtigt bleibt, Aristogeiton, (Ps.-D. 25,37,41,47,49 f., 52; Din. 2,1,17; vgl. Hypoth. Ps.-D. 25 und Din. 2,12; PA 1775), Melanopos

<sup>9</sup> Greek Literary Papyri. Texts, Translations and Notes, hg. v. D. L. Page, Bd. 1: Poetry, London 1941, S. 38, Z. 31 - 33; Davies, S. 228. - Es handelt sich übrigens hier um eine etwas unverständliche Stelle.

D. 24,112,127; PA 9788), Euboulos (D. 3,29 cum schol.; Ath. 4,166 d; PA 5369), Phrenon (D. 3,29 cum schol.; vgl. D. 19,114,145,229,309; PA 14599), Pytheas (D., ep. 3,29 f.), Demetrios von Phaleron (Davies, S. 107, 109; Ael., VH 9,9). Zu Hyperbolos äußerten wir uns schon; seine Leidenschaft für Gerichtsprozesse dürfte kaum ganz uneigennützig gewesen sein - Ar., Ach. 846 f.; Nu. 874 - 876. Auch ist die Laufbahn des Kallistratos kaum so blütenweiß gewesen, wie sie uns Davies schildert (S. 280; vgl. Ath. 3,166 e und Isoc. 8,22).

Davies ließ sich, wie bereits gesagt, von formalen Gesichtspunkten leiten, wenn er auf die Erwähnung der einzelnen Anklagen keinen besonderen Wert legte bzw. sie ganz und gar mit Schweigen überging; die meisten dieser Personen nahm er gar nicht erst in sein "Register" auf. Andererseits scheint mir hier eine gewisse "ökonomische Vorprogrammierung" ausschlaggebend gewesen zu sein, die den außerökonomisch erworbenen Reichtum als unwesentlich, zufällig, als Ausnahme und eigenartige Anomalie abtat. Möglicherweise aber müssen wir gerade den modernen Begriff des Anomalen in sein Gegenteil verkehren, um das Normale im antiken Athen zu verstehen?

Unaufhörlich stoßen wir in den athenischen Quellen auf Beschuldigungen gegen Demagogen und Redner, die sich "am Staat" (oder auch "am Volk" bzw. "an der öffentlichen Hand") bereichert haben, wobei der betreffende Personenkreis den oben beschriebenen bei weitem übertrifft. Die zahllosen Vorwürfe wegen Amtsmißbrauchs, Bestechung, vielfältigen "Diebstahls" öffentlicher Mittel lasse ich beiseite, da sie nicht unmittelbar hierhergehören.

Man könnte dem entgegenhalten, daß solche Anklagen im athenischen politischen Leben und Schrifttum gang und gäbe waren, und man ginge dabei nicht einmal fehl. Es erhebt sich die Frage, ob diese "ideologische" Norm nicht eine Folge der sich aus Situationen und Verhaltensweisen ergebenden Norm sei? Selbstverständlich dürfen wir im politischen und finanztechnischen Mechanismus Athens kein vollendetes System erblicken. Doch meine ich behaupten zu können, daß die grundsätzlichen Voraussetzungen für den allgemeinen Mißbrauch nicht hier entstanden sind. Eine eingehende Betrachtung der Reichtumsbildung auf "politischem Wege" macht die ungeheure Rolle des Zustroms von Geldern nach Athen von außen deutlich und hebt die Bedeutung der Metoiken, "Fremden" und "Bündner" sowie der zwischenstaatlichen Beziehungen in diesem Zusammenhang hervor. Diese Faktoren schufen eine für Bereicherungen aller Art außerordentlich günstige Situation, in der die Staatsmittel nur von untergeordneter Bedeutung waren, während zwischen der Unterschlagung von unmittelbaren Polisgeldern und den verschiedenen Freundschaftsgaben ausländischer Herrscher eine Vielzahl von halboffiziellen Zwischenstufen bestand. Möglicherweise entschärfte dieser Umstand die folgensweren Konsequenzen für die athenischen Staatsfinanzen und verlieh der Gesellschaftsstruktur Athens eine gewisse Festigkeit.

Einige Zahlenangaben belegen die hervorragende Bedeutung dieser Art von "Unternehmertum" innerhalb der athenischen Vermögensverhältnisse. Das Vermögen Kleons (Davies, S. 319) wurde auf 50 Talente beziffert. Obwohl Davies die politische Tätigkeit als Faktor der Reichtumsanhäufung ernst nimmt, mißt er letztlich doch der "inheritance", also der vielberufenen "Gerberwerkstatt" größere Bedeutung zu. Natürlich reizt es den Forscher, das wahre Verhältnis dieser beiden Einkommensquellen zu ergründen. Einiges Licht bringen die gegen Kleon erhobenen Anklagen wegen Bestechung und Unterschlagung in das Dunkel: Hier werden 5 und 10 Talente genannt (Ar., Ach. 5 f.; Eq. 438). Wir schließen nicht aus, daß diese Zahlen übertrieben, vielleicht sogar eine Ausgeburt der Phantasie sind, doch bezeichnen sie die diesem Politiker offenstehenden Möglichkeiten: Nichts spricht gegen ihre Wahrscheinlichkeit. Demades' Einkünfte betrug mehrere Dutzend Talente (Davies, S. 100). Dasselbe gilt - wenn nicht sogar in größerem Maß - für Demosthenes (Davies, S. 134).

Weniger bedeutende Politiker natürlich mit bescheideneren Einkünften (vgl. zu Aischines Davies, S. 547). Andererseits tummelten sich auf der politischen Arena Athens Dutzende von Rednern, die uns fast unbekannt bleiben. Aus welchem Grunde wohl sollten sie vom gewohnten Schema abgewichen sein? Leute wie Aristoteles oder Phokion kommen in jeder Gesellschaft vor, aber gewiß immer in der Minderheit.

Reichtum, der auf politischen oder militärischen Erfolgen beruhte, erwies sich in der Regel als unbeständig und kurzlebig. Obwohl er leichter als ein durch beständige und gewissenhafte Wirtschaftsführung erlangter Wohlstand zu schaffen war, barg er zugleich manchen Unsicherheitsfaktor (s. den bezeichnenden Dialog zwischen Moschion und Dauos bei Men., Peric. 89 - 93). Offenbar häufig kam es vor, daß jemand unter Mitnahme von Geldern flüchtete (And. 1,92; X., Vect. 20 f.; D. 22,17). Die Kehrseite einer solchen Rücksichtslosigkeit bei der Wahl der Mittel drückte sich natürlich in einer gewissen "Mißachtung" jedem "außerökonomisch" erworbenen Reichtum gegenüber aus. Die Unsicherheit und Kurzlebigkeit solchen Wohlstands rechtfertigt aber keineswegs seine Unterschätzung als stimulierender Faktor des gesellschaftlichen Lebens. Es scheint daher um so weniger geraten, diejenigen aus den Reihen der Reichen zu "streichen", die sich schon bald vor die Tatsache einer Enteignung gestellt sahen. Es dürfte hinlänglich bekannt sein, daß z. B. die Mitglieder des "Rates der Dreißig" ihre Macht zur persönlichen Bereicherung nutzten (Lys. 12,8 - 11; vgl. 56; 25,30; D.S. 14,5,5). Möglicherweise gehörten einige von ihnen eine Zeitlang zu den reichsten Bürgern Athens (wie dann später Demetrios von Phaleron, Lachares und Anthenion). Es ist überhaupt nicht von Bedeutung, daß sie diesen Reichtum nur kurze Zeit besaßen. Auch Nikophemos und Aristophanes schwelgten nicht lange in den Genüssen des Reichtums: Ich sehe keinen prinzipiellen Unterschied, obwohl ich die Gründe verstehe, die Davies veranlaßten, die "Tyrannen" nicht in sein "Register" aufzunehmen. Reichtum vermochte sich offenbar im Athen des 5. und 4. Jh. v. u. Z. nicht zu halten. Das Eigentum als solches galt als sicher, obwohl auch hier Abstriche gemacht werden müssen.

Der Griff in die Staatskasse, die Ausnutzung von Macht und Einfluß zum Zwecke der Bereicherung nahm in dieser Gesellschaft ungeheure Ausmaße an. Doch nicht allein in Athen, auch weit darüber hinaus sah man darin einen Grundbestandteil des gesellschaftlichen Lebens (vgl. die halb ironisch, halb ernst gemeinte Bemerkung des Lakedaimoniers Chairesophos in X., An. 4,6, 16: Die Athener verstehen sich meisterhaft auf das Stehen öffentlicher Mittel.).

Erwartungsgemäß finden wir im politischen Leben jene Konkurrenz nach der wir so vergeblich im Bereich der Wirtschaft suchten. Als einen nicht allein aus politischen Gründen geführten Kampf müssen wir die beständigen Auseinandersetzungen der Redner einstufen; der Wettstreit um die Besetzung der Ämter, der Ämterkauf zum Zwecke einer doppelten Kompensation (X., Mem. 3,5,16; Lys. 19,57; Isoc. 12,145; Aeschin. 1,106, vgl. 107; vgl. zur Steuerpacht Plu., Alc. 5, und And. 1,133 f.) - darin scheint sich diese Konkurrenz niedergeschlagen zu haben. Hier zeigt sich auch die Tendenz zur Errichtung eines Monopols am deutlichsten.

Zu den wichtigsten Sphären "außerökonomischer" Reichtumsbildung zählen das Kriegswesen, die politische Tätigkeit und die öffentlichen Finanzen. Doch erschöpft sich die Vielfalt der Quellen darin keinesfalls: Wir besitzen genügend Zeugnisse über die verschiedensten Arten der Vermögenserwerbung.

Hinsichtlich der "freien Berufe" entsteht der Eindruck, als lägen die Einkünfte der Künstler und Bildhauer im allgemeinen unter denen der Philosophie- und Rhetoriklehrer (Pl., Men. 91 d; vgl. die interessanten Überlegungen in Lucian., Vita 7 - 13), obwohl Pheidias sicher reich war, wäh-

rend der Wohlstand des Praxiteles und seiner Nachkommen gar keinem Zweifel unterlag (Davies, S. 287 f.; Davies Vermutung über den Bildhauer Jasos auf S. 242 scheint falsch zu sein.) Von den Rhetoriklehrern nennt Davies nur Isokrates (S. 246). In dieser Frage beziehen sich die Quellenzeugnisse hauptsächlich auf Nichtathener: Protagoras, Gorgias, Prodikos und Hippias (z. B. Pl., Hp.Ma. 282 be; Cra. 391 c; X., Smp. 1,5; Diod. 12,53,2). Isokrates' Widerlegungen zum Thema sind stark tendenziös (Isoc. 15,155 f.). Das Beispiel des Deinarchos zeigt, daß die Logographen gut verdienten (Ps.-Plu., Mor. 850 cd; vgl. D.H., Din. 2), aber auch die Ärzte (Arist., Pol. 1258 a 10 - 14; vgl. die Geschichte des Demokeides - Hdt. 3,125 - 137), die Dichter (Schol. Ar., Pl. 84), die Schauspieler (Isoc. 15,157), die Sänger (Ath. 623 d) usw.

Bemerkenswerterweise begegnet in der athenischen Literatur relativ häufig das Motiv der Eheschließung mit einer reichen Erbin oder mit einer auf gute Mitgift hoffenden Frau (eine Ausnahme bildet Alkibiades, wo die Mitgift 10 Talente betrug - Ps.-And. 4,13; vgl. Plu., Alc. 8,3; vgl. ebenfalls And. 1,119; Lys. 19,14,16; Ps.-D. 45,74; D. 47,41; Aeschin. 1,95; 3,172 - zu Gelon und Demosthenes d. Ä. vgl. Antiph. fr. 329; Anaxandr. fr. 52; Diod. Com. fr. 3; Philippid. fr. 28; Men., Epit. 8 f.; Kithar. 35 - 37 und fr. 1; 333; 579; 582; 593; Marcellin., Vita Th. 19 f.). Auch hier macht sich die "Konkurrenz" bemerkbar (Ar., V. 583 - 586; Isoc. 16,31).

Nirgendwo (obwohl sich dies natürlich nur sehr schwer stichhaltig beweisen ließe) hielt man materiellen Wohlstand und Vermögensbildung unverhohlener für eine Folge von Erpressungen als in Athen (allgemein - Sol. fr. 4,9; Cratin. fr. 208; Crates Com. fr. 42; Ar., Ec. 603,608; Pl., 30 f.; 502 f.; 754 f.; 781; 804 f.; Men., Kol. 43 - 45). Zu den bisher genannten Fällen ließen sich weitere hinzufügen. Diese Zeugnisse reflektieren häufig die psychisch bedingten Stimmungen und die tendenziösen Momente bei politischen oder juristischen Gegnern. Doch enthielten sie offensichtlich einen gewissen objektiven Kern; Hörer und Leser empfanden sie als wahrheitsgetreu. Mir scheint, daß es sich hierbei nicht nur um Mängel und Unzulänglichkeiten des athenischen Rechtswesens und der politischen Struktur handelte. Möglicherweise lagen diesen Erscheinungen sozialökonomische Faktoren zugrunde, die sie mit anderen, allgemeinbekannten Besonderheiten der athenischen Gesellschaft verbanden: den unzähligen Geschenken und Bestechungen, dem Leben auf Kosten anderer, den Hilfsaktionen für Freunde und der Manier, "das Geld zum Fenster hinauszuerwerfen". Die entscheidende Grundlage dafür bildete m. E. ein U b e r f l u ß a n f r e i e n M i t t e l n . In gewisser Hinsicht spielten alle Faktoren, unabhängig von ihrer Beurteilung aus moralischer Sicht, eine positive soziale Rolle: Stetig und in steigendem Maße begünstigten sie die U m v e r t e i l u n g d e s E i g e n t u m s und schlossen damit an das von der athenischen Demokratie entwickelte System an, Druck auf die Reichen auszuüben. Es waren schließlich in erster Linie die großen Vermögen, die zum Handeln befähigten, während das Endziel in einer Entschärfung der durch die Vermögensunterschiede entstandenen Situation bestand.

Betrachtet man also die athenischen Quellen losgelöst von unseren sozialökonomischen Vorstellungen und das alte Athen aus der Sicht seiner damaligen Bewohner und gesteht man ferner dem so entstandenen Bild eine gewisse Wahrheitstreue zu (unter Ausschluß möglicher Vorurteile und Analogien), so muß man die Herausbildung von Reichtum oder gar "Überreichtum" als vorwiegend "außerökonomischen" Prozeß konstatieren. Dies bedeutete zwangsläufig eine Übertragung der politischen Demokratie auf die Vermögensverhältnisse: Die entscheidende Rolle spielte nicht der Besitz von Produktionsmitteln bzw. ein "ursprüngliches Kapital", sondern eine gewisse "Gleichheit der Möglichkeiten". Es handelte sich selbstverständlich nicht um eine absolute Gleich-



heit: Als "Hebel" diente auch hier häufig das Geld, wobei die Ausmaße seiner Anwendung weitaus geringer waren als in der bürgerlichen Gesellschaft. Wie in manch anderer Hinsicht erwies sich die Antike auch hier wieder als überaus "natürlich".

Einige charakteristischen Quellenbelege der athenischen und griechischen Literatur bestätigen uns das Verhältnis von "produktiven" und "unproduktiven" sowie von ökonomischen und außerökonomischen Einkommensposten, so wie es sich uns aus den bekannten verschiedenen Möglichkeiten der Reichtumsbildung darstellt. Offenbar handelte es sich hierbei um einen Grundbestandteil altgriechischen Weltverständnisses und altgriechischer Lebensweise.

Die Literatur bietet uns also eine Skala von Wertvorstellungen, wie sie von der intellektuellen Elite vertreten worden sind. Sie dürfte aber ebenso der öffentlichen Meinung entsprochen, ja, diese sogar weitgehend selbst mitgeprägt haben. Gewiß griffen auch andere kulturell-soziale Schichten in dieses System modifizierend ein, ohne es jedoch von grundauf zu verändern bzw. ihm ein anderes, in sich geschlossenes Denkmodell entgegenzusetzen. Die intellektuelle Elite verfügte nicht nur über alle Voraussetzungen zur Schaffung einer solchen Wertskala, sondern hielt - sozial gesehen - eine Position der Mitte, die sie geradezu für eine Synthese der verschiedenen gesellschaftlichen Auffassungen prädestinierte.

Danach bewegte sich das Leben der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung - also der kleinen Handwerker und Händler, der Hafendarbeiter, Seeleute usw. - in solchen Bahnen, die weit unterhalb der Norm lagen, war also dem Los der Sklaven vergleichbar und hatte letzteren gegenüber nur einen einzigen Vorteil: die Nutzung der Bürgerrechte. Schwieriger gestaltete sich das Verhältnis zu den kleinen Bauern, da man diese - sie idealisierend - mit dem von den Alten so geschätzten Autarkiegedanken in Verbindung brachte, der ein Gefühl von Unabhängigkeit verleihen mußte. Beide Schichten erwiesen sich notwendigerweise als "ökonomieverbunden", doch ihre Arbeit und ihr Eigentum galten als Grundlage ihrer eigenen Existenz (z. B. Ar., Av. 1430 - 1432; Pl. 613 - 618; Men. fr. 62).

Die Philosophen und Schriftsteller erkannten in der gehobenen Mittelschicht, die wohlhabend genug war, um sich von der Teilnahme am Arbeitsprozeß freizumachen und sich kulturellen bzw. politischen Lebensfragen, die der Öffentlichkeit zugute kamen, zu widmen, ihr Ideal und ihre Norm. Es handelte sich ungefähr um jene Schicht, die wir etwa aus den Reden des Isaios kennen. Ihr Wohlstand beruhte auf wirtschaftlicher Tätigkeit, die Einkünfte waren produktiver Art, doch deutet alles darauf hin, daß sie so gut wie nichts mit den "Mittelschichten" der kapitalistischen Gesellschaft gemein hatte: Dies nicht allein deswegen, weil diese Leute Sklaven ausbeuteten, sondern weil in der Regel nicht ihr Eigentum die Quelle der Akkumulation bildete.

Ganz charakteristisch ist eine Stelle bei Aischines: Als Timarchos den väterlichen Besitz, also auch Grundstücke und Handwerkersklaven veräußerte, erwarb er nichts, was das Verkaufte ersetzen könnte. Er legte sein Geld weder in Gruben an, noch behielt er sein eigenes bzw. sein Mietshaus, auch kein Grundstück, keinen Sklaven, kein verliehenes Geld, nichts von dem, was "anständigen Leuten" die Existenz sicherte ( $\alpha\phi' \ \acute{\omega}\nu \ \alpha\nu\theta\rho\omega\pi\omicron\iota \ \mu\eta \ \kappa\alpha\kappa\omicron\upsilon\rho\gamma\omicron\iota \ \zeta\omega\sigma\iota\nu$  - Aeschin. 1,105). Zwei Dinge erregen unsere Aufmerksamkeit: einmal eine vollkommene Gleichgültigkeit dem ökonomischen Faktor als solchem gegenüber, also die Haltung eines "Rentiers", nicht aber die eines Unternehmers; zum anderen die Auffassung vom "produktiven" Eigentum lediglich als Grundlage eines anständigen Auskommens.

Das bereits erwähnte Gespräch zwischen Moschion und Dauos zeigt deutlich den Anteil von "produktivem" und "unproduktivem" Einkommen im Prozeß der Reichtumsbildung. Dauos entscheidet die Frage für sich so, daß er jede politische oder kommerzielle Laufbahn deswegen ausschlägt, weil sie zwar zu



schnell, aber daher auch um so riskanterem Wohlstand verhilft. Er gibt dem Kleinhandel auf der Agora den Vorzug, bei dem man wohl kaum Reichtümer erwerben kann, sich aber dafür seines Lebens sicher ist (Men., Peric. 85 - 95).

Ich sprach bereits davon, daß die "Ökonomik" in der Regel dazu diene, den nicht in ihrem Rahmen geschaffenen Reichtum zu erhalten. Hypereides erzählt davon, wie sich Ariston durch Zuträgereien Geld machte. Er legte es in Sklaven an, durch deren Erwerb er sich ein festes Einkommen sicherte: pro Sklave 1 Obolos täglich (Lyc. fr. 4 B,2). Dies veranschaulicht sehr plastisch jene Anekdote, die man sich von Epameinondas erzählte: Angeblich schlug er seinem Schildträger, der einem reichen Gefangenen eine bedeutende Summe abgenommen hatte, vor, er möge sich doch nun einen Laden (καπηλεῖον) kaufen und dort bleiben, da er, reich geworden, sich gewiß keinen Gefahren mehr aussetzen möchte (Ps.-Plu., Mor. 194 a; Ael., VH 11,9).

Wer also seinen Wohlstand auf fleißige Arbeit und Sparsamkeit gründete, mußte auf solchem Hintergrund fast anomal wirken (z. B. die bereits zitierten Stellen bei Pl., Men. 90 b und Ps.-D. 45,81; vgl. Men., Kol. 43 - 45; Suid., E 178). Ohne in diesem Zusammenhang gleich von "Gesetzmäßigkeit" sprechen zu wollen, können wir für die griechische Gesellschaft eine paradoxe Regel konstatieren (die im übrigen nicht nur für die Antike typisch war): Je weniger Reichtum mit dem Bereich der eigentlichen Wirtschaft, Produktion bzw. Arbeit verbunden war, um so leichter und vollkommener vollzog sich die Reichtumsbildung selbst. In seiner wohl ernsthaft gemeinten Liste verschiedener Einkünfte betonte der Philosoph Kratetos vorsichtig diesen Gedanken (D.L. 6,86). Reichtum wurde weniger von denjenigen, die ihn besaßen geschaffen, als vielmehr von ihnen erworben. Die Art und Weise dieses Prozesses veränderte sich im Lauf der Zeit, dem Wesen nach blieb alles beim alten.

Die nächstliegenden Gründe sind wohl in den sogenannten "Strukturbesonderheiten des Kapitals" zu suchen: Diese Gesellschaft besaß einfach zu wenig Produktionsmittel, zu viele Sklaven und noch viel mehr Geld. Unter solchen Bedingungen entwickelte sich Vermögen vorwiegend in Geldform und auf "außerökonomischem" Wege. Es erübrigten sich sämtliche Ausgaben, die der Finanzierung eines Unternehmens dienten, und die Reichtumsbildung vollzog sich relativ unkompliziert. Sie hing mehr als in jeder anderen Gesellschaft von den persönlichen Eigenschaften des einzelnen und den mehr oder weniger glücklichen Begleitumständen ab. Ein vergleichbares, wenn auch nicht in vollem Maße zutreffendes Beispiel sähe ich im Zeitalter der großen Entdeckungen und Kolonialeroberungen. Wenn man den Fund eines Schatzes als normale Quelle der Vermögensbildung akzeptierte (Ar., Av. 599 - 602), dann dürfte dies wohl ein Zeichen dafür sein, wie leicht Wohlstand zu erringen war.

Es gehört seit langem zu den Topoi der wissenschaftlichen Literatur, daß sich die athenische Gesellschaft im 4. Jh. v. u. Z., als die Einkünfte von außen zu versiegen begannen, gezwungen sah, auf innere Reserven zurückzugreifen. In bezug auf die Staatsfinanzen mag dies ja stimmen. Ich bin aber keineswegs sicher, daß diese Vorstellungen so der Wirklichkeit entsprechen und man im Fall der wichtigsten Wirtschaftszweige tatsächlich eher von Wachstum als von Stagnation sprechen kann. Auch hier scheinen Ideen und Vorstellungen aus dem Erfahrungsbereich der modernen Geschichte Pate gestanden zu haben. Verfügen wir wirklich über ausreichendes Material, um die Entwicklung (bzw. ebenso den Niedergang) der Produktion im Verlauf des 5. und 4. Jh. v. u. Z. beurteilen zu können? Haben wir es bei den Versuchen, irgendwelche größeren Veränderungen in der Wirtschaft dieser Periode nachweisen zu wollen, nicht eher mit ausgemachten Spekulationen zu tun? Von Handwerk und Landwirtschaft wissen wir einfach nicht, inwiefern sie gewachsen sind bzw. auf dem gleichen Stand blieben. Für Bergbau und Handel läßt sich nicht ausschließen, daß dank neuer Quellengattungen der handschrift-

lichen und epigraphischen Überlieferung im 4. Jh. v. u. Z. wesentliche Veränderungen in ihrer Entwicklung erschlossen werden können. Gesichert scheint einzig und allein die Tatsache einer zunehmend komplizierter werdenden Finanzführung. Die Gründe dafür lagen aber möglicherweise ganz außerhalb der eigentlichen Wirtschaftssphäre.

Unter Bezugnahme auf unsere Fragestellung sollte man m. E. für die Zeit des 5. und 4. Jh. v. u. Z. ein Anwachsen der "außerökonomischen" vermögensbildenden Formen vermuten. Dies hatte bereits Isokrates begriffen (7,24 f.). Neue Möglichkeiten eröffneten sich vor allem auf dieser Linie, insbesondere mit der Entfaltung von Kultur und Luxus, wo es in der Tat einen "Fortschritt" gegeben hatte.

Die Briefwechsel

(Übersetzt von Jelena Funck)

von Jürgen Kuczynski/Franklin F. Mendels

Das Problem der Proto-Industrialisierung spielt in der Diskussion des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus heute eine große Rolle. Insbesondere in den USA, der BRD und in Großbritannien.

Die Prägung des Begriffs stammt von Franklin F. Mendels, einem führenden amerikanischen Wirtschaftshistoriker.

Das Problem findet sich teilweise seinen Niederschlag in der Diskussion über die Einschätzung der Herausbildung kapitalistischer Elemente in der ökonomischen Welt vor dem 18. Jh., die gegenwärtig unter Historikern bzw. Wirtschaftshistorikern in unserer Republik geführt wird.

Wir meinen darum, daß der folgende Briefwechsel zwischen Jürgen Kuczynski und F. F. Mendels die Leser des "Jahrbuchs für Wirtschafts- und Sozialgeschichte" interessieren wird.

Die Redaktion

## DISKUSSIONEN

### Zum Problem der Protoindustrialisierung

#### Ein Briefwechsel

von Jürgen Kuczynski/Franklin F. Mendels

Das Problem der Proto-Industrialisierung spielt in der Diskussion des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus heute eine große Rolle, insbesondere in den USA, der BRD und in Großbritannien.

Die Prägung des Begriffs stammt von Franklin F. Mendels, einem führenden amerikanischen Wirtschaftshistoriker.

Das Problem findet auch teilweise seinen Niederschlag in der Diskussion um die Einschätzung der Herausbildung kapitalistischer Elemente in der deutschen Wirtschaft vor dem 19. Jh., die gegenwärtig unter Historikern bzw. Wirtschaftshistorikern in unserer Republik geführt wird.

Wir meinen darum, daß der folgende Briefwechsel zwischen Jürgen Kuczynski und F. F. Mendels die Leser des "Jahrbuchs für Wirtschaftsgeschichte" interessieren wird.

#### Die Redaktion

Lieber Professor Mendels!

Endlich komme ich dazu, Ihnen betreffend die "Proto-industrialization" zu schreiben. Natürlich nicht zu spät, denn diese Thematik wird uns Wirtschaftshistoriker noch lange beschäftigen. Haben doch Ihre Arbeiten wie die von Charles Tilly - genau wie vor 40 Jahren die von Hill, Dobb, Sweezy, Takahashi und mir - das Studium des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus ganz außerordentlich angereicht.

Wenn ich im Folgenden gegen Ihre "Proto-industrialization: Theory and Reality"<sup>1</sup> polemisiere, mich weder mit dem Begriff noch seinem Inhalt einverstanden erklären kann, so möchte ich vorausschicken, daß ich talentierte Fehler (und ich hoffe, daß ich auch einige gemacht habe) für den Fortschritt der Wissenschaft für außerordentlich fruchtbar und darum auch begrüßenswert halte. Wenn ich auch selbst dazu nicht mehr in der Lage bin, so hoffe ich doch sehr, daß ein jüngerer Erforscher der Wissenschaftsgeschichte uns bald ein "Fruchtbarer Fehler" betiteltes Werk schenken wird.

Beginnen wir mit dem Begriff Proto-industrialization. Unter Industrialization verstehen wir doch heute allgemein den Aufbau und Ausbau einer maschinell betriebenen Produktion und Proto kann doch in diesem Zusammenhang nur "Vor" im Sinne von Vorstufe oder "ursprünglich" bzw. auch "primitiv" heißen.

Meiner Ansicht nach - und sicher auch Ihrer - kann im 16., 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jh. von einer maschinellen Produktion nicht die Rede sein. Wir nennen sie vielmehr im deutschen Sprachgebrauch gewerbliche, im amerikanischen non-agricultural Produktion. Jedoch sind nicht nur die Arbeitsinstrumente ganz andere als in der Industrie, sondern auch das Eigentum an ihnen ist grundverschieden. In der modernen Industrie, wie sie sich im Kapitalismus entwickelt hat, gehören die Arbeitsinstrumente dem Kapitalisten, in der damaligen Zeit dem Arbeiter. In Deutschland heirateten nicht wenige arme Weber, wenn jeder Ehepartner über einen Webstuhl verfügte, auch wenn sie kein Bett in die Ehe mitbringen und auch keines kaufen konnten. Überdies waren die gewerblichen Arbeiter auf dem Kontinent vielfach noch feudal gebunden. In jedem Fall handelt es sich bei ihnen im Grunde um eine Art Handwerker.

Daß eine kleine Minderheit der gewerblichen (non-agricultural) Arbeiter zeitweise auch in zentralen Manufakturen arbeitete, kann meiner Ansicht nach auch kein Argument für eine Vorstufe der Industriearbeit sein, denn Manufakturen gab es auch im alten Griechenland, im Römerreich, in Syrien, Ägypten und im Irak zur Zeit der Blüte der Araberreiche - Manufakturen, die in der Antike mit Sklaven und Freien, in den Araberreichen mit bäuerlichen und handwerklichen Staatsfronden betrieben wurden.

Das heißt, wir haben seit rund 2500 Jahren - wahrscheinlich noch länger, wenn wir an China und Indien denken - bisweilen und zeitweise eine in der Gesamtwirtschaft durchaus merkliche gewerbliche oder non-agricultural Produktion, die keineswegs eine Vorstufe der Industrialisierung im Sinne der kapitalistischen Industrieproduktion darstellt und die sich nicht grundlegend von der etwa in Deutschland und Frankreich im 17. und 18. Jh. üblichen unterscheidet in dem Sinne, daß sie die kapitalistische Produktion mit freien Arbeitern, die über keine Produktionsmittel verfügen, nicht vorwegnimmt: beide tun es nicht.

1 Eight International Economic History Congress, Budapest 1982, "A" Themes.

Schwierigkeiten gibt es natürlich bei der Einordnung der Entwicklung in England. Im Gegensatz zu Coleman habe ich seit langem mit Nef von einer Ersten Industriellen Revolution von 1540 bis 1640 geschrieben. Ich war verleitet, Nef zu folgen, weil es sich dabei nicht selten um eine kapitalistische Produktion, mit freien Arbeitern und beachtlichen Kapitalanlagen, handelt. Heute glaube ich, ich hätte entweder von einer kapitalistischen gewerblichen (non-agricultural) Revolution oder von einer Proto-industrialization sprechen sollen. Denn hier trifft Ihr Begriff zumindest für die Produktionsverhältnisse, als Vorstufe für Industrie als maschinelle Produktion zu.

Natürlich haben Sie ex post facto insofern mit Ihrer Theorie recht, als in zahlreichen Ländern Europas, etwa in Frankreich und Deutschland, der Entwicklung, die Sie Proto-industrialization nennen, eine kapitalistische (maschinelle) Industrieproduktion zeitlich folgte. Aber in früheren Zeiten, weder in der Antike noch in den genannten arabischen Reichen, war das der Fall, noch wohl auch in Italien und Spanien des 15. und 16. Jh. Und, wie Sie selbst bemerken - was für ein echter, mit den eigenen Auffassungen unbarmherzig kritischer Wissenschaftler sind Sie doch! und welche Freude ist es darum auch, mit Ihnen einen Meinungsstreit zu führen! -, führt das, was Sie Proto-industrialization nennen, in der Region, in der wir sie beobachten, keineswegs notwendigerweise zur "echten" Industrialisierung.

Mit Recht schränken Sie ein, daß die Proto-industrialization die "echte" Industrialisierung erleichterte, nicht mehr; ihr den Weg ebnete, wie Sie auch bemerken. Und Sie erwähnen auch, daß Kriedte darauf hingewiesen hat, daß Proto-industrialization das Aufkommen der maschinellen Industrieproduktion verzögert haben kann, worauf auch schon Engels hinsichtlich der Hausindustrie in Deutschland hingewiesen hat.

Wenn dem aber so ist, warum dann die meiner Ansicht nach so untaugliche Formulierung Proto-industrialization. Wenn Sie sagen würden, daß die Ausdehnung der gewerblichen (non-agricultural) Produktion während des 16., 17. und im 18. Jh. im Gegensatz zu früheren solchen Ausdehnungen überall dort, wo die feudalen Zustände in Landwirtschaft und Industrie abgeschafft wurden und eine Klasse freier Arbeiter ohne Eigentum an Produktionsmitteln entstand, also sich kapitalistische Produktionsverhältnisse herausbildeten, gegen Ende des 18. und im 19. Jh. zur "echten" Industrialisierung geführt hat, dann wäre ich völlig mit Ihnen einverstanden.

Was nun aber die von Ihnen mit in die Betrachtung gezogene Gestaltung der Verhältnisse in den Entwicklungsländern, insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jh. betrifft, so kann, meiner Ansicht nach, die Gestaltung der Verhältnisse auf dem europäischen Kontinent vor 1800 doch kaum als Paradigma dienen. Und zwar einmal nicht, weil eine ausgedehnte gewerbliche (non-agricultural) Produktion in manchen von ihnen, wie etwa in Indien, doch viele Jahrhunderte hindurch gedauert hatte und die (echte) Industrialisierung ihnen dann von außen aufgezwungen wurde oder sie, insbesondere seit 1950, vielfach ohne jede ausgedehntere gewerbliche Produktion direkt zur Industrialisierung übergingen, teils auf kapitalistischem, teils auf, nennen wir es, vorsozialistischem oder gar schon sozialistischem Wege.

Also, um meine Einwände kurz zusammenzufassen:

Die Verhältnisse, die Sie proto-industrielle nennen, haben nichts direkt mit Industrie im modernen Sinne des Wortes zu tun und müssen nicht zu einer industriellen Revolution führen, können aber natürlich den Weg zur Industrialisierung erleichtern, wenn andere von mir genannte Bedingungen erfüllt sind, können aber auch der Industrialisierung hinderlich sein. Wenn die anderen von mir oben erwähnten Bedingungen nicht erfüllt sind, dann - und das hat die Geschichte der letzten 2500 Jahre erwiesen - können sie das nicht tun.



Verzeihen Sie die Länge dieses Briefes und zeigen Sie mir bitte, daß Sie das tun, indem Sie mir ebenfalls ausführlich mit Gegenargumenten antworten.

Mit sehr vielen Wünschen

Jürgen Kuczynski

Lange dauerte es, bis ich Ihren Brief nun beantworte. Ich war sehr erfreut, daß Sie Ihre Forschungsarbeit unterbrachen und sich die Zeit nahmen, eine kurze, aber sehr gedankenreiche und sorgfältig formulierte Kritik meiner Hypothese der Proto-Industrialisierung zu verfassen. Ich weiß das Wohlwollen und die Generosität, die Sie meinem kleinen Beitrag zur Wissenschaft entgegenbringen, sehr wohl zu schätzen. Gleichzeitig ist jedoch offenbar, daß der Abstand, der unsere Ansichten trennt, nicht verniedlicht werden darf.

Sie beginnen Ihre Stellungnahme mit einer semantischen Kritik des Begriffs der Proto-Industrialisierung. Per Definition verbinden Sie "Industrialisierung" mit "Maschinenindustrie" und bemerken, daß diese Definition heute gemeinhin akzeptiert werde. Ich kann Ihnen zustimmen, daß dies eine allgemeine Definition war und bleibt, aber es war gerade meine Absicht in den vergangenen Jahren, die Ansichten anzugreifen, die eine solche Definition impliziert, und dafür einzutreten, daß man einen Unterschied zwischen Industrialisierung und Mechanisierung machen muß. Sollten Sie diese beiden Konzepte von vornherein wieder gleichsetzen, dann würden Sie nicht nur das Wort Proto-Industrialisierung, sondern auch das Konzept, die Herangehensweise und die Hypothesen, die aus ihm folgen, als unannehmbar betrachten. Kurz, Sie würden die ganze Fragestellung ablehnen. Die Debatte über die Gültigkeit der Hypothese selbst wäre im voraus abgeschlossen.

Für mich ist Industrialisierung nur das Wachstum des Anteils von Industrie (und Dienstleistungen) an der Wirtschaftsleistung und der Beschäftigung. Das Wachstum der Industrie, das nach der Einführung der Mechanisierung und des Fabriksystems einsetzte, kann "moderne Industrialisierung" genannt werden. Historisch gesehen begleitete die Mechanisierung die Industrialisierung und wurde mit ihr ideenmäßig verbunden; das aber macht beide Phänomene nicht identisch! Ich habe argumentiert, daß die Industrialisierung europäischer Regionen gewöhnlich lange vor der Mechanisierung ihrer Industrien begann. Mehr noch, eines meiner Argumente ist, daß die Abwesenheit von Mechanisierung nicht einen Prozeß der Industrialisierung ausschließt - und das nicht nur nicht im Prinzip, sondern auch in historischen Einzelfällen, wie in der Schweiz für eine geraume Spanne des 19. Jh. Im Flandern des 18. Jh. und in vielen anderen Regionen gab es schon eine Art Industrialisierung, aber ohne Mechanisierung - übrigens, wie Sie anmerken sollten, auch ohne Urbanisierung, aber das nur nebenbei.

"Gewerbliche" oder "nicht-agrarische" Produktion sind in gewisser Weise auch hilfreiche Begriffe, aber sie lassen ein Element der Mehrdeutigkeit bestehen, das meiner Meinung nach den bestehenden Zustand der Konfusion verewigt. Deshalb muß ich diese Begriffe als schlechtere Alternativen gegenüber einem völlig neuen Wort, sei es nun Proto-Industrialisierung oder ein anderes, ablehnen. Für mich ist es kein Problem, daß die Begriffe "Handwerk", "gewerblich" und "nicht-agrarisch" offenlassen, ob die unmittelbaren Produzenten ihre Produktionsmittel besitzen oder nicht. Der Punkt ist vielmehr, ob die nicht-agrarische Produktion ländlicher Haushalte zum Eigenkonsum benutzt oder zum Verkauf auf dem Markt bestimmt wurde. Diese beiden Sachverhalte waren allerdings völlig verschieden.

Im ersten Falle (amerikanische Wirtschaftshistoriker haben ihn, der Analyse Gary Beckers folgend, die Produktion von "home goods" oder "Z-goods" genannt<sup>1</sup>) gab es keine Analogie oder Ähnlichkeit zwischen nicht-agrarischer

<sup>1</sup> Becker, Gary, A Theory of the Allocation of Time, in: Economic Journal, 1965, S. 493 - 517.

und kapitalistische Produktion. Es gab häusliche Produktion für häuslichen Konsum. Es gab weder Märkte noch Kapitalisten, höchstens etwas Tauschhandel zwischen Nachbarn.

Im anderen Falle begann die nicht-agrarische Produktion die Umrisse einer frühen, embryonalen Form des Kapitalismus anzunehmen insofern, als die bäuerlichen Produzenten nicht-agrarischer Waren in den Marktkreislauf einbezogen wurden - obwohl sie manchmal weiter ihre Produktionsmittel besaßen und deshalb weit davon entfernt waren, Proletarier zu sein. Da ihnen jedoch die notwendige Mobilität oder das unerläßliche Wissen über internationales Marketing fehlte und da große Umsätze durch Marketing und Transport erzielt werden konnten, waren sie nicht in der Lage, ihre Produkte ohne Zwischenhändler, d. h. profitmaximierende kapitalistische Kaufleute, die oft auch die Besitzer großer Mengen (zirkulierenden) Industriekapitals waren, an den Endverbraucher zu liefern. Tatsächlich ist eine der wichtigen Überlegungen, die es festzuhalten gilt, die Tatsache, daß einige der großen Vermögen im frühen modernen Europa auf der Basis dieser Art bäuerlicher Produktion gegründet wurden.

Ein Hauptunterschied zwischen unseren Denkweisen tritt so aus Ihrem Brief zutage. Sie messen dem Sachverhalt der Eigentumsverhältnisse höchste Bedeutung zu. Ihrer Ansicht nach sollten die unmittelbaren Produzenten (d. h. die bäuerlichen Produzenten nicht-agrarischer Waren für den Markt) nicht als Proletarier angesehen werden, wenn sie ihre Produktionsmittel besaßen, und sie sollten sozial gesehen nicht mit dem Begriff des Kapitalismus verbunden werden. Auf der anderen Seite messen Sie den Beziehungen zwischen den Produzenten und dem Markt sehr wenig Bedeutung bei, ja, Sie scheinen diese Frage zu ignorieren. Für Sie ist es daher schwierig, von früher Industrialisierung, ja selbst von Proto-Industrialisierung zu sprechen, ehe die Produzenten ihrer Produktionsmittel beraubt waren.

Unser Streit ähnelt somit dem zwischen Wallerstein und Brenner.<sup>2</sup> Wallerstein sieht, wie ich, die Existenz eines bestimmten Typs der Verbindung mit Handel und Markt als das Hauptkriterium für die Bestimmung des Beginns des Kapitalismus an, während Brenner soziale Beziehungen für wichtiger hält. Ich stimme mit Wallerstein in fast allen anderen Dingen nicht überein, aber dies ist ein Punkt, in dem unsere Ansätze zusammenlaufen. Unser Streit ähnelt auch dem zwischen Dobb und Sweezy, deren Beiträge Sie zu Beginn Ihres Briefes erwähnen. Auch Sweezy betrachtete (nach Pirenne) Märkte und Händler als wichtiger für die Bestimmung einer wirtschaftshistorischen Epoche oder eines Systems als Klassenbeziehungen und besonders als die Frage, wer die handwerklichen oder industriellen Produktionsmittel besaß, die für Dobb von entscheidender Bedeutung war.

Für mich ist die Abhängigkeit unmittelbarer Produzenten von Kaufleuten, die auch dann nicht zu leugnen ist, wenn sie die Produktionsmittel weiter als Eigentum besaßen, schon ausreichend, um eine solche soziale und ökonomische Situation wenn nicht als "Industrialisierung", so doch wenigstens mit einem Begriff zu bezeichnen, der eine Übergangssituation zwischen vorindustrieller und industrieller Gesellschaft ausdrückt. Ein Begriff mußte gefunden werden, der deutlich macht, daß jene Zeit sowohl einige Keime wie auch einige Merkmale der modernen Industriegesellschaft enthielt. Sie sehen, wie der Gedanke, jene Vorsilbe für "Industrialisierung" zu benutzen, entstand. Ich hatte die Arbeit von Freudenberger und Redlich über Proto-Fabriken

<sup>2</sup> Brenner, Robert, *The Origins of Capitalist Development: a Critique of Neo-Smithian Marxism*, in: *New Left Review*, 1977, S. 25 - 92; Wallerstein, Immanuel, *The Modern World System. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World Economy*, New York 1974.

zur Kenntnis genommen und entnahm ihr die Vorsilbe; nur die Vorsilbe, beile ich mich hinzuzufügen, denn als sie von Proto-Fabriken sprachen, bezogen sie sich auf frühe Formen der "machinofacture" und auf die Arbeitskräfte- und Kapitalkonzentration in zentralisierten Produktionsstätten, in denen in hohem Maße kapitalintensive Methoden angewandt wurden. Das ist fast die Antithese dessen, was ich für das Wichtigste in jenen Jahrzehnten, die der Industriellen Revolution vorangingen, halte.

Was mich vielleicht endgültig davon überzeugte, daß die marktorientierte ländliche Manufaktur etwas war, das schon der Industrialisierung - dem Kapitalismus, wenn Sie wollen - zu ähneln begann, war die Entdeckung ihrer demographischen Folgen. Hier unterscheide ich mich und weiche ab von den meisten orthodoxen marxistischen Historikern, die gewöhnlich demographische Fragen höchstens sehr oberflächlich behandeln, wenn sie diese nicht völlig ignorieren, da sie nicht glauben, daß demographische Mechanismen herangezogen werden können, um wichtige historische Probleme zu lösen.<sup>3</sup> Die "industriellen Dörfer" wuchsen nicht nur schneller und hatten eine höhere Heiratsrate als die anderen (das wußten wir schon aus früheren Studien von Chambers, Braun, Krause und Deprez), sondern zu meiner eigenen Überraschung war dies sogar erkennbar auf einer kurzfristigen Jahr-für-Jahr-Basis durch das Studium der Korrelationen zwischen jährlichen Heiraten und den Terms of Trade zwischen industriellen und agrarischen Preisen.

Frühere Arbeiten auf dem Gebiet der Wirtschaftsdemographie hatten bereits gezeigt, daß demographische Variablen auf die Getreidepreise vor der Industriellen Revolution reagierten - und danach auf Industriepreise und industrielle Beschäftigung. Ich versuchte jedoch zu zeigen, daß solche demographisch-industriellen Korrelationen schon eine recht lange Zeit vor dem Beginn der modernen Industrialisierung bestanden. Es geschah also wieder etwas in dieser Art ländlicher Gesellschaft, das die industrielle Welt vorzeichnete, ihr sogar zum Teil auf wesentliche Weise ähnelte.

Weiter wurde ich von der Tatsache beeindruckt, daß die ländlich-industriellen Arbeiter in Europa gemeinhin in verarmten Verhältnissen lebten und einen niedrigeren sozialen und ökonomischen Status besaßen als "Vollbauern". Sie waren sozial verwundbar, ökonomisch abhängig von den unverständlichen und unvorhersehbaren Unberechenbarkeiten der Angebot- und Nachfragesituation in entlegenen Märkten und in einer Position der Unterlegenheit gegenüber den örtlichen Händlern, selbst wenn sie Eigentümer ihrer Webstühle, Spinnräder und anderer Produktionsmittel waren. Auch hierin glichen sie, selbst wenn sie, genau genommen, noch keine Lohnarbeiter waren, schon den Proletariern, die wir üblicherweise mit der Industriellen Revolution und dem Aufstieg des Fabriksystems in Verbindung bringen. Ich meine, daß neuere Forschungen dies bestätigt haben.<sup>4</sup> Weiterhin, argumentiere ich, daß die oben erwähnte demographische Reaktion auf das Wachstum der ländlichen Industrie erklärt, warum ländlich-industrielle Arbeiter auch in ärmlichen Verhältnissen lebten, selbst wenn der Markt für ihre Produkte, d. h. die Konjunktur, ziemlich günstig war.

Dies ist ein zweites Gebiet größerer Meinungsverschiedenheit zwischen uns. In Ihrem Brief wird die Entstehung einer Klasse freier Arbeiter ohne Eigentum an Produktionsmitteln als eine notwendige Voraussetzung für "wahre" Industrialisierung bezeichnet. Ihr Schreiben vermittelt den Eindruck, als sei die Bildung einer solchen Klasse ein von ökonomischen Kräften unabhän-

3 Vgl. den neuen Artikel von Seccombe, Wally, Marxism and Demography, in: New Left Review, 1983, S. 22 - 47.

4 Vgl. Lequin, Yves, Les ouvriers de la région lyonnaise (1848 - 1914), Bd. 1: La formation de la classe ouvrière régionale, Lyon 1977.

Ergebnis, möglicherweise das Ergebnis von Zwang oder anderen politischen Prozessen. Wie Charles Tilly ausführte, enthält jedoch gerade die Theorie der Proto-Industrialisierung ein Modell für die Entstehung dieser Klasse.<sup>5</sup> Es besagt, daß die Entstehung des Proletariats kein autonomer, sondern ein durch den Prozeß der Proto-Industrialisierung geförderter Vorgang war. Das Industrieproletariat war nicht das einfache Ergebnis eines brutalen Prozesses der Enteignung glücklicher und friedlicher Bauern, noch war es allein das Resultat einer demographischen Expansion. Wohl gab es demographische Expansion, aber sie wurde selbst durch eine vorübergehende Expansion der marktorientierten ländlichen Industrie in Gebieten mit günstiger agrarischer Entwicklung ausgelöst. Einmal ausgelöst, wirkte dieser Mechanismus der Wechselwirkung durch einen Prozeß der Rückkopplung (feedback) oder der kreisförmigen Verursachung (circular causation) fort.

Sie führen sehr richtig aus, daß es nicht-agrarische Produktion wahrscheinlich schon 2500 Jahre vor der Industriellen Revolution gegeben habe, ohne daß eine solche Produktion den Aufstieg der kapitalistischen Industrie vorzeichnete. Aber waren solche Beispiele früherer Manufaktur gleichwertig dem, was ich Proto-Industrialisierung nenne? Ich muß Sie hier daran erinnern, daß meine eigene Definition der Proto-Industrialisierung, wie ich sie erstmals in meinem Artikel im "Journal of Economic History" 1972 und wiederum im General Report zum Budapester Kongreß 1982, den Sie zitierten, formulierte, eine dreifache ist. Proto-Industrialisierung ist nicht einfach eine Expansion ländlicher Industrie, nicht einmal einfach nur eine Expansion marktorientierter ländlicher Industrie; sie ist eine Expansion (1. und 2.) marktorientierter ländlicher Industrie, die dort stattfindet, wo es den Nachweis einer (3.) gleichzeitigen kommerziellen Entwicklung der Landwirtschaft in derselben Region gibt. Damit waren nicht alle Fälle ländlicher industrieller Expansion Fälle von Proto-Industrialisierung! Verschiedene neuere Forschungsbeiträge belegen dies, wozu im Budapester Report hingewiesen wurde, da sie zeigen, daß, wenn die Ausweitung der "cottage industry" im regionalen Kontext rückständiger und stagnierender Landwirtschaft stattfand oder wenn ihr Produkt ausschließlich für den örtlichen oder interregionalen Konsum bestimmt war, diese Expansion sich später als eine Sackgasse aus der Sicht der modernen Fabrikindustrialisierung erwies. Nach meiner eigenen Hypothese ist festzustellen, daß eine solche Expansion ländlicher Industrie, wie bedeutend sie unter verschiedenen Gesichtspunkten auch sein mag, keine echte Proto-Industrialisierung darstellte und daß deshalb die moderne Industrialisierung verzögert oder erstickt werden mußte; es war vorhersehbar, daß solche Regionen industriell zurückbleiben würden.

Eines der Dinge, die ich den vielen Artikeln und anderen Veröffentlichungen, die sich in letzter Zeit diesen Fragen zugewendet haben, entnehmen konnte, ist, daß die ursprüngliche Formulierung der Proto-Industrialisierungsthese einige Punkte im dunkeln ließ. Wie Sie völlig zu Recht in Ihrem Brief bemerken, habe ich tatsächlich niemals die Ansicht vertreten, daß die Proto-Industrialisierung sowohl notwendig als auch ausreichend für die Entstehung der modernen Fabrik-Industrialisierung sei. Ich behaupte, daß sie notwendig, nicht aber, daß sie ausreichend war. Schließlich gibt es eine ganze Anzahl von Beispielen für eine De-Industrialisierung im 19. Jh., wie z. B. die Bretagne, um nur eines zu nennen. Wie ich schon in meinem Artikel von 1972 angedeutet hatte, mußten andere Bedingungen gegeben sein, damit eine moderne Industrialisierung stattfinden konnte, selbst wenn das Feld durch eine vorübergehende Periode der Proto-Industrialisierung bereitet worden war. Solche Bedingungen waren z. B. Roh- und Brennstoffversorgung und das Vorhandensein risikobereiter Unternehmerkader. Weiterhin muß ich Ihnen zustimmen, daß, wenn die Proto-Industrialisierung sich innerhalb eines star-

<sup>5</sup> Tilly, Charles, *As Sociology Meets History*, New York 1981, S. 179 - 190.



ren, feudalen Gefüges entwickelte, wenn z. B. das Arbeitskräftepotential durch eine strikte Knechtschaft beeinträchtigt wurde, dann könnte der Übergang von der Proto-Industrialisierung zur modernen Industrialisierung gefährdet sein.

Tatsächlich weisen einige der Beiträge des Budapester Kongresses nun nach, daß sogar die demographischen Folgen der Proto-Industrialisierung nicht dieselben waren, wenn der soziale und brauchmäßige Kontext von dem in Westeuropa abwich. Sie werden sich, nach dem, was ich oben ausführte, erinnern, wie bedeutend diese demographischen Folgen innerhalb meines Modells sind. Was wir aus den Erfahrungen vergleichender Regionalgeschichte, die der Kongreß in Budapest vermittelte, schließen können, ist, daß der geographische Raum, für den das Modell als gültig erachtet werden kann, umrissen werden muß. Gestatten Sie mir, dazu den General Report zu zitieren: "... Proto-Industrialisierung konnte in Gesellschaften, in denen Stellenwert und Überlegungen (locus and calculus) zu Entscheidungen im Hinblick auf Familienformation, Arbeit und Freizeit und in denen das Ausmaß des Bevölkerungsdrucks und der Landknappheit sich drastisch von denen unterschieden, die in Westeuropa vorherrschten, zu abweichenden Ergebnissen führen".

Und weiter:

"Die Betrachtung der Unterschiede zwischen den japanischen, chinesischen, nordamerikanischen, russischen und westeuropäischen Modellen der industriedemographischen Wechselwirkungen auf dem Lande legt nahe, den Beziehungen zwischen zwei Variablen größte Bedeutung beizumessen: einmal der Emanzipation von Frauen und Heranwachsenden und zum anderen dem Bevölkerungsdruck, der sich an der Kluft zwischen den Verdienstmöglichkeiten durch Hausarbeit auf dem Lande und denen andernorts ablesen läßt."

Ich muß deshalb Ihre kritischen Bemerkungen in bezug auf die Situation der Entwicklungsländer dieses Jahrhunderts akzeptieren. Ich glaube, daß es lohnend war, die Frage aufgeworfen zu haben, aber die Antwort liegt mit Sicherheit darin, daß das gesamte System der interregionalen und internationalen Wirtschaftsbeziehungen sich wegen des Aufkommens von Transport- und Kommunikationsmitteln, die heute beträchtlich schneller und billiger als zur Zeit der Industriellen Revolution sind, stark verändert hat. Das hat die Mobilität von Arbeit und Kapital wesentlich erhöht, so daß der vergleichsweise Vorzug, den eine Region bei der Produktion einer bestimmten Ware haben mag, weitaus weniger als in der Vergangenheit von ihren vorhergehenden Erfahrungen mit handwerklichem Gewerbe und moderner Landwirtschaft abhängt. Wie ich im General Report ausführte, ist heute die historische Erfahrung der nördlichen Hemisphäre nicht direkt auf die der weniger entwickelten Länder übertragbar. Es ist dennoch heilsam für Wirtschaftswissenschaftler, ein gründliches Verständnis der Unterschiede zwischen der Industriellen Revolution, als das Kapital, das nötig war, um einen Arbeitsplatz in der modernen Industrie zu schaffen, dem Gegenwert von 4 bis 8 Monaten Lohnarbeit entsprach, und unserer Zeit, in der dieser Gegenwert im Durchschnitt bei 350 Monaten Lohnarbeit liegt, zu haben.

Schließlich, wenn die Analyse gegenwärtiger Entwicklungsprobleme nur wenig Hilfe aus der historischen Vergangenheit erhält, so ist jedoch der Vergleich der historischen Prozesse der De-Industrialisierung in einigen Gebieten der heute unterentwickelten Nationen, wie der Ganges-Zone in Indien, mit der Erfahrung der De-Industrialisierung in den Gebieten Europas, die einst eine blühende "cottage industry" hatten und nun, was einige "ruralized" oder "pastoralized" (verländlicht oder verweidet) nennen, geworden sind, möglicherweise fruchtbarer.

Das ist wirklich eine lange Antwort auf einen kurzen Brief geworden. Bitte nehmen Sie die Länge als eine Widerspiegelung meiner Wertschätzung und Freundschaft.

Franklin Mendels

(Übersetzt von Bernd Feldmann)

25. 8. 1983

Lieber Professor Mendels!

Wie schön, daß nun doch aus unserem Plan etwas geworden ist. Das "Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte" wird unsere Briefe veröffentlichen, und die Leser werden sehen, daß, wenn wir auch den alten Brauch eines wissenschaftlichen Briefwechsels wieder beleben, die zahlreichen laufenden Aufgaben ihn doch sehr verlangsamten, zugleich aber vielleicht freundlicher Weise bemerken: "Gut Ding will Weile haben".

Ich finde, daß Ihr Brief ganz ausgezeichnet seine Aufgabe erfüllt: hinsichtlich der Klärung sowohl semantischer wie realer Probleme. Wo Sie sich mit Wallerstein gegen Brenner identifizieren, nehmen Sie die alte Diskussion von vor fast 40 Jahren auf Seiten von Sweezy wieder auf. Sie verstehen sowohl unter Industrialisierung wie auch unter Kapitalismus etwas anderes als wir Marxisten wie auch eine große Anzahl nicht-marxistischer Wissenschaftler heute. Da daraus sowohl bei mir wie anderen ein Mißverständnis Ihrer Forschungsergebnisse resultiert hat, scheint mir Ihr Brief von ganz besonderer Bedeutung.

Vielleicht haben Sie einmal Gelegenheit, in meine Mommsenbiographie hineinzusehen, dann werden Sie sehen, wie hoch ich seine "Römische Geschichte" schätze, auch wenn er im alten Rom so viele Kapitalisten entdeckt, was mir ganz falsch erscheint.

In diesem Sinne und mit guten Wünschen

Jürgen Kuczynski

## LITERATURKRITIK

### Bedeutung, Situation und Aufgaben der Denkmalpflege

Technische Denkmale in der Deutschen Demokratischen Republik,  
hg. v. Gesellschaft für Denkmalpflege im Kulturbund der  
Deutschen Demokratischen Republik, wissenschaftliche Leitung  
Eberhard Wächtler u. Otfried Wagenbreth

2., berichtigte Auflage, (Berlin) 1977, 149 Seiten,  
Preis: 6,- M

von Karl Lärmer

M. J. T. Lewis, ein den sozialistischen Ländern offenbar distanziert gegenüberstehender Wissenschaftler, sieht sich in einer Untersuchung der Situation der technischen Archäologie in Europa zu der Feststellung veranlaßt, daß "moderne technische Archäologie" auch in der DDR betrieben wird.<sup>1</sup> Er fährt fort: "Technikgeschichte ist (in der DDR - K. L.) groß geschrieben, und Museen werden als wichtiger Beitrag zur Bildung betrachtet und staatlich gefördert. Wie in Polen werden auch hier alle technischen Baudenkmäler des Landes, soweit sie nicht im Krieg zerstört wurden, registriert und viele besonders wertvolle Anlagen mit Staatsgeldern restauriert."<sup>2</sup> Lewis kommt zu dem Schluß: "Der Mann auf der Straße kann hier weit mehr über die Geschichte seines Landes erfahren als in Westeuropa, wo der Staat und andere Organe im Hinblick auf das Schaulustinteresse in der Hauptsache die Erhaltung von Kunstwerken, Kriegsdenkmälern und alten malerischen Städten fördern."<sup>3</sup>

Bleibt Lewis seinen Lesern damit zwar die Information über die hohen gesellschaftlichen Aufwendungen in der DDR für die Erhaltung historischer Stadtkerne, für Kunststätten schlechthin sowie zur Schaffung würdiger Gedenkstätten für die Opfer des Faschismus und des Krieges schuldig, so bestätigt er immerhin den hohen Stand a u c h der Pflege technischer Denkmale in unserem Land.

Gewiß wenden Konzerne z. B. in der BRD besonders seit dem Ende der 60er Jahre, gleichfalls beachtliche Mittel zur Erhaltung der materiellen Zeugnisse des raschen technischen Fortschritts im Kapitalismus auf. Bis dahin hatte dort allerdings "die Wachstumseuphorie der Nachkriegsjahre mehr an Denkmalsubstanz 'gekostet'" - so Wolfhard Weber - "als der so 'totale' Zweite Weltkrieg".<sup>4</sup> Die Förderung der Denkmalpflege durch Monopole zielt jedoch

1 Lewis, M. J. T., Technische Archäologie, in: Europäische Wirtschaftsgeschichte = The Fontana Economic History of Europe, 4 Bde., hg. v. C. M. Cipolla, dt. Ausg. hg. v. K. Borhardt, Bd. 3, Stuttgart/New York 1976, S. 399.

2 Ebenda.

3 Ebenda, S. 397.

4 Weber, W., Von der "Industriearchäologie" über das "industrielle Erbe" zur "Industriekultur". Überlegungen zum Thema einer handlungsorientierten Technikgeschichte. Historische Beiträge und neuere Ansätze, hg. v. U. Troitzsch u. G. Wohlauf, Frankfurt (Main) 1980, S. 426.

nicht so sehr auf die Würdigung technischer Leistungen ab; sondern es handelt sich weit eher um den Versuch, die Werktätigen apologetisch zu beeinflussen und z. T. chauvinistischen Ungeist zu fördern. Schließlich dient der Aufwand, den Großunternehmen für die Erhaltung technischer Denkmale treiben, ihrer Selbstdarstellung und der Werbung; denn nicht die Leistungen der Wissenschaftler, der Techniker und schon gar nicht die der Arbeiter stehen im Mittelpunkt, sondern die der Firmen.

Die Pflege technischer Denkmale in der DDR geht von anderen Gesichtspunkten aus. "Historisch denken", schrieb Max Burghardt, der verstorbene Präsident des Kulturbundes der DDR, im Vorwort zur ersten Auflage der Publikation, "heißt zum Nutzen der Zukunft die schöpferischen Leistungen der Vergangenheit im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß zu würdigen und zu verwerten. Unser Geschichtsbild muß deshalb notwendigerweise die Geschichte der Produktivkräfte einschließen. Keine Klasse hat in der Geschichte derartige gewaltige und komplizierte Aufgaben bei der Entwicklung der Produktivkräfte zu lösen gehabt wie die Arbeiterklasse. Es ist gut, daß sie dieses Beginnen nicht traditionslos vollbringen muß, daß sie aus der Geschichte dafür Kraft gewinnen kann, indem sie die historisch schöpferischen Leistungen der werktätigen Massen durch Jahrtausende analysiert." (S. 4)<sup>5</sup> Die Denkmalpflege erhält jene so beweiskräftigen, weil sicht- und betastbaren Zeugnisse menschlicher Arbeit, die auf die Fragen überzeugende Antworten geben, wie sie Bert Brecht in seinem bekannten Gedicht einen lesenden Arbeiter stellen läßt. Es waren eben nicht, wie es oft in Büchern steht, Könige, sondern Bauleute, die die Felsbrocken zum Bau des siebentorigen Thebens herschleppten, das mehrfach zerstörte Babylon immer wieder entstehen ließen, das goldstrahlende Lima, die Triumphbögen Roms, die byzantinischen Paläste und die chinesische Mauer errichteten.

Dies zu sagen bedeutet nicht, Verdienste um die technische Entwicklung, z. B. solche der Bourgeoisie in der progressiven Phase der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, schmälern zu wollen. Die Achtung der marxistischen Denkmalpfleger gilt dabei aber "der schöpferischen Leistung der Konstrukteure und der Produzenten im Arbeitsprozeß" (S. 9), ihre Kritik "der gesellschaftlichen Nutzung" (S. 9) des produktionstechnischen Fortschritts durch das Kapital. "Die Würdigung der bisherigen Leistung und die feste Verankerung dieser Analyse im sozialistischen Geschichtsdenken" (S. 12) wird als "eine notwendige erstrangige gesellschaftliche Aufgabe" (S. 12) gesehen.

Das reich illustrierte Buch enthält neben den Vorworten 4 Artikel, die grundsätzlichen Problemen der Pflege technischer Denkmale gewidmet sind. Der Bestimmung der Position der Arbeiterklasse in der DDR zu technischen Denkmälern folgt ein Überblick zur Geschichte dieses Teiles der Denkmalpflege. Schließlich werden die Grundsätze der Auswahl, der Klassifizierung und der gesellschaftlichen Nutzung technischer Denkmale dargelegt. Die in diesem Zusammenhang entstehenden Aufgaben für die örtlichen Organe sind Gegenstand des letzten der einleitenden Abschnitte. Besonders der Artikel über die gesellschaftliche Nutzung macht deutlich, daß der bis zur 2. Hälfte der 70er Jahre in der DDR erreichte Standard der Pflege technischer Denkmale zwar im Vergleich zur Situation in den westeuropäischen Ländern erfreulich hoch war, aber trotzdem immer noch viel zu tun bleibt, bevor die substanzuell gegebenen und neu entstehenden Möglichkeiten ausgeschöpft sein werden. Dies zeigen auch die Standortkarte und die Auflistung der wichtigsten technischen Denkmale in der DDR (S. 32 f.). Hier wird sichtbar, daß sich die meisten der betreuten technischen Denkmale in den Bezirken Karl-Marx-Stadt und Halle befinden. Dieser Sachverhalt hat natürlich auch historische

<sup>5</sup> Alle nicht näher bezeichneten Seitenangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf das hier besprochene Buch.



Ursachen, denn der Raum um das heutige Karl-Marx-Stadt wurde zu Beginn des 19. Jh. zu einem der bedeutendsten deutschen Zentren der Fabrikindustrie.<sup>6</sup> Er beruht ferner auf der materiellen Substanz zahlreicher technischer Denkmale in den Südbezirken, in deren Gebirgsregionen der Bergbau eine bedeutende Rolle spielte. Das Mundloch eines Bergwerkes, die noch erhaltenen unterirdischen Anlagen eines Schachtes, seine Halden, aber auch steinerne Brücken und ähnliche Bauten sind gegen äußere Einwirkungen naturgemäß widerstandsfähiger als z. B. Produktionsstätten, deren Bausubstanz aus Holz oder Lehm bestand. Dazu kommt, daß die einzelnen Bezirke und Kreise der DDR im Verlauf des zweiten Weltkrieges verschieden stark von Luftangriffen und Bodenkämpfen betroffen wurden. Manches deutet aber auch darauf hin, daß die Intensität der Bemühungen um die Ermittlung und die Restauration technischer Denkmale regional unterschiedlich ist.

Im Hauptteil des Buches werden in 8 nach produktionstechnischen Gesichtspunkten gegliederten Abschnitten bedeutende technische Denkmale in Wort und Bild vorgestellt. Das zeitliche Spektrum reicht vom Mittelalter bis in die 60er Jahre des 20. Jh., das gegenständliche von den technischen Denkmalen der Gas- und Elektroenergieerzeugung über die des Bergbaus und des Hüttenwesens, der Baustoffproduktion, des Verkehrswesens, der Textilproduktion, der Energieerzeugung mit Hilfe von Wasser- und Windmühlen - und damit z. T. der landwirtschaftlichen Nebenindustrie - bis hin zum Wasserkraft-Drehwerk Seiffen, also zur Holzverarbeitung. In den Textteilen beschränken sich die Autoren erfreulicherweise nicht auf die Beschreibung der Produktionstechnik, sondern sie ordnen, wenn auch etwas sparsam, die technische Entwicklung in ihr gesellschaftliches Umfeld ein. Das heißt, die Publikation erhebt sich über eine Tradition der Denkmalpflege, deren Aufmerksamkeit sich vorrangig auf die kunsthistorischen und die architektonischen Aspekte z. B. auch bei Industrie- und Verkehrsbauten konzentriert. Durch eine derartige Erweiterung ihres Gesichtsfeldes und die Darstellung der Produktionstechnik in ihrer historischen Entwicklung kann die Denkmalpflege einen wertvollen Beitrag zur Aufhellung und zur Propagierung der Geschichte der Produktivkräfte leisten. Problematisch erscheint allerdings die Reihenfolge der einzelnen Sachkapitel. Ein der historischen Entwicklung stärker folgender Aufbau könnte dem Leser den Zugang zu den Problemen der Geschichte der Produktionstechnik gewiß erleichtern. Dies gilt erst recht, da sich die Publikation keineswegs nur an den Technikhistoriker wendet, sondern schlechthin den historisch Interessierten anspricht und zur Mitarbeit in der Denkmalpflege zu motivieren sucht. Es ist doch verwunderlich, daß - um nur ein Beispiel unter anderen zu nennen - die Wasser- und Windmühlen weit hinter den technischen Denkmalen erscheinen, die die Geschichte der Gas- und Elektroenergieerzeugung verkörpern, wobei die letztgenannten Objekte, obwohl ihre Entstehung den Bergbau voraussetzte, auch vor den Denkmalen des Berg- und Hüttenwesens zur Darstellung kommen.

Ungeachtet dieser Unebenheiten signalisiert das Buch jedoch vor allem eine neue Qualität in der Denkmalpflege, die in der Erfassung und Propagierung von Produktionsanlagen als Teilen der Geschichte der Produktivkräfte besteht. Diese Vergrößerung des Arbeitsfeldes der Denkmalpflege ist nicht zuletzt der Aktivität von Hochschullehrern und Museologen, die dieses Buch kopiierten und die Mehrzahl der Beiträge verfaßten, und deren Unterstützung durch den Kulturbund der DDR zu danken. Wie erfolgreich sich dieser Zweig der Denkmalpflege entwickelte, zeigen die zahlreichen Aktivitäten auf wissenschaftlichem Gebiet und in der praktischen Arbeit, Aktivitäten, die

www.museum-wittenberg.de

<sup>6</sup> Forberger, R., Die Industrielle Revolution in Sachsen 1800 - 1861, Bd. 1, Berlin 1982.



auch auf diese Publikation zurückgehen. In einer wünschenswerten, wesentlich erweiterten Auflage des Buches sollten - neben den technischen Denkmälern und Schauanlagen der Agrarproduktion - die Ergebnisse der Arbeit der letzten Jahre ihren Niederschlag finden.

## Zum Verhältnis von Ethnographie und Geschichte

Robert M. Berdahl, Alf Lüdtke, Hans Medick, Carlo Poni, William M. Reddy, Renato Rosaldo, David Sabeian, Norbert Schindler, Gerald M. Sider, Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung

Syndicat Autoren- und Verlagsgesellschaft, Frankfurt am Main 1982, 370 S., Pr.: 44,- DM

von Wolfgang Jacobeit

Im allgemeinen hält man es mittlerweile für unbestreitbar, daß die Ethnographie eine historische Wissenschaft sei, in der ein "wechselseitiger Austausch, die Überwindung disziplinärer Barrieren für eigenes Fragen und Forschen" angestrebt werde. Ethnographische Methoden und Theoreme sollen Probleme namentlich der Sozialgeschichte lösen helfen. Ebenso besteht "ein wachsendes Interesse von Ethnologen an historisch gerichteten Untersuchungen". Ein solcher Trend in Ethnographie und Geschichte ist bekanntlich nicht nur für die kapitalistischen Länder zu verzeichnen, obwohl es dort eine fast unübersehbare Flut von entsprechender Literatur gibt. Er trifft gleichermaßen auch für die marxistische Historiographie und Ethnographie zu, wie sich an zahlreichen Beispielen der letzten Jahre belegen läßt und wofür Jürgen Kuczynskis fünfbandige "Geschichte des Alltags des deutschen Volkes" das eindrucksvollste Zeugnis darstellt.

Mit dem vorliegenden Sammelband wollen Mitarbeiter des Göttinger Max-Planck-Instituts für Geschichte gemeinsam mit Fachkollegen und Ethnologen bzw. Anthropologen aus westeuropäischen Ländern sowie den USA weitere "Chancen und Grenzen der Kooperation" ausloten, wobei sie u. a. auch darauf hinweisen, daß das Interesse an Ethnologie mit der "Suche nach dem oder den 'Fremden'" bisweilen einer Modeerscheinung gleichkomme, die "nicht selten eher eine Flucht als der Aufbruch zu neuen Sehweisen und sensibeler Interpretation" sei (S. 7)<sup>1</sup>. Dieser Hinweis im Vorwort ist durchaus berechtigt, und der Rezensent hat den Eindruck, daß der eine oder andere Autor mitunter diese Erscheinung nicht erkannt hat oder ausgewichen ist und somit das Anliegen des Bandes nicht immer erfüllt wurde. So wird z. B. zwar ein "ethnographischer Stil" für die Geschichtswissenschaft gefordert (S. 77 ff.), aber wie er zu handhaben sei, dafür gibt es kein einheitliches Konzept, keine gemeinsame Ausgangsposition. Der eigentliche historische Ansatz bleibt oft zu unkonkret, als daß sich ethnographisch-anthropologische Interpretation daran eindeutig orientieren könnte. Die Gesetzmäßigkeit der Abfolge von Gesellschaftsformationen in ihren Folgerungen wird z. B. kaum erwähnt, wie auch der Gedanke der "Periodenspezifität" mehr oder weniger ausgeklammert bleibt. Demzufolge wird der fundamentale Unterschied etwa zwischen Feudalismus und Kapitalismus nicht so artikuliert, wie es notwendig wäre, wenn es um entsprechende Fragestellungen und deren Beantwortung geht.

<sup>1</sup> Alle nicht näher bezeichneten Seitenangaben im Text beziehen sich auf das hier besprochene Buch.

Ethnographische-kulturelle Erscheinungen beispielsweise, vor allem in bezug auf die Lebensweise von werktätigen Klassen und Schichten, erhalten ihren besonderen Aussagewert erst, wenn die Interpretation auf detaillierte Kenntnis, eben der "Periodenspezifität", gegründet ist; erst dann werden sie für ein zu Recht gefordertes neues Geschichtsbild relevant, gewinnen sie selbst in der konkreten Historizität ein neues Selbstverständnis, wird Kooperation zwischen Geschichte und Ethnographie, auch Anthropologie, fruchtbar und zukunftsweisend.

Das Herausgebergremium (Berdahl, Lüdtkke, Medick, Sabeau und Sider) bringt in der Einleitung zum Ausdruck, daß sich die meisten Autoren auf den marxistischen Klassenbegriff stützten, Klasse als Prozeß mit innerer Dynamik begriffen, der sich in Kultur manifestiere, ja, daß "eine Analyse von Kultur ... grundlegend für jedes Verstehen von Klassen als Prozeß" sei (S. 10). Dies soll besagen, daß Kultur in einer weiten Begrifflichkeit, auch in ihrem Prozeßcharakter verstanden, als klassenimmanent betrachtet wird und so "den analytischen Zugang zu den Weisen und Formen (eröffnet), in denen gesellschaftliche Beziehungen ausgedrückt und vermittelt sind" (S. 11).

Zweifellos hat es häufig genug an der Herausarbeitung und Darstellung der Komplexität gesellschaftlicher Beziehungen in allen ihren Auswirkungen gemangelt und mangelt es noch immer, wodurch das Geschichtsbild notwendigerweise begrenzt bleiben muß. Genausowenig kann aber die kulturelle Multivalenz von Erscheinungen, Fakten und Zusammenhängen ein Geschichtsverständnis fördern oder gar vertiefen, wenn der reale Klassengegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten einer Gesellschaftsformation nicht als bestimmende Bezugsebene herausgehoben wird, der Kultur vielleicht gerade im Sinne einer weiten Deutung des Begriffs erklärbar macht. Was Kultur alles zum Ausdruck bringen kann - auch das vielfältige Verhältnis zu den Herrschenden - apostrophieren die Herausgeber durchaus, aber sie erwähnen gar nicht oder kaum den Begriff Klassenkampf, der ja zuletzt den eigentlichen Zusammenhang von Klassen und Kultur überhaupt erst verständlich macht und determiniert, obwohl sie den Anspruch erheben, vom marxistischen Klassenbegriff auszugehen. Wollte man dem entgegenhalten, daß der Rezensent einen beckmesserischen Streit um Worte betreibe, dann sei in diesem Sammelband, dessen ehrliches Anliegen seitens der Herausgeber außer Zweifel steht, auf so manche Passage verwiesen, die durch Verabsolutierung von Kultur und deren weit umfassender Begrifflichkeit, von den Ursachen und den realen gesellschaftlichen Tatbeständen der Klassenbezogenheit fortführt in ahistorisch-strukturalistische Zusammenhänge, die einer Klassenanalyse nicht entsprechen und einem solchen Bemühen abträglich sind. Darauf wird im einzelnen einzugehen sein.

Hervorgehoben werden soll jedoch dessen ungeachtet das Bestreben der Autoren, das vielfältige gesellschaftliche Beziehungsgeflecht durch die Anwendung eines weit gefaßten Kulturbegriffs sichtbar zu machen; und es ist ihnen zuzustimmen, wenn sie expressis verbis formulieren, daß Kultur "zu lange nur als Versammlung von Artefakten, von Texten, Glaubenssystemen und manifesten Ereignissen verstanden worden" sei (S. 10 f.). Hier setzt ihre z. T. massive und berechtigte Kritik an der herkömmlichen Ethnographie und Anthropologie an, denen es an historischer Einsicht mangelte, die Fülle kultureller Erscheinungen und Sachzeugen als Klassenbestandteil zusammenzufassen, sie im gesellschaftlichen Kontext zu interpretieren; und wenn sie dies gelegentlich tat oder zu tun vorgab, dann galt ihr Kultur "entweder als abhängige Größe oder als eine unter mehreren 'Dimensionen'" (S. 11). Es fragt sich aber spätestens an dieser Stelle, warum die Autoren, da sie kaum die Forschungsergebnisse von Historikern und Ethnologen aus den sozialistischen Ländern berücksichtigen, sich nicht unmittelbar mit den Erkenntnissen von Marx und Engels auseinandersetzen, die bekanntlich an vielen Stellen ihrer Werke auf Kulturbegriff, Stellenwert von Kultur in den Klas-

auseinandersetzen, Spezifik von Klassenkultur u.a. aufmerksam machen. Der Forderung, daß Ethnographie und Geschichtswissenschaft bei der Klassenanalyse im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Verhältnissen kooperieren sollten, kann man durchaus zustimmen, obwohl diese Kooperation nur die eine Seite solchen Bestrebens ist. Die Summe von kulturellen Fakten, Verhaltensweisen oder sonstigen Reaktionen auf gesellschaftliche Gegebenheiten reicht nicht aus, wenn Kultur nicht im Sinne der Kernfrage nach dem jeweiligen Grad der Selbstverwirklichung des Menschen verstanden, wenn Lenins Zwei-Kulturen-Theorie nicht berücksichtigt wird oder der Satz von Karl Marx aus der "Kritik des Gothaer Programms" unreflektiert bleibt, der lautet:

"Im Maße, wie die Arbeit sich gesellschaftlich entwickelt und dadurch Quelle von Reichtum und Kultur wird, entwickeln sich Armut und Verwahrlosung auf seiten des Arbeiters, Reichtum und Kultur auf seiten des Nichtarbeiters."

Dies ist das Gesetz der ganzen bisherigen Geschichte."<sup>2</sup>

Der Rezensent hat den Eindruck, daß, ausgehend von dieser fundamentalen Erkenntnis, der Beitrag von Ethnographie, auch Anthropologie, zur Frage von Klassen und Kultur ganz neu zu überdenken und zu formulieren ist, daß auch und gerade ein weit gefaßter Kulturbegriff auf die Grundwahrheit der Klassenseinansetzungen unter der jeweiligen Formationsspezifika bezogen werden muß, wenn er nicht ob seiner Überfülle an Sachen und Phänomenen zu diffus und damit unbrauchbar wird, sich letztlich wieder in "Alles oder Nichts" auflöst. Hierin, wie bei dem nicht nach den realen Klassenkräften differenzierten Volksbegriff, liegt das Dilemma der Ethnographie. Sie kann nur in enger Kooperation mit einer Geschichtswissenschaft, die vom sozialhistorischen Ansatz her den Klassengegensatz als eine historische Gesetzmäßigkeit auffaßt, dieses Dilemma überwinden. Dann gewinnen alle zusammengetragenen Materialien als Erscheinungen von (weit gefaßter) Kultur oder differenziert gesehener Lebensweise und Kultur ihre eigentliche Relevanz, wird Ethnographie mehr als eine Geschichte nur illustrierende Disziplin, wird die "Rolle der Volksmassen in der Geschichte"<sup>3</sup> deutlicher, erweist sich Alltag immer mehr als neue historische Kategorie, entwickelt sich eine neue Qualität der Zusammenarbeit von Ethnographen und Historikern. Nicht Kultur als solche, ob weit oder eng gefaßt, ist das hermeneutische Bezugssystem, sondern der reale, sozial-klassenmäßig determinierte Geschichtsprozeß in seiner jeweiligen Spezifik. Der Stellenwert des Kulturellen erweitert sich in dieser Konstellation beträchtlich. Für die marxistisch-leninistische Historiographie hat in dieser Hinsicht Jürgen Kuczynski mit seiner "Alltagsgeschichte" einen entscheidenden Impuls zur Weiterführung einer fruchtbaren, interdisziplinären historischen Forschung gegeben. Sein Werk ist eine gleichsam vorweggenommene Antwort auf den Aufsatz "Klassen oder Kultur?"<sup>4</sup> Jürgen Kockas, in dem dieser aus seiner Sicht die Göttinger Historiker und ihre Kooperanten vor einem Überstrapazieren von Kultur und deren allzu weiter Anwendung warnt, auch von "oral history", der er zwar als Methode zustimmt, in heuristischer Hinsicht aber eine relativierte Bedeutung beimißt.

2 Marx, K., Kritik des Gothaer Programms, in: Marx/Engels, Werke, Berlin 1956 ff., Bd. 19, S. 17.

3 So der Titel eines jüngst gehaltenen Vortrags von Jürgen Kuczynski vor den beiden gesellschaftswissenschaftlichen Klassen der Akademie der Wissenschaften der DDR zu Berlin (Manuskript).

4 Kocka, J., Klassen oder Kultur? Durchbrüche und Sackgassen in der Arbeitergeschichte, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 1982, S. 955 - 965.

Neben Vorwort und Einleitung enthält das Werk neun essayistische Beiträge. Wir beginnen mit Carlo Poni (Bologna): "Maß gegen Maß: Wie der Seidenfaden rund und dünn wurde" (S. 21 - 53), der über die partielle Umstellung manuell betriebener Seidenspinnerei auf mechanisiertes Spinnen in Manufakturen (nicht in Fabriken, wie Poni schreibt) der italienischen Poebene des 17./18. Jh. berichtet. Diese Umstellung war zum einen durch eine Absatzkrise und zum anderen durch die Notwendigkeit bedingt, eine feinere Ware ("dünner Faden") herzustellen, was sich lohnmäßig auf Kosten der Manufakturspinner vollzog, indem der bisher nach Gewicht festgelegte Stücklohn, der noch Möglichkeiten des zusätzlichen Eigenverkaufs von Spinnprodukten einschloß, vom Tageslohn für Spinnen feineren Garns abgelöst wurde. Dieser Verdienst, den man nach gesponnener Ellenlänge festlegte, war erheblich niedriger, führte zur Verarmung vieler Manufakturspinner und rief eine große Zahl von Petitionen, Denkschriften und Forderungen der Spinner nach Lohnausgleich hervor. Teils wurde dem stattgegeben, teils wurde mit rigoroserer Überwachung des Arbeitsprozesses reagiert. Selbst die Kirche schaltete sich ein, um die Spinner in ihren berechtigten Forderungen und Selbsthilfemaßnahmen zum Lohnausgleich durch die verschiedensten Manipulationen zu beschwichtigen und zur Willfährigkeit zu veranlassen. Die Spannungen zwischen Arbeitern und Manufakturbesitzern spitzten sich erklärlicherweise zu. All das führte auch zu Veränderungen in der Lebensweise der Spinner und ihrer Familien. Doch davon schreibt der Verfasser kaum etwas. Er weist lediglich auf die Notwendigkeit hin, Zusammenhänge zwischen der Arbeit und anderen Bereichen der Lebensweise und Kultur weiter herauszuarbeiten. Dafür ist der resümierte Ablösungsprozeß von Stücklohn auf Zeitlohn von ihm vielleicht zu umfänglich dargelegt worden, und so bleibt eine Schlußaussage, Handwerker und Arbeiter müßten im Kampf um ihre "Privilegien" das "Recht der Gewohnheit und das Einverständnis der höchsten moralischen Autoritäten auf ihrer Seite" haben, ohne rechte Beweiskraft. Poni bezeichnet seinen Aufsatz als Beitrag zur Kultur der Arbeit und damit als eine Grundlage für ein besseres Verständnis von "Volkskultur", die so "nicht länger als Nachahmung oder Ableitung der Kultur der Eliten" dargestellt werden könne (S. 44.). Das ist eine Anspielung auf Hans Naumanns These vom "gesunkenen Kulturgut". Der vorliegende Band wäre eine geeignete Plattform gewesen, eine tiefere Auseinandersetzung über diese Thematik zu führen.<sup>5</sup>

David Sabean (Göttingen, Pittsburgh) schreibt seinen Essay über "Unehelichkeit: Ein Aspekt sozialer Reproduktion kleinbäuerlicher Produzenten. Zu einer Analyse dörflicher Quellen um 1800" (S. 54 - 76). Der verbreiteten These von größerer sexueller Freizügigkeit und damit Zunahme der Illegitimitätsrate von Geburten im 18./19. Jh. setzt Sabean als Ergebnis seiner Untersuchungen in einem schwäbischen Dorf die Tatsache entgegen, daß konkrete, existenzabhängige Probleme in der spätfeudalen Landwirtschaft, aber auch im Landhandwerk einen bedeutenden Einfluß auf Unehelichkeit und ihre Folgen hatten. Illegitime Kinder, von vornherein ohne Erbansprüche, waren in erster Linie notwendige und billige Arbeitskräfte für die zunehmend marktorientierte Landwirtschaft, die eine Intensivierung der Produktion bis weit ins 19. Jh. vornehmlich durch zusätzliche menschliche Arbeitskraft erreichte. Kinder waren Bestandteil der Produktionsfamilie, die die Existenz der landarmen und landlosen Schichten halbwegs sicherten, auch wenn das fernere

5 Naumann, H., Grundzüge der deutschen Volkskunde, 2. Aufl., Leipzig 1929 = Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens, Bd. 181. - Auch die Ethnographie-Volkskunde der Gegenwart mit ihren neuen Profilen ist uns diese Auseinandersetzung noch schuldig. Es genügt wohl nicht mehr, auf Adolf Spamer, Julius Schwietering, Victor von Geramb u.a. zu rekurrieren, wie überhaupt eine neue Wissenschaftsgeschichte für diese Disziplin bitter not täte.



Schicksal dieser Kinder höchst unsicher blieb. Die "Reservearmee" der Industriellen Revolution kam in hohem Maße aus diesem Reservoir von Menschen, die seit früher Jugend im Arbeitsprozeß standen, schwerste Arbeit verrichten mußten und oft genug davon ihr Leben lang gezeichnet waren. Uneheliche Kinder, wenn sie bei der Mutter blieben, waren es auch, die durch ihre Arbeit der für sich aufkommenden ledigen Frau eine gewisse Selbständigkeit zumindest zeitweise garantierten.

Wenn es in einem vorangestellten Resümee heißt, daß "spezifische kulturelle Standards und Normen" diesem Beziehungsgeflecht der Unehelichkeit und Illegitimität von Kindern zugrunde gelegen hätten, dann mag das auch zutreffen; aber angesichts der erdrückenden sozialökonomischen Fakten scheint dem Rezensenten dieses Problem zu unerheblich zu sein, als daß man darüber reflektieren müßte. Ethnographische Versatzstücke müssen nicht immer Zusammenhänge transparenter machen. Eher vielmehr kommt es wohl darauf an, daß die herkömmliche Ethnographie sich solcher Tatsachen, wie der hier skizzierten, annimmt, sie verarbeitet, um manches von ihren harmonisierten Vorstellungen durch die harte Realität des "demographischen" Alltags zu revidieren. "Und würden die Armen nicht seyn, wer würde Tagelöhner, Knecht, Handwerker, Soldat seyn?", bemerkt der schwäbische Reisende F.A. Köhler (1768 bis 1844).<sup>6</sup> Die Zeitgenossen sahen die Umstände realer als ihre Nachfahren in z. T. bewußter Verklärung.

William Reddy (Durham N.C.) beginnt seinen Beitrag "Entschlüsseln von Lohnforderungen: Der Tarif und der Lebenszyklus in den Leinenfabriken von Armentières (1889 - 1904)" (S. 77 - 107) mit einer Erörterung über den "ethnographischen Stil". Gemeint ist die Anwendung einer komplexen Methode, die nach den Wirkungen fragt, welche bestimmte Ereignisse, Festlegungen von staatlichen oder unternehmerischen Verordnungen, reglementierte Arbeitsverhältnisse u.a.m. auf die Lebensweise von Werktätigen im Geschichtsverlauf hatten. Für Reddy bietet sich die Ethnographie als "explanatorische Strategie" an, historische Ereignisse in diesem Sinne als "Einheit des konkreten historischen Zusammenhangs", also allseitig zu erfassen. Das trifft ebenso für die Erklärung von Begebenheiten aus dem Leben der Arbeiterklasse zu. Insofern ist sein Ansatz, der von der Gefahr des Fehlurteils einzeldisziplinärer Beschränkung ausgeht und demgegenüber die Notwendigkeit interdisziplinärer Kooperation hervorhebt oder die Austauschbarkeit probater Methoden empfiehlt, durchaus zu begrüßen, wenn auch zu diskutieren. Ein Beispiel dafür ist seine instruktive Schilderung der Arbeit und Arbeitsstruktur in den Textilfabriken von Armentières, die gleichsam den Einstieg in die Problematik seines Aufsatzes bedeutet und erkennen läßt, wie wichtig solche Darstellungen für das Verständnis von Untersuchungen über Tarife und deren Auslegung sein können.

Ein mißlungener Streik der Weber von Armentières und Umgebung (1903), der an die 32 000 Arbeiter erfaßte, brachte auch eine Spaltung der bis dahin starken sozialistischen Stadtfraktion mit sich und demzufolge eine Schwächung der Verhandlungsposition der Weber mit den Fabrikbesitzern. Es ging dabei um Fragen, deren Regelung sich bis in außerbetriebliche Bereiche der Lebensweise erstreckte. Reddy macht diese Umstände plausibler, indem er aus den Akten über die Verhandlungen zwischen Unternehmern und Textilarbeitern das Beispiel des Webers Henri Brullois heranzieht und den Zusammenhang von Arbeit - Arbeitsorganisation - Tarif - Streik und dessen Folgen - außerbetriebliche Lebensweise - individuelles Reagieren usw. interpre-

<sup>6</sup> Köhler, F. A., Eine Alb-Reise im Jahre 1790 zu Fuß von Tübingen nach Ulm. Ein Lesebuch zur historischen Landschaft der Schwäbischen Alb mit zeitgenössischen Stichen und Karten, hg. u. komm. v. E. Frahm, W. Kaschuba, C. Lipp, Tübingen 1978, S. 6.

tiert. Reddy verdankt diese Erkenntnis der Anwendung der komplexen ethnographischen Methode, die es ihm unter Vermeidung "ahistorischer Fallstricke" (sic!) ermöglicht hat, "uns ein Verständnis für die Vorstellung von Gemeinschaft (zu vermitteln), für deren Verteidigung die Arbeiter bereit waren zu kämpfen" (S. 102). Zu Recht, meint der Rezensent, schließt der Autor seine interessante Untersuchung mit der Feststellung: "Wenn ein ethnographischer Untersuchungsstil uns für solche Erklärungsmöglichkeiten empfänglicher machen kann, dann dürfen Sozialhistoriker ihn einfach nicht ignorieren" (S. 102).

Während Reddy seinen Beitrag begründetermaßen mit einem Plädoyer für die Anwendung eines "ethnographischen Stils" in der historischen Forschung verbunden hat, leitet Gerald M. Sider (New York) seinen Aufsatz "Bande, die zusammenbinden. Kultur und Agrikultur, Eigenheit und Eigentum in der Dorffischerei Neufundlands" (S. 108 - 156) mit einer kritischen Betrachtung über den anthropologischen Kulturbegriff ein, "der ahistorisch, nicht-prozeßhaft und allumfassend" sei (S. 108), der, nur noch als "Superstruktur" verstanden, zu einem "totalisierenden Konzept" werden könne, "weil alles zu 'Kultur' wird oder als solche betrachtet wird". Damit erscheint dem Autor Kultur einerseits als "autonom und unabhängig", andererseits, weil nicht dynamisch und nicht prozeßhaft, als eine "abgeleitete Größe von dem, was sich deutlicher in Bewegung befindet" (S. 109). Im anthropologischen Konzept würde so Kultur schließlich zu einem System "gemeinsamer Wertvorstellungen", zu einem "Wertsystem" schlechthin, das sich nach Sider wohl noch auf die Analyse von Jäger- und Sammlerhorden anwenden ließe, auch auf die Analyse von "verhältnismäßig egalitären Dorfgesellschaftssystemen" (was damit gemeint ist, fragt sich sicher nicht nur der Rezensent), das aber bei der Analyse von Klassengesellschaften versage. Denn: "In Situationen des Klassenkonflikts bietet die Vorstellung gemeinsamer Werte wenig Hilfe, weder, um zu verstehen, wie die kulturelle Hegemonie der Oberklasse einer Bevölkerung aufgezwungen wird, noch, wie oppositionelle Kulturen sich bilden und durchsetzen" (S. 109).

Abgesehen davon, daß die, wie in der Einleitung vermerkt, "im Rahmen oder in Annäherung an eine marxistische Tradition" (S. 108) arbeitenden Autoren zwar keinen eindeutigen Klassenbegriff bezüglich ihrer Kulturauffassung verwenden, bemüht sich Sider um eine Kulturterminologie, die er mit "Eigentum" als einer Form sozialer Beziehungen verknüpft wissen möchte.

Das dafür gewählte Beispiel sind die sozialökonomischen Verhältnisse in Neufundland mit freilich sehr extremen Eigentumsformen, über deren exemplarischen Modellcharakter sich streiten ließe. Behandelt werden die Umstände, unter denen an den Küsten von Neufundland Kabeljau gefangen wurde, zunächst als Monopol der britischen Krone, die dort einen "saisonalen Wanderfischfang" mit großem wirtschaftlichem Nutzen betrieb, peinlich darauf bedacht, jede Konkurrenz auszuschalten. Die wenigen Siedler waren ausschließlich mit Arbeiten beschäftigt, die mit dem Fischfang in irgendeiner Weise zu tun hatten. Aus diesem Grunde war Landbesitz als Eigentum strikt untersagt, denn "Landbesitz hätte eine Grundlage für eine von der Fischerei unabhängige Existenz geboten, die nicht geduldet werden konnte" (S. 120); daher war "Eigentum in Neufundland kein Arbeitsanreiz" (S. 122). Dieses Fehlen von Eigentum im o.g. Sinne führte u.a. zur Einführung und Anwendung des Trucksystems, mit dem die Abhängigkeiten als Folgeerscheinungen noch verstärkt wurden. Kurzum, es entwickelten sich seit dem 17. Jh. in Neufundland unter den skizzierten Umständen und Bedingungen Hegemoniestrukturen, Abhängigkeiten und Oppositionen, die der Verfasser mit einem Bündel von Kulturverflechtungen koppelt, womit Wirkungsmechanismen erklärt werden sollen und damit - in abgeleiteter Form - z.B. auch Klassenkampf so umschrieben wird: "Es gibt schlechterdings kein Klassenbewußtsein der Arbeiter, das nur ein Bewußtsein davon wäre. Arbeiterklasse zu sein per definitionem muß es auch ein Bewußtsein der Stellung der Arbeiterklasse vis à

vis der besitzenden oder herrschenden Klasse sein" (S. 135). So formuliert, ist Klassenbewußtsein nach Sider Teil der "oppositionellen Kultur". Das alles ist recht gedankenreich bis spitzfindig formuliert, soll aber offensichtlich nichts anderes bedeuten, als auf die Vielfalt von Ausdrucks- und Aktionsmöglichkeiten hinzuweisen, die das vom Klassenantagonismus geprägte Verhältnis zwischen herrschender und unterdrückter Klasse in gegenseitiger Weise bestimmt.

Für den Rezensenten ist es nicht einzusehen, warum Sider - zumal nach seiner Kritik am anthropologischen Kulturbegriff - diese kulturellen Bezüge in einer so verklausuliert sophistischen Art darbietet, daß darunter das grundlegende Moment des Klassenkampfes in seinen vielfältigen Ausdrucksformen fast verschwindet und ein diffuses Kulturelles verbleibt, das zur Klärung nicht beiträgt, dafür aber diesem Kulturellen zu einem Eigenleben verhilft, das der Autor doch offenbar gerade vermeiden wollte.

Dem Rezensenten scheint es auch nicht angebracht, daß Sider durch Zitieren von sumerischen Sprichwörtern aus dem 2. Jt. v.u.Z. Quasi-Belege für hegemonialtypische oder oppositionseigene Kulturprinzipien zu Hilfe nimmt, wenn er die Bedeutung des Kulturellen im Zusammenhang mit Klassengegensätzen erklären will. Das ist unspezifisch und ahistorisch, steht im Verdacht des Wertneutralen und führt weg von der Aufhellung gegebener Umstände durch sozialökonomisch bedingte Ursachen und daraus resultierende Verhaltensweisen der Betroffenen. So sei erneut darauf hingewiesen, daß das Sichtbarmachen und Erläutern von Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnissen, im weiteren Sinne also von Klassenverhältnissen, durch Kultur verdeutlicht werden kann und muß. In dieser Funktion erhalten bestimmte Erscheinungen, Sachen und Handlungen einen neuen Stellenwert. Das wird von Sider im Prinzip auch voll vertreten, verdient unsere Zustimmung und erweist die Nützlichkeit sowie Notwendigkeit der Anwendung eines "ethnographischen Stils" in der Sozialgeschichte. Aber ein abstraktes Diskutieren um dieses kulturelle Moment führt zur Verwirrung, verschleiert die eigentlichen Klassenverhältnisse, verselbständigt den kulturellen Aspekt auf Kosten der sozialökonomischen Grundgegebenheiten, wird, wie schon in anderem Zusammenhang erwähnt, zum "ahistorischen Fallstrick". Nach Meinung des Rezensenten hat Sider die am Anfang seines Aufsatzes formulierte Kritik am anthropologischen Kulturbegriff (S. 108 f.) nicht konsequent genug weiterverfolgt - er ist ihm fast erlegen.

Der folgende Beitrag von Hans Medick (Göttingen): "Plebejische Kultur, plebejische Öffentlichkeit, plebejische Ökonomie. Über Erfahrungen und Verhaltensweisen Besitzarmer und Besitzloser in der Übergangsphase zum Kapitalismus" (S. 157 - 204) ist wohl der einzige dieses Bandes, in dem bereits zur "Alltagsgeschichte" von Jürgen Kuczynski (Band 1 und 2) Stellung genommen wird. Das geschieht bei Medick unter dem Blickpunkt "Alltagsgeschichte und Volkskultur".

Bei allem Positiven in der Beurteilung des neuen Ansatzes Alltag als einem "wesentlich neuen und integralen Bestandteil einer gesellschaftsgeschichtlichen Betrachtungsweise" übt Medick doch Kritik (wie teilweise auch hierzu-lande) an der Verwendung eines vermeintlich einseitigen, zu engen, elitären Kulturbegriffs durch Kuczynski, mit dem dieser beispielsweise den Bauern in der Zeit des Feudalismus eine eigene, eine neben der Kultur der herrschenden Klasse zweite Kultur abspricht. Die sich vor allem hierauf kaprizierenden Kritiker nehmen nach Meinung des Rezensenten zu wenig wahr, daß sich Kuczynski am Kulturbegriff der Klassiker des Marxismus-Leninismus orientiert, nach dem die Kultur der herrschenden Klasse auch die herrschende ist und sich aufgrund der gesellschaftlichen Bedingungen in den Perioden des Feudalismus breiten Klassen und Schichten des werktätigen, unterdrückten, analphabetischen Volkes - ganz gleich in welchem Umfang man diese Kultur auffassen will - verschließt. Aber gerade dadurch funk-

dient bis ins 19. Jh. hinein der ihre Unterdrückung mit konstituierende Machtapparat zur Aufrechterhaltung des Feudalsystems. Natürlich sind darum die Werktätigen nicht kulturlos (im landläufigen Sinne), sie sind gesellschaftliche Individuen, die ihre spezifische Lebensweise in Auseinandersetzung mit den herrschenden Verhältnissen entwickeln, sich einrichten. Dazu gehören Aktivitäten vielfältiger Art, Verhaltensweisen, Kommunikationsformen, Normenbildung für die Lebensregelungen in Familie und Gesellschaft, die vom herrschenden gesellschaftlichen Umfeld determiniert waren. Hinsichtlich dieser Aktivitäten als eigentlichem Kriterium ist zu fragen, ob sie überhaupt oder wie sie zur Selbstverwirklichung der werktätigen Menschen beitragen, die durch Schaffung von Mehrwert unter schwierigsten Bedingungen die Ausprägung von kulturellen Leistungen der Herrschenden erst ermöglichen. Das sind gewaltige Leistungen, und in dieser Dialektik wäre es wünschenswert, das von Kuczynski so aufgefaßte Problem Kultur zu diskutieren, nämlich in einem realen, komplexen gesellschaftlichen Zusammenhang, ohne die Frage nach einem mehr oder weniger breiten Kulturbegriff überstrapazieren.<sup>7</sup> Wenn Medick in diesen Zusammenhängen die Kulturauffassungen vor allem anglo-marxistischer Sozialhistoriker hervorhebt, so wüßte der Rezensent dies nicht als Gegenargument zu deuten, denn von Kuczynskis Auffassung vom Stellenwert und von der historischen Kategorie des Alltags unterscheiden sich zunächst die apostrophierten "Anglo-marxisten" nicht; wohl aber wird man ihren Auffassungen von der Kultur und Lebensweise der Arbeiterklasse insofern skeptisch gegenüberstehen müssen, als sie diese aus der Sphäre der "Besitzarmen und Besitzlosen bereits in der Transformationsperiode zum Kapitalismus" (S. 160) herleiten möchten, dabei aber nicht zu berücksichtigen scheinen, worauf Kuczynski vielfach und ausdrücklich hingewiesen hat, nämlich, daß die Arbeiterklasse als erste unter den Werktätigen in der Geschichte eine eigene Kultur zu entwickeln vermochte, die als Klassenkultur hegemoniale Ziele mit grundsätzlichen gesellschaftlichen Veränderungen artikuliert hat. Das aber taten die Bauern - die Zeit des Bauernkrieges teilweise ausgenommen - als kulturelle Ausdrucksform genausowenig wie die plebejischen Schichten. Solche Zusammenhänge zu diskutieren hätte der Rezensent in diesem Beitrag von Medick eher erwartet.

Der Rezensent kann auch nicht die Meinung des Autors teilen, der, die Kulturbegriffserörterung fortsetzend, eine Gleichsetzung von "Volkskultur" und materieller Kultur vornimmt, wenn er so formuliert: "Die Volkskultur (in der herkömmlichen Ethnographie-Volkskunde ein geläufiger, aber verschwommener Begriff, der zudem undifferenziert auf die werktätigen sozialen Trägerschichten im Feudalismus unter besonderer Berücksichtigung der Bauern angewendet wird - W. J.) der ländlichen und städtischen Unterschicht (warum nicht Unterschichten? - W. J.) muß ... als eine 'materielle Kultur' begriffen und ausgearbeitet werden, als ein integrales und wesentliches Moment in der alltäglichen Produktion und Reproduktion der sozialen Produktionsverhältnisse" (S. 161).

Der Rezensent ist weit davon entfernt, materielle Kultur als traditionell geübte Addition der unterschiedlichsten "Sachen" innerhalb einer sog. "Volkskultur" zu betrachten. Er möchte aber zur Diskussion stellen, als materielle

<sup>7</sup> Im übrigen ist es ein besonderes Verdienst von Kuczynski, in seiner "Alltagsgeschichte" eine ganze Anzahl "volkskultureller" Einzelphänomene und "Spezialitäten" unter den gesellschaftlichen Bedingungen des Verhältnisses von Herrschenden und Beherrschten erstmalig zu neuer Aussage gebündelt zu haben - von ihm, dem Wirtschafts- und Sozialhistoriker, der die Dialektik "Angst und Sicherheit", "Erfahrung und Tradition", "Produktionsfamilie" und andere aus den gesellschaftlichen Umständen abgeleitete Funktionalbereiche in die ethnographisch-volkskundliche Debatte um Begriffe, Gegenstand und interdisziplinäre Position eingebracht hat.



Die Kultur die Art und Weise der Befriedigung der Grundbedürfnisse - im periodenspezifischen Kontext! - zu bezeichnen und, davon abgeleitet, die Überbauerscheinungen als geistige Kultur nach wie vor zu benennen. Beide sind aufs engste miteinander verwoben durch ein gesellschaftlich gegebenes Gemeinsames, das sich begrifflich eindeutiger unter Lebensweise einer Schicht oder Klasse im Rahmen der historisch-gesellschaftlichen Verhältnisse fassen läßt. So gesehen wäre der diffuse, unspezifische Begriff einer "Volkskultur" zu verwerfen, wie es letztlich auch Medick getan hat, der z.B. als relevant für die Zeit zwischen Feudalismus und Kapitalismus den Begriff der plebejischen Kultur (im Sinne der Komplexität von Lebensweise) empfiehlt, um damit "trennschärfer und besser ... die Eigenheiten und Mutationen volkskultureller Lebens- und Erfahrungsweisen zu treffen, wie sie sich in der Übergangsphase zum Kapitalismus herausbildeten" (S. 162).

Die sich anschließende Darstellung von plebejisch bestimmter Lebensweise Landloser und Landarmer, Gewerbetreibender und Händler, Landhandwerker und Manufakturarbeiter usw. ist ein hervorragendes Beispiel zur Charakterisierung dieser werktätigen Schichten in der Zeit des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus, das zu keiner kritischen Diskussion Anlaß gibt, ja im Grunde die Kongruenz der Standpunkte hinsichtlich des angewandten Kulturbegriffs (oder sollte man nicht besser von Lebensweise sprechen?) erkennenläßt. Nur sei noch darauf verwiesen, daß - zumindest in Deutschland - plebejische Kultur und Lebensweise, wie sie Medick im allgemeinen und in einem materialreichen Exkurs über die sozial- und kulturhistorischen Unterschiede zwischen dem zeitgenössischen Schnaps- und Biertrinken in England besonders schildert, sich vor allem unter feudalzeitlichen Bedingungen manifestiert, die Kuczynski treffend mit dem Niedergang dieser Gesellschaftsordnung in ihrer "negativste Phase" bezeichnet. Gewisse Ansätze zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen sind in dieser Periode vorhanden, aber sicher kann man nicht die Meinung von Medick vertreten, daß die plebejischen Schichten "die Vorteile des neuen Kapitalismus erstmals nutzten, ohne seine Beschränkungen anzuerkennen" (S. 173). Eine solche Formulierung setzt den voll ausgebildeten Kapitalismus voraus, und das verschiebt die historische Proportionalität beträchtlich. Gerade im Bereich einer neuen historischen Kategorie von Lebensweise - Kultur - Alltag sollten wir schon zum besseren Vorverständnis mit exakterer Periodisierung arbeiten, sollten in Art einer unverwechselbaren Farbskala Feudalismus und Kapitalismus eindeutiger auseinanderhalten, als uns in den Grauzonen zwischen den beiden Gesellschaftsformationen zu verlieren. Das Wort der Klassiker des Marxismus-Leninismus, daß sich der Kapitalismus im Schoße des Feudalismus entwickelt habe, bleibt davon unberührt.

Norbert Schindler (München) beschäftigt sich mit der "Freimaurerkultur im 18. Jahrhundert. Zur sozialen Funktion des Geheimnisses in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft" (S. 205 - 262). Die Grundfrage seiner Ausführungen ist, "wie fügt sich das esoterische Dunkel des Logenkults in das helle Licht eines aufklärerischen Jahrhunderts" (S. 206)? Dieser Problematik geht der Verfasser mit viel Sachwissen nach, dabei den Weg jener Gemeinschaft über das Handelsbürgertum, die höhere Beamtschaft bis in die jeweilige Hofkamarilla und in die Herrscherhäuser verfolgend. Der Eintritt des preußischen Kronprinzen Friedrich 1738 in die Loge machte die Freimaurer schließlich hoffähig, etablierte sie - meint der Rezensent - als bürgerlich-aufklärerisches Infiltrat in die spätf feudale Reaktion der herrschenden Klasse. Daraus mag sich noch manches Geheimnisvoll-Mystische bis zum Mummenschanz ergeben haben, und nicht erst im 20. Jh. waren die Logen vielen Feindschaften, Verleumdungen, ja Verfolgungen ausgesetzt, aufgrund derer sie ihre Mitglieder durch mancherlei zeremonielles Gehabe zur Verschwiegenheit verpflichteten. Doch sind dies letzten Endes mehr abgeleitete Erscheinungen, die vom Wesentlichen nicht ablenken sollten, daß nämlich die Freimaurerei dem beginnenden gesellschaftlichen bürgerlichen Leben, Vereinswe-



sen usw. vielfach das Gepräge gab, und dies als eine elitär orientierte bürgerliche Gemeinschaft mit aufklärerisch-antifeudaler Tendenz, aber vielleicht in manchem schon bürgerlichen Herrschaftsmechanismus vorwegnehmend, um ihn später auf höherer und höchster Ebene in anderer Weise, wohl aber kaum noch in der frühen "Kryptoöffentlichkeit" zu praktizieren. Mit der eigentlichen Etablierung des Bürgertums im kapitalistischen Europa des 19. Jh. verloren die Logen ihre einstige "innovatorische gesellschaftliche Rolle" und wurden zu einem einflußreichen bourgeoisen politischen Geheimbund, dessen noch ausstehende umfangreiche historische Darstellung durch Schindler manche neuen Zusammenhänge erwarten läßt.

Robert M. Berdahl (Oregon) stößt mit seiner Studie "Anthropologie und Geschichte: Einige theoretische Perspektiven und ein Beispiel aus der preußisch-deutschen Geschichte" (S. 263 - 287) mitten hinein in die Diskussionen um die Kooperation, um das sich gegenseitige Ergänzen zum Erlangen neuer Erkenntnisse historisch-gesellschaftlicher Prozesse. Dabei betont er, daß es ihm um die Einbeziehung der "Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Unterschichten" geht, und er verweist gleichzeitig auf Forderungen marxistisch eingestellter Sozialhistoriker (Eugene Genovese und Elisabeth Fox-Genovese) sowie auf Marc Bloch bzw. frühe Arbeiten der "Annales-Schule". Prononciert identifiziert er sich mit den Genoveses, die darauf hinwiesen, daß "kein noch so übersteigter Enthusiasmus für die 'Volkskultur' oder für die symbolische Artikulation von Unterschichtenprotest, noch viel weniger aber der Enthusiasmus für neue Methoden" die fortwährende Existenz des "Klassenkampfes zwischen antagonistischen sozialen Kräften" verberge. Darauf aber müsse sich all das beziehen, was als Kultur für das Verhältnis zwischen herrschender Klasse und beherrschten Schichten gelte und in Anspruch genommen werden könne.<sup>8</sup> Wenn dann anschließend Berdahl zudem die These vertritt, auch Forscher, die diesen marxistischen Ansatz der Genoveses nicht teilten, könnten dennoch mit der von ihnen ausgesprochenen Kritik übereinstimmen, und in diesem Zusammenhang die Bemerkung fällt, die "Sozialgeschichte in Westdeutschland" habe im Gegensatz zu Westeuropa und den USA den neuen Trend in einer vertieften Erkenntnisfindung durch die Kooperation zwischen Geschichte und Anthropologie (auch Ethnographie) vernachlässigt, ja sei "als ein noch 'unterentwickeltes' Forschungsfeld" zu bezeichnen, obwohl sie doch in der soziologisch-historischen Tradition von Max Weber stehe, dann fällt dem Leser nicht nur auf, daß hier die Namen von Karl Marx und Friedrich Engels fehlen. Dann muß er aus dem Kontext entnehmen, daß die Väter des Marxismus-Leninismus doch wohl mit Bedacht unerwähnt blieben, weil nämlich mit keinem Wort das bürgerlich-kapitalistische Ausbeutungssystem erwähnt wird, ohne dessen Berücksichtigung Kultur als Gesamtausdruck von Beziehungen und Verhaltensweisen sehr schnell ins Mentale, auch Irrationale abgeleitet und damit systemstabilisierende Wirkung erhält. Das bringen z. B. Bemerkungen zum Ausdruck wie diese: "Die kulturellen Formen machen zugleich die Substanz aus, mit der die herrschenden Klassen die Wahrnehmungsweisen der Realität prägen. Diese Substanz ist selbst aber stets auch historisch determiniert und deshalb in ihrer Wirkung begrenzt" (S. 266). Nicht Kultur als Vermittlungssystem von Klassenherrschaft kann die Ausgangsposition für das Verstehen von Klassenbeziehungen bzw. Klassenauseinandersetzungen sein, sondern die Realität des gesellschaftlichen Systems. So gesehen erfüllen auch Symbole, Haltungen oder Verhaltensweisen erst ihre Funktion als systemimmanente Elemente. Der Alltag aber ist die historische Kategorie, in der sich beide Komponenten - gesellschaftlich periodenspezifische Bedingungen mit daraus resultierenden Reaktionen, Haltungen der so oder so Betroffenen - zu adäquaten Existenzformen,

<sup>8</sup> Genovese, E./Fox-Genovese, E., *The Political Crisis of Social History: A Marxian Perspective*, in: *Journal of Social History*, Winter 1976, S. 205 - 220.

Lebensweise oder Kultur zusammenfügen. Diesen Vorgang zu untersuchen und darzustellen ist Sache der interdisziplinären Kooperation zwischen Geschichte und Ethnographie. Die Machbarkeit und den Ergebnisreichtum solcher Zusammenarbeit hat uns wiederum vor allem Jürgen Kuczynski bewiesen.

Wie sich Herrschafts- und Untertanenverhältnisse, aber auch Besitzdifferenzierungen innerhalb einer Klasse manifestieren, zeigt der Verfasser dann an einer Fallstudie zum Begriff des "Standes" und dessen Funktion namentlich im 19. Jh. Er weist dabei auf die "traditionelle Trias der Stände" hin, "durch welche die Gesellschaft in diejenigen geschieden wurde, die beteten, diejenigen, die Krieg führten, und diejenigen, die arbeiteten"; das sei jedoch so umfassend gewesen, daß man einem Zeitgenossen des späten 18. Jh. Recht geben müsse, der meinte, "daß das Wort Stand unter diejenigen Wörter gehört, die man am besten versteht, wenn man sie nicht erklären läßt" (S. 269). Die aber geradezu existenzbestimmende Funktion des Standes für eine Klassengesellschaft mag aus den Worten eines Erzkonservativen wie des Herrn von der Marwitz deutlich werden, der aus seiner Sicht so definierte: "Eine Monarchie kann ohne einen ... begabten Mittelstand nicht bestehen ... Die Masse kann also nur durch Mittelpersonen in Zaum gehalten werden, durch Mittelpersonen, deren eigenes Interesse es ist, die Menge nicht zu einer Masse werden zu lassen, sondern sie geteilt zu erhalten ... Ein Mittelstand ist also notwendig, um die Masse des Volkes zu teilen und sie zu beobachten. - Soll er ein Mittelstand sein zwischen König und Volk, so muß er auch gewisse Vorrechte haben, denn ohne diese gehörte er ja selbst zum Volk und könnte keinen Einfluß auf dasselbe ausüben" (S. 283, Anm. 20). Unter manchen anderen Erscheinungen, die Berdahl in seiner Beispielstudie noch erwähnt, ist kaum eine andere so einprägsam für das Primat gesellschaftlich-klassenmäßiger Grundstruktur zur Erklärung kulturellen Verhaltens.

Renato Rosaldo (Stanford) ist bestrebt, mit seinem Beitrag "Zur Ethnographie und Geschichte der Ilongot-Kopffäger" (S. 288 - 320) deutlich zu machen, "daß die Ethnographie beträchtlich an analytischer Kraft gewinnt, wenn sie ihre Aufmerksamkeit intensiv auf historische Prozesse richtet", und dies auch bei Untersuchung "sogenannter primitiver Gesellschaften" (S. 288). Er will zeigen, "daß das Bild vom zeitlosen Primitiven kein Untersuchungsergebnis ist, sondern eine von den herrschenden Methoden der anthropologischen Forschung geschaffene Illusion" (S. 289).

Diese Einstellung des Autors zu seinem Untersuchungsobjekt kommt nicht von ungefähr, und man muß darauf eingehen, weil aus ihr ein gegenüber der "alten" Ethnographie gewandeltes politisch-weltanschauliches Verhalten spricht: Die Ilongot auf den Philippinen hatte schon mehr als 50 Jahre zuvor der Amerikaner Jones untersucht - ein Ethnograph, den Rosaldo als einen Mann kennzeichnet, der, einstmals Cowboy, freiwillig bei der Einsatztruppe der "Rough Riders" Dienst getan hatte, und dessen "rauhem Grenzercharakter" er ausdrücklich nennt. Für Jones schienen die Ilongot "geradezu auf eine traditionelle ethnographische Form zugeschnitten zu sein ... Sie waren nämlich exotisch genug, um Interesse zu erregen, und ausreichend in sich abgeschlossen, um eine ganzheitliche Analyse zu rechtfertigen" (S. 294). Jones hatte also ein vorgeprägtes Verhältnis zu den Ilongot; es fehlte ihm offensichtlich am notwendigen Verständnis für diese auf Jagd und Sammelwirtschaft basierende ethnische Gemeinschaft: Die Ilongot töteten Jones nach einer entstandenen Streitigkeit.

Anders die Haltung und Einstellung des Autors zu den Ilongot am Ende der 60er Jahre. Er schreibt: "... während Jones sein Forschungsfeld im optimistischen ersten Jahrzehnt des Kolonialabenteuers seines Landes auf den Philippinen erreichte (die Insel wurde 1898 amerikanische Kolonie - W. J.), kam ich dorthin auf dem Höhepunkt des Protestes gegen unser neokolonialistisches Wagnis im nahegelegenen Vietnam" (S. 293).

Rosaldo verkörpert also einen anderen, vielleicht menschlicheren Forschertyp, der sein durch das Studium von Jones zunächst beeinflusstes Untersuchungsvorhaben aufgibt bzw. ändert, als er mit den Ilongot näher bekannt geworden ist. Er entschließt sich, am Beispiel dieser wenige hundert Menschen zählenden Gemeinschaft eine "ethnographische Geschichte" zu schreiben, und dies auf der Grundlage von Erzählungen der Ilongot über ihre Lebensweise oder ihren Alltag, die für sie ihre Geschichte waren, die Geschichte einer Gemeinschaft auf einer niedrigen Entwicklungsstufe der Produktionsverhältnisse. Rosaldo ist es sogar gelungen, eine Chronologie dieser Geschichte aufzustellen, die er bis ans Ende des 19. Jh. rekonstruieren konnte, und er verstand es auch herauszufinden, daß die Kopfjäger so etwas wie ein Geschichtsbewußtsein, zumindest aber einen Sinn für Geschichte besaßen.

All dies waren für Rosaldo ganz neue Entdeckungen, die ihn schließlich zu der Einsicht führten, daß seine ursprüngliche Motivation zur Untersuchung der Ilongot auf falschen, romantizistischen "Heile Welt"-Vorstellungen basierte, die nach Radcliffe-Brown, Eliade, Lévi-Strauss u.a. den "Primitiven" jede Geschichtlichkeit absprachen, ohne dies je geprüft zu haben. "In den meisten anthropologischen Untersuchungen ist die Frage nach der Geschichte, und zwar sowohl als Prozeß wie auch als Bewußtsein, weder widerlegt noch bestätigt, sondern einfach ignoriert worden" (S. 314). Rosaldo kam es nicht zuletzt wohl auch aus seiner Haltung als Gegner des Vietnam-Krieges - darauf an, herauszufinden, unter welchen Bedingungen die Ilongot lebten und leben mußten, als Widerspiegelung eines historischen Prozesses, den als Musterbeispiel rekonstruiert zu haben sein besonderes Verdienst um die Beseitigung "ahistorischer Fallstricke" in der Ethnographie ist. Sein Aufsatz kommt einem Bekenntnis gleich.

Als letzter der Autoren dieses Bandes schreibt Alf Lütcke (Göttingen) über die "Rekonstruktion von Alltagswirklichkeit - Entpolitisierung der Sozialgeschichte?" (S. 321 - 353) und stellt gleich eingangs betont scharf die Frage nach dem Interesse und nach den Interessenten an Alltagsgeschichte außerhalb der Historikerzunft: "Suchen die Käufer für 'Alltag' Einsichten in die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse, geht es um ihre historische Identität ... Oder ist nicht vielleicht das Hauptmotiv, die angeblich immer gleiche Lebenslage der 'kleinen Leute' bestätigt zu erhalten, Gewißheit zu finden dafür, daß ihnen angesichts politischer Machtlosigkeit nur ein privates 'kleines Glück' bleibt?" (S. 321 f.) Manipulationen also mit Alltag durch allerlei Medien vom Film bis zur Ausstellung und zum Bildband? Ganz sicher sind in dieser Hinsicht den "Machern" manche Möglichkeiten in die Hand gegeben. Alltag im Trivialen untergehen zu lassen, Nostalgie zu wecken, also abzulenken vom eigenen, harten, immer wieder zu bewältigenden Alltag und den existentiellen Nöten, abzulenken aber auch von den Ursachen für Alltag in Geschichte und Gegenwart, also die gesellschaftliche Realität, die systemimmanenten Bedingungen für Alltagsreaktionen gerade der unteren Sozialschichten auszuklammern. "Das Interesse richtet sich nicht selten auf das Exotische, auch in der 'eigenen' Geschichte - unverkennbar sind Fluchtbewegungen". (S. 232)

Es ist zu begrüßen, daß die Herausgeber, sicher in voller Absicht, Lütckes Beitrag an den Schluß ihrer Essay-Reihe gesetzt haben, um besonders die Probleme der angewandten Wissenschaft in deren ambivalenter Einstellung und Wirksamkeit zu dokumentieren: als wissenschaftlich kaschierte Manipulationsmöglichkeit, aber auch als Mittel wirklicher wissenschaftlich begründeter Aufklärung über historisch-gesellschaftliche Umstände realen Alltagsgeschehens. Lütcke ist zugleich der einzige Autor, der z.B. vom "industriellen Kapitalismus" und der mit ihm verzahnten "entwickelten bürgerlichen Gesellschaft" schreibt.

"Alltag' als Medium der Entpolitisierung" bleibt eine nicht nur latente, son-

dern eher akute Gefahr, wie Lüttke an westdeutschen Beispielen von Befragungen zum Alltag im Faschismus eindrucksvoll demonstrieren kann. Er gelangt zu der Schlußfolgerung, daß auch bei neuen sozialgeschichtlichen Konzepten "Alltag ... für die bloß 'private' Sphäre" stehe, statt damit "die Widersprüchlichkeiten und Ungleichzeitigkeiten von Produktionsweisen wie Produktionsverhältnissen in der Lebensweise der Betroffenen zu zeigen - zu erklären und anschaulich zu machen" (S. 328), daß sie im gesellschaftlichen Komplex zu sehen und nicht die Einzelheiten als solche überwuchern zu lassen, statt die letztlich im Klassenkampf wirkenden "Gleichzeitigkeiten von Hinnahme, Distanz und Widersetzlichkeit" hervorzuheben und keine "sicheren Schneiden" durch das Geflecht historisch-gesellschaftlicher Beziehungen zu schlagen - denn "dann wird die eigentliche Dynamik von Geschichte verfehlt" (S. 330).

Zu diesem abschließenden Beitrag gehören notwendigerweise auch eine Vielzahl von methodologischen Hinweisen, wie Alltag als eine komplexe politisch-historisch-gesellschaftlich-kulturelle Erscheinung im Leben der in Zwängen, Hoffnungen, Erwartungen und Widerstandswillen verbundenen Werktätigen als dynamischer Prozeß darzustellen sei. Dies ist hier nicht mehr zu resümieren; wohl aber ist herauszustellen, daß Lüttke für eine "Sozialgeschichte des Alltags" plädiert, darin die "oral history" als kritisch zu behandelnde Quellengattung einbezieht, die Widersprüchlichkeiten in dem komplex-komplizierten Alltagsgeschehen zu erkennen - "bei den erforschten wie forschenden Subjekten" - und zu erklären versuchen, "ohne die Anpassung, Hinnahme oder Resignation zu beschönigen" (S. 19).

Was "Geschichte von unten" bedeutet, wird bei Lüttke in besonderer Weise deutlich. Sein Aufsatz, der sich auf die Praxis der Forschung konzentriert, fällt darum vielleicht ein wenig aus dem Rahmen des Bandes, zeigt aber doch in größerer Klarheit die Darstellung des Alltags als heuristisches Erkenntnisziel, interdisziplinären historischen Bemühens und die Konstituierung dieses Phänomens Alltag als eine genuine historische Kategorie. Es bleibt allerdings zu bedauern, daß Lüttke die Gelegenheit nicht wahrgenommen hat, sich mit Kuczynskis "Alltagsgeschichte" auseinanderzusetzen, wie Medick es ansatzweise getan hat.

Wir kommen zum Schluß: Als eine das bisherige Wissenschaftsgeschehen um Klassen und Kultur, Alltag, Lebensweise kritisch reflektierende Anthologie wird der Band bei allen künftigen Diskussionen eine besondere Position einnehmen, auch wenn die letztlich doch zu einseitige Auswahl der Beiträge aus Ländern des Kapitalismus bisweilen befremdet. Diese ausführliche Rezension dürfte aber widerspiegeln, daß die Thematik auch in den sozialistischen Ländern - und dies nach Jürgen Kuczynskis "Fünfbänder" - auf großes Interesse stößt.

Der breite historisch-geographische, also nicht nur auf Europa bezogene Rahmen, weist auf eine neue Sicht von Geschichte, die unter interdisziplinärem Vorzeichen angegangen werden muß, soll sie die unteren Sozialschichten, soll sie die Arbeiterklasse als Geschichte mittragendes, mitgestaltendes und dynamisches Element in gebührender Weise (endlich) voll einbeziehen. Die Krise in den betreffenden Wissenschaften, namentlich in der Ethnographie und in der Anthropologie, trat gerade dabei offen zutage, wie aber auch der Wille der neun Fachvertreter unverkennbar ist, vielfach durch Hinwendung zu materialistischen Theorien und Methoden einen Wandel in den jeweiligen Auffassungen der angesprochenen Disziplinen herbeiführen zu helfen. Von daher zeigen die Beiträge durchaus Perspektiven auf. Aber auch manche kritische Einschätzung war zu treffen, die sich aus der Tatsache eines bewußten Manipulierens mit dem Kulturbegriff ergibt, mit Kultur als einem zeitlos, gesellschaftlich indifferent gesehenen und artikulierten Wertsystem, und zwar als häufig konstantem Element in der gegenwärtigen internationalen ideologischen Auseinandersetzung der Klassenkräfte und der beiden Weltsysteme.



Wenn eine gezielte Absicht den Autoren des Bandes so auch nicht unterstellt werden soll, ist aber auf die Gefahr des Mißbrauchs zumindest hinzuweisen, wenn sich ein weit gefaßter Kulturbegriff zu verselbständigen, seine eigentliche Basis im historisch-gesellschaftlichen Gefüge zu verlieren oder aufzugeben beginnt.

Schon 1977 hatte Dieter Ulle darauf hingewiesen, daß in der bürgerlichen Ideologie z.B. unter Kultur eine alles übergreifende kleinbürgerliche Lebensweise und massenhafte Lebensformen kleinbürgerlichen Alltags verstanden würden, ohne daß der Klassencharakter der Beziehungen etwa zwischen Arbeiterklasse und Großbourgeoisie in irgendeiner Weise genannt wird.<sup>9</sup> Auch wir meinten unter unseren fachspezifischen Prämissen auf das Vernachlässigen dieser Komponente immer wieder hinweisen zu müssen. Zum anderen schließen wir uns den jüngsten Ausführungen des gleichen Autors an, der auf die Notwendigkeit einer sorgsam Beachtung von "Tendenzen linksbürgerlicher Kulturkritik innerhalb der 'neuen demokratischen Bewegungen'" in den Ländern des Kapitalismus hinweist, deren "politisches Gewicht ... im Sinne ihres antikapitalistischen Potentials" von großer Bedeutung gerade für die Errichtung einer gemeinsamen demokratischen Friedensfront ist.<sup>10</sup> Eine enge Partnerschaft zwischen Geschichtswissenschaft und Ethnographie, auch Anthropologie, ist in einer solchen weltweiten Bewegung ein äußerst stimulierender und hoch einzuschätzender Faktor. In diesem Sinne gebürt den Autoren Dank für ihr beispielhaftes Unternehmen, die Partnerschaft zwischen beiden Disziplinen zu stärken und sie aus den Querelen um Begriffe zu befreien sowie ihr eigentliches humanistisches Anliegen durchsetzen zu helfen.

Der Band ist weltweit angelegt und sollte auch in dieser Weise wirksam werden. Es scheint dem Rezensenten daher angezeigt, seine Auseinandersetzung mit Worten des Generalsekretärs der UNESCO Amadou-Mahtar M'Bow zu beschließen und damit gleichzeitig die Frage aufzuwerfen, ob der Titel des Buches "Klassen und Kultur" wirklich dem entspricht, was ausgesagt werden soll. M'Bow schreibt: "Seit einigen Jahren beobachtet man in einigen Ländern einen allmählichen Neuaufbau der Gesellschaft, der sich auf eine Wiederbelebung ihrer tiefverwurzelten kulturellen Werte stützt. Dieses Streben verleiht den geistigen, religiösen oder mystischen Strömungen, durch die ein Teil dieser Völker eine neue Solidarität zu knüpfen versucht, einen neuen Schwung. Es bewegt auch bestimmte Völker dazu, eine moderne Welt aufzubauen, ohne die schöpferischen Dimensionen der Tradition vernachlässigen zu müssen. Dieses Ziel setzt eine Erneuerung der sozialen Normen und Bräuche voraus. Die Gesellschaft kann den Fortschritt nur dann bejahen, ohne sich zu verraten, wenn sie einerseits ihre wertvollen Kultur- und Arbeitstraditionen sowie ihre ästhetischen und sittlichen Werte mobilisiert und andererseits all das verwirft, was sie an einer ausgeweglosen Vergangenheit haften läßt."<sup>11</sup> Die Probleme der Welt liegen tiefer als die Diskussion um einen mehr oder weiter gefaßten Kulturbegriff.

9 Ulle, D., Kultur und Klassenherrschaft. Bemerkungen zu bürgerlichen Kulturkonzeptionen, in: Weimarer Beiträge, 12/1977, S. 5 - 19.

10 Derselbe, Bürgerliche Kulturkritik heute. Zu Tendenzen linksbürgerlicher Kulturkonzeptionen, in: ebenda, 4/1983, S. 604.

11 M'Bow, A.-M., An der Schwelle der Zukunft, in: UNESCO-Kurier, 1/1983, S. 9.



Begriffsbestimmung am Scheideweg  
zwischen Denkmodell und sozialökonomischer Realität

Gerold Ambrosius, Zur Geschichte des Begriffs und der Theorie des  
Staatskapitalismus und des staatsmonopolistischen Kapitalismus

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1981, 131 S., Pr.: 38,- DM

von Klaus Leciejewski

Nach der Auffassung des Autors existieren drei theoriengeschichtliche Strömungen, für die der Begriff des Staatskapitalismus bzw. des staatsmonopolistischen Kapitalismus ein Instrument zur Erklärung des Zusammenhangs von Staat und Monopol darstellt: der Sozialreformismus, eine bürgerliche finanzsoziologische Strömung und der Marxismus. Beim letzteren ist zwischen den Marxisten und linksradikalen Auffassungen zu unterscheiden.

Gerold Ambrosius lehnt die Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus selber ab. Er will die Entwicklung dieser Theorie aber nicht nur aus einer kritischen Position heraus verfolgen und sich nicht nur mit - aus seiner Sicht - falschen Positionen auseinandersetzen. Er vertritt die Auffassung, daß "historische Perspektiven" stärker bei der Untersuchung von Theoriebildung berücksichtigt werden sollten. "Das Schlagwort von der Historisierung der Sozialwissenschaften meint dabei, daß zum einen die historischen Entwicklungsbedingungen der Systeme in der theoretischen Analyse stärker berücksichtigt werden müssen, daß zum anderen die vorhandenen Theorieansätze nicht einfach übernommen, sondern nur von dem historischen Hintergrund, vor dem sie entstanden sind, richtig beurteilt werden können." (S. 7)<sup>1</sup> Das damit verbundene Ziel drückt er folgendermaßen aus: "Wenn hier eine stärkere Historisierung sozialwissenschaftlicher Theoriebildung gefordert wird, so ist damit die Überzeugung verbunden, daß nur eine historisch orientierte Sozialwissenschaft in der Lage ist, Theorien als Produkt ihrer eigenen gesellschaftlichen Bedingtheit zu erkennen und richtig einzuordnen." (S. 131) Hier wird also auf den methodischen Gewinn für die eigene Theoriebildung aus der Analyse anderer Theorien verwiesen.

Ambrosius setzt den Beginn der Verwendung des Begriffs Staatskapitalismus bei den Diskussionen in der deutschen Sozialdemokratie um Auffassungen Georg von Vollmars an. Vollmar hatte die Verstaatlichungspolitik Bismarcks als einen Weg zur evolutionären Entwicklung des Kapitalismus angesehen und diese als Staatssozialismus bezeichnet. Im Gegensatz dazu verwendeten Karl Kautsky, Wilhelm Liebknecht u. a. die Bezeichnung Staatskapitalismus für diese Entwicklung, um damit ihr kapitalistisches Wesen zu betonen.

Theoriengeschichtlich knüpften während des ersten Weltkrieges Karl Renner, Otto Bauer, Heinrich Cunow - und diesmal auch Kautsky, der seine frühere Position aufgab - an Vollmar an. Dabei faßten sie die engere Verknüpfung zwischen Staat und Monopolen, bei Beibehaltung des Begriffs Staatskapitalis-

1 Alle nicht näher bezeichneten Seitenangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf das hier besprochene Buch.

mus, als eine Vorstufe beim Hineinwachsen in den Sozialismus auf. Zwischen den beiden Weltkriegen fand diese Auffassung in Hilferdings Theorie vom "organisierten Kapitalismus" ihren Höhepunkt. Der Autor meint, diese Linie habe innerhalb der SPD in der BRD keine Fortsetzung gefunden. Weil die Apologetik des Kapitalismus jetzt im Vordergrund stand, mußte der Begriff des Staatskapitalismus - auch angesichts der Erfahrungen mit dem Faschismus - fallengelassen werden.

Die aus bürgerlicher Sicht in den 20er Jahren entwickelte Auffassung Rudolf Goldscheids vom Staatskapitalismus und die, darauf aufbauend, Anfang der 70er Jahre von James O'Connor entwickelte Position blieben Einzelbeispiele innerhalb des bürgerlichen Spektrums. Ihr Ausgangspunkt waren finanzielle Probleme des staatsmonopolistischen Staatshaushaltes. Es erfolgte keine Analyse der Verflechtung von Staat und Monopolen. Ambrosius weist hier treffend nach, daß derartige Auffassungen auf einer mißverstandenen Marxinterpretation beruhen und eklektisch verschiedene Theorien miteinander verknüpft werden. Das Kapital wird auf "Dinge" reduziert. Der Staat soll kapitalistisch bleiben, aber ohne Privatmonopole. Diese gesamte Vorgehensweise ist ausgesprochen ahistorisch. Was Ambrosius nicht aufdeckt, was jedoch seine Analyse deutlich macht, ist die Tatsache, daß eine theoretische Opposition innerhalb des bürgerlichen Spektrums entweder auf Theorienansätze vor Marx zurückgreifen muß oder gezwungen ist, marxistische Gedankengänge eklektisch zu verwenden.

Den größten Teil seiner Arbeit widmet Ambrosius der Entwicklung der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus von Lenin bis zur Gegenwart. Auf verschiedene falsche Behauptungen dabei soll hier kurz eingegangen werden.

1. Bei Ambrosius heißt es: "Ausgangs- bzw. Endpunkt war auch für Lenin das System der deutschen Kriegswirtschaft, das das marxistische Entwicklungsmuster zu bestätigen schien und auch einer 'Theorie' des Staatskapitalismus den realen Hintergrund lieferte." (S. 27) Die in der bürgerlichen Literatur weit verbreitete Behauptung, nach der Lenin seine Auffassung zum staatsmonopolistischen Kapitalismus aus der Analyse der deutschen Kriegswirtschaft abgeleitet habe, ist falsch. In seinen ersten Stellungnahmen zum staatsmonopolistischen Kapitalismus zeigte Lenin auf, daß der Krieg die staatsmonopolistische Entwicklung wesentlich vorangetrieben hatte. Er wies dabei auf das Beispiel Deutschlands hin. Bald danach verallgemeinerte Lenin seine Auffassung. Er schrieb: "Insbesondere aber weist der Imperialismus, weist die Epoche des Bankkapitals, die Epoche der gigantischen kapitalistischen Monopole, die Epoche des Hinüberwachsens des monopolistischen Kapitalismus in den staatsmonopolistischen Kapitalismus, eine ungewöhnliche Stärkung der 'Staatsmaschinerie' auf, ein unerhörtes Anwachsen ihres Beamten- und Militärapparats in Verbindung mit verstärkten Repressalien gegen das Proletariat sowohl in den monarchistischen als auch in den freiesten, republikanischen Ländern."<sup>2</sup> Auch an verschiedenen anderen Stellen Leninscher Arbeiten findet sich der Hinweis, daß dem Monopolkapitalismus seit seiner Entstehung die Tendenz zur Verbindung von Staatsmacht und ökonomischer Macht der Monopole innewohnt.<sup>3</sup> Diese Tendenz ist durch den ersten Weltkrieg verstärkt hervorgetreten. Die deutsche Kriegswirtschaft war für Lenin nur das erste Beispiel, an dem er den Durchbruch in diesem Prozeß beobachten konnte. Er führte als Beweis später auch andere Länder an.

2 Lenin, W. I., Staat und Revolution, in: Werke, Berlin 1955 ff., Bd. 25, S. 423.

3 Vgl. ebenda, S. 456; Lenin, Referat auf dem I. Gesamtrussischen Kongreß von Vertretern der Finanzabteilungen der Sowjets, 18. Mai 1918, in: Werke, Bd. 27, S. 380.

entwickelt sich innerhalb der Bourgeoisie eine Gruppe, die den kapitalistischen Reproduktionsprozeß beherrscht, dann muß in der Folge auch der Staat sich den Interessen dieser Gruppe unterordnen. Eine andere Position würde die Beziehung zwischen Basis und Überbau leugnen, würde negieren, daß der Staat immer Interessenvertreter der herrschenden Klasse ist und diese Herrschaft aus der Struktur der Produktionsverhältnisse resultiert. Auch bevor das Monopol zum herrschenden Produktionsverhältnis geworden war, hatte der Staat vielfach die Entwicklung von Monopolen gefördert. Monopolentwicklung ist eine Gesetzmäßigkeit des Kapitalismus. Behindert der Staat diese - was er aufgrund seiner Eigenbewegung durchaus kann -, ruft dies ökonomische und soziale Widersprüche hervor. Die Macht der Bourgeoisie wäre gefährdet.

Der staatsmonopolistische Kapitalismus tritt gesetzmäßig mit der Entwicklung des Monopols auf. Er weist Entwicklungsstadien auf, die jedoch nicht nur von der ökonomischen Entwicklung, sondern auch von der politischen abhängen. Da es keine Verschmelzung von ökonomischer Basis und politischem Überbau gibt, weist der Staat immer eine Eigenbewegung auf.

2. Die Bezeichnung Staatskapitalismus für Erscheinungen in Sowjetrußland im Frühjahr 1918 und ab Herbst 1921 hat einen anderen Inhalt als die Charakterisierung der Beziehung zwischen Monopol und Staat im Imperialismus als Staatskapitalismus oder staatsmonopolistischer Kapitalismus durch Lenin. Es trifft aber nicht zu, wie Ambrosius behauptet, daß Lenin damit nur "Prinzipien" bzw. "Lenkungenfunktionen des Staates" bezeichnen wollte (S. 32 f.).

Bei der Anwendung des Begriffs Staatskapitalismus auf Sowjetrußland ist die historische Situation, in der sich Sowjetrußland befand, zu berücksichtigen. Im Frühjahr 1918 wendete Lenin diesen Begriff auf die Zusammenarbeit des proletarischen Staates mit der noch wesentliche Positionen haltenden Bourgeoisie an. Er wollte verdeutlichen, daß diese Zusammenarbeit ökonomisch höher steht als die kleine Warenproduktion.<sup>4</sup> Vom Frühjahr 1921 bis zum Herbst desselben Jahres diente der Begriff des Staatskapitalismus Lenin vor allem zur Bezeichnung der Konzessionen, Verpachtungen, der Existenz der kleinen Warenproduktion sowie der Elemente des freien Handels.<sup>5</sup> Dieser Inhalt blieb auch später noch bestehen, wurde darüber hinaus jedoch wesentlich erweitert.

Die entscheidenden Äußerungen Lenins zum Staatskapitalismus Sowjetrußlands fallen in die Zeit zwischen dem Herbst 1921 und den ersten Wochen des Jahres 1923. Im Herbst 1921 stellte Lenin fest, daß der ursprüngliche Plan der Bolschewiki, nur mit Hilfe der Naturalsteuer bei lokaler Begrenzung des freien Handels und ohne Wiedereinführung des Geldsystems die Wirtschaft zu beleben, gescheitert war.<sup>6</sup> Jetzt forderte Lenin dazu auf, wieder das Geldsystem zu errichten und die Ausbreitung des Handels staatlich zu fördern. Er verwendet den Begriff des Staatskapitalismus jetzt zu verschiedenen Anlässen in Zusammenhang mit dem Aufbau der Warenproduktion, d. h. mit dem Aufbau des Geldsystems, des Finanzwesens, der Umstellung der Betriebe auf die Eigenerwirtschaftung der Mittel auf der Basis der wirtschaftlichen Rechnungsführung u. a. m.<sup>7</sup> Meines Erachtens erweiterte und präzierte Lenin

4 Derselbe, Über "linke" Kinderei und über Kleinbürgerlichkeit, in: Werke, Bd. 27, S. 327 f.

5 Derselbe, Über die Naturalsteuer, in: Werke, Bd. 32, S. 358 f.

6 Derselbe, VII. Moskauer Gouvernements-Partei-Konferenz. 29. - 31. Oktober 1921, in: Werke, Bd. 33, S. 77.

7 Derselbe, IX. Gesamtrussischer Sowjetkongreß. 23. - 28. Dezember 1921, in: ebenda, S. 143; derselbe, Über die Rolle und die Aufgaben der Gewerkschaften unter den Verhältnissen der Neuen Ökonomischen Politik, in: ebenda, S. 169 ff.

hien den Begriff des Staatskapitalismus. Er geht von der auch im Parteiprogramm von 1919 verankerten Vorstellung aus, daß die Warenproduktion auf der Basis entsprechend hoher Produktivkräfte in Zusammenhang mit dem Absterben der Klassen in der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft aufgehoben wird. Darum verweist er auch auf die Möglichkeit, bei einem entsprechend hohen Stand der Arbeitsproduktivität ohne Ausnutzung der Warenproduktion direkt zum Kommunismus übergehen zu können.<sup>8</sup> Unter den Bedingungen von 1921 kam es jedoch darauf an, mit Hilfe der Warenproduktion die Produktivkräfte soweit zu entwickeln, daß der Vorkriegsstand erreicht werden konnte und die Planung gesamtgesellschaftlich durchführbar wurde. Deshalb erfolgte auch immer wieder sein Vergleich mit dem Frühjahr 1918, als, von anderen Ausgangsbedingungen her, dieses Ziel mit ähnlichen Methoden angestrebt worden war.<sup>9</sup>

Nach Lenin war die Ausnutzung der Warenproduktion für die Entwicklung der Produktivkräfte Sowjetrußlands unumgänglich. Er verwies ausdrücklich darauf, daß es über diese Form des Staatskapitalismus in der bisherigen marxistischen Literatur keine Überlegungen geben konnte.<sup>10</sup> Deshalb gab er auch eine Charakterisierung dieser neuen gesellschaftlichen Form: "... dieser Staatskapitalismus ist mit dem Staat verbunden, der Staat aber - das sind die Arbeiter, das ist der fortgeschrittene Teil der Arbeiter, das ist die Vorhut, das sind wir."<sup>11</sup> Der Staat besitzt die "Kommandohöhen" der Wirtschaft und nutzt sie mittels der Warenproduktion im Interesse des Proletariats.<sup>12</sup> Lenin nennt diese Form einen "eigenartigen Staatskapitalismus"<sup>13</sup>, der sich vom buchstäblich aufgefaßten Staatskapitalismus eben durch den Besitz der Produktionsmittel durch die proletarische Staatsmacht unterscheidet.

Diese Zusammenhänge verkennt Ambrosius völlig. Er überträgt heterogene Auffassungen verschiedener Autoren auf unterschiedliche historische Situationen.

3. Nach einer kurzen Darlegung der wesentlichen Zusammenhänge der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus bemüht sich Ambrosius, diese ausführlich zu kritisieren. Sein Haupteinwand besteht im folgenden: "Nur wenn das Staatskapital im letzteren Sinn im Rahmen des gesamten kapitalistischen Produktionsprozesses dominiert, wäre es plausibel, vom Staatskapitalismus als einer ökonomischen Gesellschaftsformation zu sprechen." (S. 129) In keinem entwickelten kapitalistischen Staat dominiert heute das im Staatsbesitz befindliche Kapital. Zwar muß es möglich sein, aus einer die Realität richtig abbildenden Theorie auch Schlüsse auf mögliche sich verändernde Bedingungen abzuleiten, aber dies ist hier nicht die Frage. Ambrosius unterstellt der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus einen Ausgangspunkt, den sie gar nicht besitzt. Wenn der bürgerliche Staat zum Interessenvertreter der Monopole geworden ist und dies seine wesentliche Einflusnahme auf den Reproduktionsprozeß verlangt, dann ist das Monopolkapital keinesfalls mit dem Staat identisch. Es bleibt Privatkapital, allerdings anderen Charakters als bei der Herrschaft einer Vielzahl relativ kleiner Einzelkapitale.

8 Derselbe, VII. Moskauer Gouvernements-Parteikonferenz, S. 85.

9 Derselbe, IV. Kongreß der Kommunistischen Internationale, in: Werke, Bd. 33, S. 405.

10 Derselbe, XI. Parteitag der KPR (B), in: ebenda, S. 264.

11 Ebenda, S. 265.

12 Derselbe, IV. Kongreß der Kommunistischen Internationale, S. 413; derselbe, Über das Genossenschaftswesen, in: Werke, Bd. 33, S. 453.

13 Derselbe, IV. Kongreß der Kommunistischen Internationale, S. 413.

Ambrosius geht auch auf die Charakterisierung des real existierenden Sozialismus als Staatskapitalismus durch linksradikale Autoren ein. Hier weist er zutreffend nach, daß derartige Auffassungen von schablonenhaftem und ahistorischem Herangehen gekennzeichnet sind. Die Abstraktion wird derartig übersteigert, daß ihre Beziehung zur Realität verlorengeht. Das hindert ihn aber nicht, an verschiedenen Stellen seiner Arbeit Behauptungen dieser Autoren, vor allem denen W. Olles, zu folgen und sie zu Ausgangspunkten seiner eigenen Analyse zu machen. Dies gibt in Zusammenhang mit verschiedenen anderen unbewiesenen Behauptungen und mangelhaften Nachweisen seiner Arbeit einen oberflächlichen Zug.

Damit soll nicht negiert werden, daß die Zusammenstellung der verschiedenen Auffassungen zum staatsmonopolistischen Kapitalismus in dieser Form bisher einmalig ist. Der damit gewonnene Überblick kann bei Beachtung der ideologischen Positionen des Autors und seiner gravierenden Fehleinschätzungen interessante Faktenkenntnisse vermitteln.<sup>14</sup>

Die Ideologie und Geschichte des Kleinbetriebs war in den letzten 100 Jahren weitlich abwechslungsreich. Doch mit dem beschleunigten Wachstum der Großindustrie - zunächst in England und nach 1850 im Westen und Zentrum des europäischen Kontinents - sah man schnell Überlagerung vorant. Und in der Tat, ab die Zeit der Eisenbahn noch wuchs oder sich veränderte, ob die Kleinbetriebe mehr oder weniger schnell mechanisiert wurden, ihre wirtschaftliche Bedeutung sank mehr und mehr, und mehr isoliert als ein immer gefangener Proletariat der Produktion und der Beschäftigten auf sie entfiel.

Das führte schließlich dazu, daß teilweise in der Sowjetunion und nach 1945 auch in einigen sozialistischen Ländern ihre vollständige Abschaffung propagiert und auch weitgehend durchgeführt wurde - der Nachteil der sozialistischen Lösung, daß nämlich Fehler in der Ideologie und Theorie systematisch und allgemein auch in der Praxis realisiert werden, wurde hier wirksam. Zeitweise wurden in einer Reihe von sozialistischen Ländern - nicht so weitgehend in der DDR - Handwerksbetriebe und private Läden zu einem beachtlichen Teil geschlossen. Heute ist die Situation eine grundlegend andere. Kleinbetriebe blühen in den sozialistischen Ländern wieder auf, sei es in Genossenschafts- oder Zusammenschüssen oder auch als Privatbetriebe.

In der Welt des Kapitals, in der die bürgerlichen Revolutionen deren allmählichen Übergang lange Zeit hindurch voraussetzten, sind die Kleinbetriebe (trotz zahlreicher Bankrotte und brutaler Siegerbelastung im Gegensatz zu den Großbetrieben) stets zahlenmäßig groß geblieben, wenn auch auch ihre Funktion v. T. geändert hat - in der Produktion wurden sie entweder als Reparaturbetriebe (Handwerk) oder Zulieferbetriebe (Kleinen eines Großbetriebes).

Man sieht, wie wechselreich Ideologie und Geschichte der Kleinbetriebe schon in Europa, allgemein in den entwickelten Industrieländern, gewesen sind. Fast möchte man auch hinzufügen: ganz gleich wie die Situation des Kleinbetriebes. Fast! denn ein Betrieb mit 10 Beschäftigten war natürlich 1950 viel größer im Bereich der Gesamtwirtschaft als 1980.

Das vorliegende Werk enthält 31 Studien von 46 Forschern. Die der Prof.

14 Der Staat im staatsmonopolistischen Kapitalismus der Bundesrepublik = Beiträge des Instituts für marxistische Studien und Forschungen (IMSF), 6/I, Frankfurt (Main) 1981, eine neuere, von marxistischen Positionen aus geschriebene Arbeit, bietet in vielen Detailfragen allerdings weit reichhaltigeres Material als die vorliegende Arbeit.



## Spielt der Kleinbetrieb noch eine Rolle?

Petite Entreprise et Croissance Industrielle dans le Monde  
aux XIXe et XX Siècles, hg. v. Commission Internationale  
d'Histoire des Mouvements Sociaux et des Structures Sociales

Editions du Centre National de la Recherche Scientifique,  
Paris 1981, 2 Bde., 1113 S., Pr.: 375,- FF

von Jürgen Kuczynski

Die Ideologie und Geschichte des Kleinbetriebes war in den letzten 150 Jahren wahrlich abwechslungsreich. Dann mit dem beschleunigten Wachstum der Großindustrie - zunächst in England und nach 1850 im Westen und Zentrum des europäischen Kontinents - sah man seinen Untergang voraus. Und in der Tat, ob die Zahl der Kleinbetriebe noch wuchs oder sich verminderte, ob die Kleinbetriebe mehr oder weniger schnell mechanisiert wurden, ihre wirtschaftliche Bedeutung sank mehr und mehr insofern ab, als ein immer geringerer Prozentsatz der Produktion und der Beschäftigten auf sie entfiel.

Das führte schließlich dazu, daß zeitweise in der Sowjetunion und nach 1945 auch in einigen sozialistischen Ländern ihre gänzliche Abschaffung propagiert und auch weitgehend durchgeführt wurde - der Nachteil der sozialistischen Planung, daß nämlich Fehler in der Ideologie und Theorie systematisch und allgemein auch in der Praxis realisiert werden, wurde hier wirksam. Zeitweise wurden in einer Reihe von sozialistischen Ländern - nicht so weitgehend in der DDR! - Handwerksbetriebe und private Läden zu einem beachtlichen Teil geschlossen. Heute ist die Situation eine grundlegend andere. Kleinbetriebe blühen in den sozialistischen Ländern wieder auf, sei es in Genossenschaften zusammengeschlossen oder auch als Privatbetriebe.

In der Welt des Kapitals, in der die bürgerlichen Politökonomien deren allmählichen Untergang lange Zeit hindurch voraussagten, sind die Kleinbetriebe (trotz zahlreicher Bankrotte und brutaler Steuerbelastung im Gegensatz zu den Großbetrieben) stets zahlenmäßig groß geblieben, wenn sich auch ihre Funktion z. T. geändert hat - in der Produktion wurden sie entweder oft nur Reparaturbetriebe (Handwerk) oder Zulieferbetriebe, Sklaven eines Großbetriebes.

Man sieht, wie wechselreich Ideologie und Geschichte der Kleinbetriebe allein schon in Europa, allgemein in den entwickelten Industrieländern, gewesen sind. Fast möchte man auch hinzufügen: ganz gleich wie die Definition des Kleinbetriebes. Fast! denn ein Betrieb mit 30 Beschäftigten war natürlich 1850 viel größer im Bereich der Gesamtwirtschaft als 1980.

Das vorliegende Werk enthält 31 Studien von 46 Forschern, die die Problematik des Kleinbetriebes für 28 Länder untersuchen. Dazu kommen Einleitungen und Zusammenfassungen von 8 Forschern. Die Untersuchungen beziehen sich auf 5 Kontinente. Unter den Forschern befinden sich Politökonomien und Historiker, Soziologen und Politologen. Verantwortlich für die Ausrichtung und Sammlung der Untersuchungen waren die Präsidenten der

Unter den sozialistischen Ländern wurden die Sowjetunion, Polen, die DDR, die ČSSR, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Jugoslawien (in der Reihenfolge der Beiträge) behandelt. Für die Untersuchung der Kleinbetriebe in der DDR zeichnen Karl Obermann, Horst Handke und Rolf Weber verantwortlich. Leider führt der Beitrag der DDR die Untersuchung nur bis 1914, während die Untersuchungen der übrigen sozialistischen Länder (mit Ausnahme von Rumänien) auch die Verhältnisse im realen Sozialismus bis in die Gegenwart berücksichtigen, genau wie die Untersuchungen der anderen Länder - mit Ausnahme von Kanada, Brasilien und den 4 afrikanischen Ländern - bis in die Gegenwart gehen.

Die einzelnen Beiträge sind außerordentlich ungleichmäßig. Der Beitrag für Italien ist (wie in einer Fußnote bemerkt wird, aufgrund des Gesundheitszustandes des Autors) ganz dünn, der über Kanada behandelt nur die Schuhindustrie in Montreal bis 1871. Der Entwicklung in Polen werden 3 Studien, insgesamt mehr als 75 Seiten gewidmet. Erstaunlich, wie arm an Statistiken der Beitrag über die USA ist, für die es doch ausgezeichnetes Material gibt, ganz im Gegensatz zu Kaufholds Studie über Deutschland und die BRD.

Obleich man keine leitende Hand im Sinne einer Koordination der Beiträge bemerken kann, ist das zweibändige Werk doch von beachtlichem Interesse, weil es ein Thema behandelt, dessen Bedeutung nicht nur für die Gestaltung der Industrie, sondern auch für die der Landwirtschaft - man denke an die Kleinflächen zur privaten Nutzung - langsam, ja heute schon allgemeiner und mit mehr Aufmerksamkeit anerkannt wird.

## Herbert Kisch als Wirtschaftshistoriker

Herbert Kisch, Die Hausindustriellen Textilgewerbe am Niederrhein vor der Industriellen Revolution. Von der ursprünglichen zur kapitalistischen Akkumulation. Mit einem Beitrag von Richard Tilly = Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 65

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1981, 373 S., 1 Abb.,  
Pr.: 78,- DM

von Jürgen Kuczynski

Ich lernte Herbert Kisch (1924 bis 1978) als Schuljungen bei seinem Onkel Egon Erwin in Versailles, wohin er nach dem Münchener Abkommen 1938 geflüchtet war, kennen. Später sahen wir uns, wann immer er nach Berlin kam, schrieben uns auch gelegentlich. Seit 1951 lebte er in den USA, seit 1958 gehörte er zum Lehrkörper der Michigan State University in East Lansing. Dort führte er als Wissenschaftler eine Doppelexistenz. Er hielt Vorlesungen über Dogmengeschichte der Politischen Ökonomie, Finanzwesen wie Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik. Seine ganze Liebe und Forschungsfreizeit aber gehörte der Wirtschaftsgeschichte, speziell der deutschen, die er weitgehend auf Marx aufbauend betrieb. Seine Lehrer in England, wo er die Kriegszeit und die ersten Nachkriegsjahre verlebte, waren so hervorragende Marxisten wie Maurice Dobb und Christopher Hill (obgleich er an der London School of Economics studierte), in den USA Bob Brady. Mit Liebe sprach er auch stets von seinem Onkel "Egonek", der ihn natürlich als Jugendlichen ganz stark "in Richtung Marx" beeinflusst hatte.

Das hier angezeigte Buch, sein einziges auf dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte, konnte er noch im englischen Manuskript vollenden; es wurde nun zuerst in deutscher Übersetzung veröffentlicht. Verantwortlich zeichnen Peter Kriedte, Hans Medick, Jürgen Schlumbohm und Richard Tilly, die hervorragendsten Vertreter der Schule der "Proto-Industrialisierung" in der BRD, einer Schule, zu der auch Kisch zu rechnen ist.

Tilly hat einen warmherzigen Vorspann "Herbert Kisch und sein Werk" geschrieben. Die einzelnen Kapitel sind bereits als Artikel in verschiedenen wirtschaftshistorischen Zeitschriften erschienen, jedoch noch von Kisch überarbeitet worden. Neu sind die Einleitung und die Schlußbemerkung.

Mit seinen Studien zur Entwicklung der Hausindustrie in Deutschland (Kisch hat nicht nur über das Rheingebiet, sondern auch über Schlesien und andere Gebiete gearbeitet) möchte er, wie er sagt, eine Tradition der früheren deutschen Wirtschaftsgeschichtsschreibung - im Gegensatz zur sowjetischen, aus der er die Arbeiten von S. B. Kan zur Hausindustrie rühmend hervorhebt (S. 363 f.)<sup>1</sup> - brechen, die die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands im 18. und frühen 19. Jh. unterschätzt hätte, die ihre Aufmerksamkeit vor allem den ehemals bedeutenden mittelalterlichen Städten wie Nürn-

1 Alle nicht näher bezeichneten Seitenangaben im Text beziehen sich auf das hier besprochene Buch.

berg, Köln, Augsburg gewidmet und die Hausindustrie vernachlässigt hätte. Seine Konzeption ist also eng verwandt der einer Reihe unserer Wirtschaftsforscher, insbesondere der unserer Agrarhistoriker im Institut für Wirtschaftsgeschichte sowie politischer Historiker wie Ingrid Mittenzwei am Zentralinstitut für Geschichte.

Die ersteren würden sich bis zu einem gewissen Grad den Schlußworten des Buches anschließen: ... "gegen Ende des 18. Jahrhunderts und sicherlich ab 1815 waren die Textilgebiete Elberfeld-Barmens, Krefelds und der Gegend um Aachen im Banne eines hochentwickelten und dynamischen Kapitalismus. Daher war alles bereit für den nächsten, gigantischen Schritt vorwärts ins 19. Jahrhundert. Die Industrialisierung und Mechanisierung der niederrheinischen Textilgebiete ist wirklich eine faszinierende Geschichte. Doch sie zu erzählen, erfordert die Seiten eines weiteren Buches" (S. 366).

Sicherlich war das Rheingebiet wirtschaftlich fortschrittlicher als andere Regionen Deutschlands. Aber von einem "hochentwickelten und dynamischen Kapitalismus" ab 1815 oder gar schon Ende des 18. Jahrhunderts zu sprechen, ja von kapitalistischen Verhältnissen bereits im späten 17. Jahrhundert zu schreiben, wie es Kisch tut, scheint mir völlig unmöglich. Schließlich wurde die rheinische Textilindustrie von Handwerkern betrieben, die oft stark in Abhängigkeit vom Kaufmannskapital, das bekanntlich an einer Konservierung der Produktionsverhältnisse interessiert ist, arbeiteten. Handwerker jedoch, auch hausindustrielle, sind niemals kapitalistische Industriearbeiter, doppelt freie Lohnarbeiter.

Betrachten wir z. B. die Verhältnisse der Leineweber in Elberfeld-Barmen nach der Darstellung von Kisch. 1738 wurde ihnen die Bildung einer Zunft gewährt. Kisch bemerkt, daß diese nicht mit den Zünften des Mittelalters zu vergleichen sei. Aber was war die Hauptaufgabe dieser späten Zunft nach Kisch? "Den Nachschub an Heimwebern zu kontrollieren und möglichst zu vermindern, indem die Zahl der Gesellen pro Meister begrenzt und der Eintritt ins Gewerbe genau geregelt wurde." (S. 208) Doch recht feudal dies und kapitalismusfeindlich! Es ist richtig, daß sich die Zunft niemals restlos durchsetzen konnte. Ja, im Laufe der Zeit verlor sie immer mehr die Kontrolle. Gegen Ende des 18. Jh. war die Situation die folgende: "Auf Grund derartiger Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt stieg die Zahl der Leinewebermeister von 300 im Jahre 1740 auf 1 100 im Jahre 1781, während die Zahl der Gesellen zum zuletzt genannten Zeitpunkt etwa bei 1 000 lag, von denen 400 Ausländer waren ... So waren die Leineweber in allem außer ihrem Namen zu häuslichen Lohnarbeitern geworden, die von den 100 Kaufleuten und Verlegern, die die Siamosenproduktion (ein Leinen-Baumwollmischgewebe - J. K.) der Doppelstadt kontrollierten, abhängig waren" (S. 253).

Und das sollen "dynamische kapitalistische" Verhältnisse sein? Mir erscheinen sie mehr als völlig heruntergekommene Handwerksproduktion mit einigen wenigen großen und zahlreichen gesellenlosen Meistern, die statt Lehrlinge und Gesellen ihre Familien in die Arbeit mit einspannen müssen, beherrscht innerhalb des Gewerbes von den Interessen der großen Meister sowie oft in Schuldknechtschaft von Kaufleuten und Verlegern, die nicht das mindeste Interesse an doppelt freien Arbeitern oder an irgendeiner anderen Entwicklung auf den Kapitalismus hin hatten.

Nichts aber wäre falscher, als sich von dieser das gesamte Buch durchziehenden Tendenz zur "Kapitalisierung" der Geschichte der rheinischen Textilindustrie abschrecken zu lassen. Viele, viele kluge Beobachtungen und Schlußfolgerungen enthält Kischs Untersuchung. Alles wird auch theoretisch durchleuchtet. Ganz tief z. T. ist Kisch in die wirtschaftlichen Verhältnisse und ihren wirtschaftspolitischen, ja bisweilen auch gesamtgesellschaftlichen Überbau eingedrungen. So erklärt er etwa die von uns erwähnte Erlaubnis zur Zunftbildung der Leineweber in Elberfeld-Barmen so: "Damals scheinen die katholischen Beamten (die die schnelle Erlaubnis zur Zunftbildung gaben

- J. K.), die im Tal saßen, und die kaufmännische Oberschicht, die ganz aus Lutheranern und Reformierten bestand, wenig für einander übrig gehabt zu haben. Die Beamten am Ort waren daher nur zu willig, die Bildung einer Institution zu unterstützen, von der denkbar war, daß sie zu einer Gegenkraft gegen die übermächtige, von protestantischen Honoratioren beherrschte Garnnahrung werden könnte" (S. 208).

Man muß dem Max-Planck-Institut für Geschichte dankbar sein, dieses material- und gedankenreiche Buch von Herbert Kisch herausgebracht zu haben. Unsere Wissenschaft hat durch dieses postum veröffentlichte Werk gewonnen.

Verlag Kisch, München 1980, 364 Seiten, Preis: 1,90 Gul.

von Peter Hoffmann

Drei Autoren legen eine kollektive Monographie vor, deren Ziel nach ihren eigenen Worten eine ausführliche Darstellung der "sozialen Konzeption der Geschichte des feudalen Rußland" ist, wobei sie, wie der Untertitel ausweist, vor allem sozialökonomischen Problemen ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Das ist eine wichtige Aufgabe, denn die Lehre von den sozialökonomischen Gesellschaftsformationen ist für die marxistische Geschichtswissenschaft grundlegend. Die bürgerliche Kritik richtet sich bei allen Unterschieden in der Interpretation und in der Argumentation grundsätzlich gegen dieses von der Analyse der jeweiligen Klassenstruktur abgeleitete Grundprinzip. Man darf sich dabei nicht davon irritieren lassen, daß die bürgerliche Forschung teilweise gleichlautende Begriffe und Formulierungen wie die marxistische benutzt; ihre Definition dieser Begriffe ist aber völlig andere. Nur selten wird das so offen ausgedrückt wie etwa von F. Motzsch im "Handbuch der Geschichte Rußlands": "Die Frage, ob man überhaupt die gesellschaftlichen Strukturen der spätmittelalterlichen Rus' von einem russischen Feudalismus sprechen könne, ist seit langem gestellt und bisher nicht übereinstimmend beantwortet worden... Für die sowjetische Geschichtswissenschaft steht außer Frage, daß auch Rußland in seiner historischen Entwicklung eine Phase des Feudalismus durchlaufen hat. Allerdings unterscheidet sich der marxistische Feudalismusbegriff der Sowjetologie von dem, wie dem daraus entwickelten selbstbewußten nichtmarxistischen Feudalismusverständnis fundamental: Er ist nicht primär rechts- und verfassungsgeschichtlich begründete Beschreibung bestimmter politischer, rechtlicher und sozialer Strukturen." Motzsch sagt richtig, was der "marxistische Feudalismusbegriff" nicht ist, 1981 er aber dabei bescheiden. Weit näher liegt eine eindeutige Entstellung und Verfälschung der marxistischen Auffassungen zu finden, wie sie im gleichen Handbuch E. Zerkow demonstriert. Er schreibt von einer "typologischen Interpretation des russischen Feudalismus als einer besonderen Form der Geschichte Rußlands in die universelle, westlich- oder östlich-orientalisch verstandene Feudalismuskonzeption". Solche Ausführungen ergeben nur, wie notwendig es ist, unsere marxistische Auffassung exakt, aber umfassend begründet darzustellen, um Mißdeutungen und Fehlinterpretationen auszuschließen; die bewußte offene Fälschung und Entstellung ist dem Leser zu entziehen.

1 Bugakov, V. I., Prustafabek, A. A., Tichonov, Ju. A., Otschornykh, V. I. История России с древнейших времен до наших дней. Т. 1. М.: Высшая школа, 1980, S. 139.

2 Handbuch der Geschichte Rußlands, Bd. 1: Von der Kiever Reichsbildung bis zum Moskauer Zerkow. U. I. 174, Stuttgart 1980, S. 839 f.

3 История, Bd. 1. Von Kiew bis zur Reformationszeit, Teil 1. Stuttgart 1980, S. 2.



## Sozialökonomische Probleme des Feudalismus in Rußland

V. I. Bugarov/A. A. Preobraženskij/Ju. A. Tichonov, *Évoljucija feodalizma v Rossii. Social'no-èkonomičeskie problemy*

Verlag Mysl', Moskva 1980, 344 Seiten, Preis: 1,70 Rbl.

von Peter Hoffmann

Drei Autoren legen eine kollektive Monographie vor, deren Ziel nach ihren eigenen Worten eine ausführliche Darstellung der "leninschen Konzeption der Geschichte des feudalen Rußland" ist,<sup>1</sup> wobei sie, wie der Untertitel ausweist, vor allem sozialökonomischen Problemen ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Das ist eine wichtige Aufgabe, denn die Lehre von den sozialökonomischen Gesellschaftsformationen ist für die marxistische Geschichtsauffassung grundlegend. Die bürgerliche Kritik richtet sich - bei allen Unterschieden in der Betrachtungsweise und in der Argumentation - grundsätzlich gegen dieses von der Analyse der jeweiligen Klassenstruktur ausgehende Grundprinzip. Man darf sich dabei nicht davon irritieren lassen, daß die bürgerliche Forschung teilweise gleichlautende Begriffe und Formulierungen wie die marxistische benutzt; ihre Definition dieser Begriffe ist eine völlig andere. Nur selten wird das so offen ausgesprochen wie etwa von P. Nitsche im "Handbuch der Geschichte Rußlands": "Die Frage, ob man angesichts der gesellschaftlichen Strukturen der spätmittelalterlichen Rus' von einem russischen Feudalismus sprechen könne, ist seit langem gestellt und bisher nicht übereinstimmend beantwortet worden ... Für die sowjetische Geschichtswissenschaft steht außer Frage, daß auch Rußland in seiner historischen Entwicklung eine Phase des Feudalismus durchlaufen hat. Allerdings unterscheidet sich der marxistische Feudalismusbegriff der Sowjethistoriographie vom älteren wie dem daraus entwickelten zeitgenössischen nichtmarxistischen Feudalismusverständnis fundamental: Er ist nicht primär rechts- und verfassungsgeschichtlich begründete 'Beschreibung bestimmter politischer, rechtlicher und sozialer Strukturen.'"<sup>2</sup> Nitsche sagt richtig, was der "marxistische Feudalismusbegriff" nicht ist, läßt es aber dabei bewenden. Weit häufiger ist eine eindeutige Entstellung und Verfälschung der marxistischen Auffassungen zu finden, wie sie im gleichen Handbuch K. Zernack demonstriert: Er schreibt von einem "leninistischen Interpretationsschema mit seiner unmarxistischen Einordnung der Geschichte Rußlands in die universale, letztlich doch okzidentalisch verstandene Feudalismusformation".<sup>3</sup> Solche Ausführungen zeigen nur, wie notwendig es ist, unsere marxistische Auffassung exakt und umfassend begründet darzulegen, um Mißdeutungen und Fehlinterpretationen auszuschließen; die bewußte offene Fälschung und Entstellung ist dann leicht zu enthüllen.

1 Bugarov, V. I./Preobraženskij, A. A./Tichonov, Ju. A., *O nekotorych voprosach istorii feodal'noj formacii v Rossii. Po povodu kritičeskoj stat'i-recenzii A. S. Orlova*, in: *Istorija SSSR*, 5/1982, S. 130.

2 *Handbuch der Geschichte Rußlands*, Bd. 1: Von der Kiever Reichsbildung bis zum Moskauer Zartum, Lief. 8/9, Stuttgart 1980, S. 699 f.

3 Ebenda, Bd. 2: Vom Randstaat zur Hegemonialmacht, Lief. 1, Stuttgart 1981, S. 2.

Die Autoren der hier anzuzeigenden Publikation wählten den Weg der "positiven Darlegung der wichtigsten Probleme"<sup>4</sup>, gehen dabei von einer klaren Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse aus und geben auf diese Weise Argumente für eine Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Geschichtsschreibung, ohne sich direkt mit ihr zu befassen. Dabei erhält ihre Arbeit - gewollt oder ungewollt - noch eine andere Funktion: Sie wird zu einem Beitrag in der innerhalb der sowjetischen Geschichtswissenschaft geführten Diskussion über Probleme des Feudalismus in Rußland, besonders über seine Spätphase, die unmittelbar mit Fragen der Genesis kapitalistischer Verhältnisse verknüpft ist. In den Ausführungen der Autoren zeigen sich zu dieser Problematik Anschauungen, die nicht von allen marxistischen Forschern geteilt werden. Ihre Monographie greift somit in die Diskussion u. a. zu Fragen der Genesis kapitalistischer Verhältnisse in Rußland ein. Zu Recht hat A. S. Orlov in einem größeren Beitrag darauf hingewiesen, daß die Proportionen des Buches eine derartige Interpretation nahelegen.<sup>5</sup>

Der umfangreiche Stoff - die russische Geschichte vom 9. Jh. bis 1861 - ist in zwei Teile aufgegliedert. Im ersten Teil (S. 11 - 139)<sup>6</sup> wird die Zeit bis zum Ende des 16. Jh. behandelt: Die Kiever Rus', die Zeit der feudalen Aufspaltung, die Herausbildung des zentralisierten russischen Staates. Der zweite Teil (S. 140 - 291) behandelt die Zeit vom 17. Jh. bis zur Mitte des 19. Jh., die als Periode des späten Feudalismus bezeichnet wird. Beide Teile sind in jeweils sechs Kapitel unterteilt, die in systematischer Anordnung Territorium und Bevölkerung, Landwirtschaft und Agrarstruktur, Stadt und Gewerbe bzw. Industrie, den Handel, die Klassenstruktur und den Klassenkampf behandeln. Wie am Ende der Einleitung (S. 10) ausgewiesen ist, wurden je drei Kapitel von V. I. Buganov (Kap. 1, 5 u. 6) und von Ju. A. Tichonov (Kap. 2, 4 u. 10) verfaßt, die restlichen sechs von A. A. Preobraženskij. Durch die deutliche Konzentration des Buches auf Schwerpunkte treten einerseits einige andere für die Thematik insgesamt durchaus nicht unwichtige Aspekte in den Hintergrund, so etwa die Politik der jeweiligen Regierung zu wirtschaftlichen und sozialen Fragen, z. B. Problemen der Finanz-, Steuer- und Zollpolitik, aber auch Fragen der Ideologie, die im sozialen Bereich, in der Klassenstruktur und besonders im Klassenkampf zumindest zeitweilig eine außerordentliche Bedeutung erlangen konnte. Andererseits fügen sich die Ausführungen über Territorium und Bevölkerung, obwohl sie insgesamt interessantes Material bieten, in die Gesamtkonzeption des Buches nicht so recht ein; sie bieten zum Verständnis des Stoffes wichtige Grundlagen - da aber allgemein eine recht detaillierte Kenntnis der Geschichte Rußlands vorausgesetzt wird, bleibt die spezielle Funktion dieser Kapitel unklar.

Die Behandlung der einzelnen Epochen und Problemkreise ist recht unterschiedlich. Erstaunlich geringe Aufmerksamkeit widmen die Autoren im Gesamtrahmen ihrer Arbeit den Problemen der Genesis feudaler Verhältnisse in der Rus'; diese Problematik wird nur gestreift.<sup>7</sup> Zu den Vorzügen der kollektiven Monographie gehört dagegen die teilweise recht detaillierte, kritisch wertende Information über die neueste sowjetische Forschung, u. a. über die zu Genesis und Frühphase der Feudalverhältnisse in der Rus' von den

4 Buganov/Preobraženskij/Tichonov, S. 140.

5 Vgl. Orlov, A. S., Voprosy social'no-ekonomičeskoj istorii v knige "Evoljucija feodalizma v Rossii", in: Istorija SSSR, 3/1982, S. 149.

6 Alle nicht näher bezeichneten Seitenangaben im Text beziehen sich auf das hier besprochene Buch.

7 Vgl. Novosel'cev, A. P./Pašuto, V. T./Čerepnin, L. V., Puti razvitija feodalizma. Zakavkaz'e, Sredn'aja Azija, Rus', Pribaltika, Moskva 1972, S. 131 ff.; jetzt auch Rybakov, B. A., Kievskaja Rus' i russkie knjažestva XII - XIII vv., Moskva 1982, S. 240 ff.; Rezension von Gorskij, A. D./Udal'cova, Z. V., in: Kommunist, 3/1983, S. 123 ff.

Auffassungen der meisten sowjetischen Historiker abweichenden Standpunkte des Leningrader Forschers I. Ja. Frojanov. In diesem Zusammenhang hätten die für die Erforschung der Agrarentwicklung und damit auch der Feudalverhältnisse in der alten Rus' bahnbrechenden Arbeiten B. D. Grekovs<sup>8</sup> dort, wo Vertreter bestimmter Anschauungen namentlich angeführt sind, eine ausführlichere Würdigung verdient. Beispielsweise gehörte er zu den Wissenschaftlern, die den "schwarzen Grundbesitz" (das Land der bäuerlichen Dorfgemeinden - P. H.) als eine Art "staatlichen Feudalismus" betrachteten (vgl. S. 40).<sup>9</sup> Die Beschränkung auf eine Auseinandersetzung mit einzelnen durch neuere Forschungen überholten Anschauungen Grekovs (z. B. S. 44, 51, 94, 103 ff.) wird der Bedeutung dieses Wissenschaftlers nicht gerecht.<sup>10</sup>

Die Autoren legen in ihren Ausführungen besonderes Gewicht darauf, Entwicklungslinien innerhalb der feudalen Gesellschaftsstruktur über den gesamten behandelten Zeitraum hinweg zu verfolgen, die damit deutlicher hervortreten als bei der sonst üblichen Darstellungsweise. Diese Konzentration auf große Entwicklungslinien läßt jedoch manche Zäsuren in den Hintergrund treten. Wie schon angedeutet, ist die Genesis, die Anfangsphase der feudalen Entwicklung in Rußland nur unscharf erfaßt; der Tatareneinfall tritt als Zäsur kaum in Erscheinung, während die Wende vom 16. zum 17. Jh. als Hauptzäsur des Stoffes überbewertet erscheint. Die Zeit der petrinischen Reformen und auch die Wende vom 18. zum 19. Jh. als Zeitraum, in dem der Feudalismus in Rußland in sein Krisenstadium übergeht, treten demgegenüber wieder stark zurück. Davon werden nicht nur formale Aspekte berührt; denn Fragen der Periodisierung können wesentlich die Betrachtung und Wertung einzelner Fakten und Zusammenhänge bestimmen. Wenn man die sowjetischen Forschungen zur Geschichte des russischen Feudalismus in ihrer Gesamtheit überblickt, dann erscheint nur die Mitte des 19. Jh. mit dem Jahr 1861 als Epochengrenze unbestritten; alle anderen Zäsuren und Übergänge sind mehr oder weniger fließend und damit auch in ihrer Datierung nicht einheitlich fixiert.

Das wichtige und richtige Grundanliegen, Tendenzen, Linien, Entwicklungen herauszuarbeiten, führte dazu, daß manche wichtigen Gedanken verkürzt, teilweise auch einseitig dargelegt werden, womit gelegentlich der Interpretation und auch Fehldeutung zu großer Spielraum gelassen wird. Auf diese Schwäche hatte Orlov bereits in seinen Ausführungen indirekt aufmerksam gemacht.<sup>11</sup> Von den Autoren wurde dieser kritische Hinweis, wie ihre Antwort zeigt<sup>12</sup>, durchaus begriffen. Jedenfalls empfiehlt es sich, diese Polemik mit heranzuziehen, denn dort findet sich mancher Gedanke klarer artikuliert als in der Monographie. Zugleich wird deutlich, daß die Unterschiede in der Bewertung bestimmter Entwicklungslinien gar nicht so groß sind, wie es nach den Bemerkungen Orlovs den Anschein hatte.

Wer eine zusammenfassende Überblicksdarstellung erwartet, wird von der kollektiven Monographie enttäuscht sein; es wird ein recht detaillierter Bericht über verschiedene in der sowjetischen Forschung diskutierte Fragen der sozialökonomischen Entwicklung Rußlands in der Feudalperiode gegeben, wobei mehrfach Standpunkte verschiedener Forscher zusammengefaßt und einander gegenübergestellt werden. Um den Inhalt des Buches sich zu erschließen,

8 Vgl. Grekov, B. D., *Kievskaja Rus'*, in: derselbe, *Izbrannye trudy*, Bd. 2, Moskva 1959, S. 13 ff.

9 Vgl. Grekov, B. D., *Die Bauern in der Rus von den ältesten Zeiten bis zum 17. Jh.*, Bd. 1, Berlin 1958, S. 523.

10 Vgl. *Issledovanija po istorii i istoriografii feodalizma*. K 100-letiju so dnja roždenija B. D. Grekova, Moskva 1982.

11 Vgl. Orlov, S. 153 u. a.

12 Vgl. *Buganov/Preobraženskij/Tichonov*, S. 130, 140.



## Die altorientalische und die antike Komponente des Hellenismus.

### Probleme ihrer Darstellung und Wertung

Heinz Kreißig, Geschichte des Hellenismus

Akademie-Verlag, Berlin 1982, 257 S., 53 Abb., 6 Kt.,  
1 Zeittaf., Register v. Helga Häusler, Pr.: 11,80 M

von Hagen Fischer

Die Folgen der Eroberungen des makedonischen Königs Alexanders III. (des "Großen") haben viele Historiker angeregt; allein die Zahl der Monographien ist heute kaum noch zu übersehen. Entsprechend unterschiedlich sind die Art der Darstellung und die Wertung des sich anschließenden, für die griechische und die vorderorientalische Geschichte gleichermaßen wichtigen Zeitabschnittes, heute allgemein als Hellenismus bezeichnet. Wenn Heinz Kreißig, der diese Thematik schon oft und sehr speziell bearbeitet hat, nun eine populärwissenschaftliche Gesamtdarstellung vorlegt, kann man das nur begrüßen. Das gilt um so mehr, als in der DDR einem breiten Publikum die Problematik des Hellenismus erstmals seit längerer Zeit wieder nahegebracht wird.<sup>1</sup>

Am Anfang seines Buches geht Kreißig auf Periodisierungs- und Definitionsversuche zur sog. Epoche des Hellenismus ein. Die dabei meist rein formale, überwiegende Zuordnung als letzte Etappe der griechischen Geschichte erweist und erweist sich als problematisch. Dennoch ist sie nicht nur für die bürgerliche Geschichtsschreibung charakteristisch, "auch marxistische Historiker können sich nur schwer von dieser offenbar bequemen Vorstellung lösen" (S. 11)<sup>2</sup>.

Als Ende des Hellenismus nimmt Ernst von Lasaulx die Schließung der Akademie in Athen durch Kaiser Justinian an: "Erst nachdem dieser Herd zerstört war", konnte "der Hellenismus als erloschen betrachtet werden."<sup>3</sup> Zeitlich ähnlich, jedoch unbestimmter, äußert sich Vilhelm Grönbech, der "die Jahrhunderte um Christi Geburt (als) einen Abschnitt für sich", als Übergangszeit zwischen Altertum und Mittelalter charakterisiert.<sup>4</sup>

Insgesamt gesehen haben sich als Eckdaten die Feldzüge (oder der im Jahre 323 v. u. Z. erfolgte Tod) Alexanders und die Einnahme des ptolemäischen Ägyptens durch Oktavian durchgesetzt, wobei allenfalls noch die Einordnung der Kämpfe um die Nachfolge Alexanders (der "Diadochen") strittig ist. Man

1 Von marxistischer Seite war bisher noch immer Ranowitsch, A. B., *Der Hellenismus und seine geschichtliche Rolle*, Berlin 1958, das einzige Werk, das zu Fragen der Gesamtproblematik des Hellenismus Stellung nimmt.

2 Alle nicht näher bezeichneten Seitenangaben beziehen sich auf das hier rezensierte Buch.

3 Lasaulx, E. v., *Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser*, München 1854, S. 78.

4 Grönbech, V., *Der Hellenismus*, Göttingen o. J., S. 13, 16 f.



folgt also einer Datierung, wie sie bereits Johann Gustav Droysen in seiner "Geschichte des Hellenismus"<sup>5</sup> benutzt hat. Das gilt auch für die Darstellung Kreißigs.

Unbefriedigend ist die inhaltliche Bestimmung des Begriffs Hellenismus. Wenn Droysen eine im wesentlichen politische Geschichte dieser Zeit schreibt, lediglich am Schluß eine zusammenfassende Würdigung der Städtegründungen Alexanders und seiner Nachfolger bietet, dabei aber den Quellen recht unkritisch folgt, ergibt sich der Ausgangspunkt seines Werkes von selbst. Schließlich zog Alexander mit seinem Heer vom griechischen Festland aus, und die Hegemonie Makedoniens, die zuvor über große Teile Griechenlands errichtet worden war, bildete einen neuen, letzten Abschnitt in der griechischen Geschichte. Wo man hingegen versucht, andere Aspekte miteinzubeziehen, wird diese Einordnung oft (mitunter unbewußt) ad absurdum geführt. Die Autoren räumen dann durchaus ein, daß die Hellenisierung, die Durchdringung der eroberten Gebiete mit griechischen Elementen nur höchst unvollkommen erfolgen konnte. Selbst ein so europazentristisch ausgerichtetes Werk wie das von Grönbech bezeichnet zwar den Hellenismus als "Verschmelzen von Ost und West", bemerkt aber gleichzeitig, daß dieses niemals vollständig gelang.<sup>6</sup> Ulrich Wilcken wird deutlicher: Der überwiegende Teil der Bevölkerung im Vorderen Orient würde von den Auswirkungen der Expansion Alexanders nicht betroffen. Er bezieht sich allerdings wie Grönbech nur auf kulturelle Einflüsse.<sup>7</sup> Auch Michail I. Rostovtzeff läßt sich bei der Frage, wie weit die Hellenisierung des Vorderen Orients vorankam, fast ausschließlich vom Grad der kulturellen Durchdringung leiten, den er nach eigenen Forschungen überall als sehr gering ansieht. Im wesentlichen beträfe es nur eine dünne Oberschicht. "Auch in den hellenistischen Monarchien in Kleinasien, in Syrien, in Ägypten und an den Küsten des Schwarzen Meeres wurden die Massen der Landbevölkerung niemals von der griechischen Kultur berührt und wahrten treulich ihre alten Sitten und Gebräuche..."<sup>8</sup> Dort, wo die herrschende Klasse (gewaltsam) versucht hätte, griechische Formen durchzusetzen, sei sie bei den Massen der einheimischen Bevölkerung auf kraftvollen Widerstand gestoßen.<sup>9</sup> Rostovtzeff definiert also - aus seiner Sicht - die Hauptkomponente des Hellenismus, die Hellenisierung der vorderorientalischen Gebiete, als nicht erreicht, d. h. eine überzeugende Bestimmung des Begriffs Hellenismus gelingt nicht.

Mit anderen Worten: In bürgerlichen Darstellungen wird zum Teil durchaus zutreffend die Durchdringung der eroberten orientalischen Gebiete mit antiker Kultur als gering bezeichnet. Doch werden dabei immer wieder nur einzelne Momente in den Vordergrund gehoben und der Kulturbegriff viel zu willkürlich und eng gefaßt, wodurch die Autoren auch nur zu partiell annehmbaren Schlußfolgerungen gelangen.

Eine kritische Auseinandersetzung muß bei den Interpretationen des Begriffs Hellenismus beginnen. Kreißig faßt sie in seinem Buch als "Phänomen der Ausbreitung hellenistischen Geistesgutes über die Grenzen der Ägäis hinaus" (S. 12) zusammen. Wenn er jedoch solche Definitionen für die Zeit nach dem

5 Droysen, J. G., Geschichte des Hellenismus, Bd. 1 - 3, Gotha 1877/78.

6 Grönbech, S. 16 f.

7 Wilcken, U., Griechische Geschichte, 1. Aufl., Berlin 1958, S. 312 ff., erkennt zudem schon kurz nach den Eroberungen Alexanders in vielen orientalischen Gebieten eine "Orientalisierung" der zurückgebliebenen Griechen.

8 Rostovtzeff, M. I., Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich, Bd. 1, Leipzig (1931), S. 6.

9 Derselbe, Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte der hellenistischen Welt, Bd. 1, Darmstadt 1955, S. 50.

Tode Alexanders als ein "Verständnis", wogegen "sicherlich kaum etwas einzuwenden ist", bezeichnet, also weitestgehend zustimmt, bleibt seine Wertung allzu indifferent. Die Gefahr liegt doch darin, wie der Autor an anderer Stelle betont, daß bei einer solchen Betrachtungsweise "äußere Faktoren, wie Kultur ..., gegenüber den wesentlichen Kriterien ... in den Vordergrund gerückt" werden (S. 206); viel bestimmender also sind die Formen, mit denen den unmittelbaren Produzenten das Mehrprodukt abgepreßt wird (S. 12). Eine Untersuchung dieser Formen ist das Hauptanliegen des Verfassers. Hier vermag er neue Aspekte zur Hellenismusforschung zu liefern.

Dabei geht Kreißig davon aus, daß im griechisch-ägäischen und im vorderasiatisch-ägyptischen Raum unterschiedliche Produktionsweisen herrschten. Ihre Unterschiede werden kurz erläutert (S. 12 f.). Darauf aufbauend, werden - nach knappem Überblick über die vorangegangenen Ereignisse - die Folgen der Eroberungen durch den Makedonenkönig untersucht. Das kardinale Problem lautet, wieweit durch die eingetretenen politischen Veränderungen die ökonomische Basis in den verschiedenen Gebieten des vernichteten Perserreiches betroffen wurde. Diese Frage wird anhand der konkreten Situation in den sog. Diadochenstaaten von Griechenland bis Ägypten und Vorderasien ausführlich untersucht. Abschließend wird die Möglichkeit diskutiert, den Begriff Hellenismus, wie er überkommen ist, beizubehalten. Als geographische Eingrenzung des Hellenismus wird der Raum zwischen Sizilien und dem Pamir übernommen, wie es in der bürgerlichen Literatur üblich geworden ist; jedoch nur Griechenland und Teile des Vorderen Orients werden näher untersucht.

Wichtige Kapitel bilden "Voraussetzungen für die Epoche des 'Hellenismus'" (S. 15 ff.), "Die Entstehung der sog. hellenistischen Welt" (S. 43 ff.), "Griechenland und der Orient in der hellenistischen Epoche" (S. 95 ff.) und - als Zusammenfassung - "Die hellenistische Epoche in der weltgeschichtlichen Entwicklung" (S. 203 ff.).

In diesen Fällen korrigiert der Verfasser gerade in vereinfachenden populärwissenschaftlichen Arbeiten noch häufig zu lesende ältere Gemeinplätze, so wenn er für Athen feststellt: "Der mittlere 4 - 5 ha-Betrieb blieb die Regel, und die Forderungen nach Entschuldung des Landes oder gar Neuverteilung des Bodens, die wir aus anderen Poleis kennen, fehlen im Athen des 4. Jahrhunderts." In diesem Zusammenhang dementiert er noch immer anzutreffende "übertriebene Vorstellungen von entstehendem Großgrundeigentum" (S. 23). Doch sollte, auch wenn es als nicht allzu bedeutend eingestuft wird, nicht von "bäuerlichem Proletariat" (S. 23) gesprochen werden. Für die römische Geschichte, wo diese Schicht viel wichtiger war, hat sich die Bezeichnung städtische und ländliche proletarii, da inhaltlich klarer, weitgehend durchgesetzt.

War es richtig, für Athen die möglichen Betriebsgrößen in der Landwirtschaft zu präzisieren, gelingt das nicht für den Umfang des Handels im antiken Griechenland. Wenn Kreißig schreibt: "Der Handel ging nie über das hinaus, was im Augenblick benötigt wurde ... Es gab also keine Lagerung für Notzeiten", so bleibt dem Leser das Wesen und die Bedeutung des Handels in Athen zur Blütezeit der Polis nicht erkennbar. Athen konnte bekanntlich seine Mitglieder im (Delisch-) Attischen Seebund zwingen, bei ihnen erzeugte Produkte zuerst in Athen anzubieten, von wo aus dann die Überschüsse weiter vermittelt wurden,<sup>10</sup> das gilt selbst für Weizen, den Athen einführen mußte.<sup>11</sup>

10 Vgl. Thukydides 2, 37.

11 Zur Bedeutung des Handels in der antiken Produktionsweise vgl. u. a. Fischer, H., Handel und Verkehr, in: Handbuch Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1, Berlin 1981, S. 409, mit weiterführender Literatur.

Hier fehlt - obwohl nicht eigentlich zum Thema gehörend - ein kurzer Hinweis auf die Voraussetzungen der Blüte der Polis, speziell Athens. Das Verständnis für die Krise, die Unmöglichkeit, sie innerhalb der Polis zu lösen (S. 30), wäre dann besser zum Ausdruck gekommen.<sup>12</sup>

Im folgenden widerlegt Kreißig Meinungen, wonach der Krieg Alexanders gegen Persien, wie schon in griechischen Quellen behauptet, ein Rachefeldzug gewesen sei. Doch ihn umgekehrt als "makedonische Aggression" (S. 46, Unterschrift zu Fig. 4)<sup>13</sup> einzustufen ist modernistisch.

Kreißig gibt an, daß es in Griechenland durchaus Schichten gab, die sich von einer Expansion nach Kleinasien ökonomische Vorteile versprachen (S. 35). In diesem Zusammenhang wird eine verbreitete, aber schwer beweisbare These übernommen: "Die nach dem Königsfrieden wieder akut gewordene Gefahr, daß die Perser den Getreideimport aus dem Schwarzen Meer sperren könnten, bewegte ... die Gemüter. Auch der Sklavenbedarf wurde ja zu einem hohen Prozentsatz im Handel mit den Schwarzmeerpoleis gedeckt" (S. 37). In einem Hochschullehrbuch, das unter der Leitung von Kreißig erarbeitet wurde, ist diese Behauptung, wie der Rezensent meint, überzeugend relativiert worden.<sup>14</sup> Die beinahe endlosen kriegerischen Auseinandersetzungen innerhalb der hellenistischen Staatenwelt werden dort, wo es notwendig ist, in die Darstellung einbezogen. Hier jedoch wird der abwägende Ton aufgegeben. Kreißig zeigt, daß viele von Alexander eroberte Gebiete unter den damaligen Bedingungen nicht zu halten waren. Dabei charakterisiere Alexander "rastlose Eroberungswut", "megalomane Weltherrschaftssucht", "wahnsinniges Hardspiel". Als Resümee führt er aus: "Als Weltherrscher haben sich alle größeren orientalischen Könige gefühlt, in der persischen Königsideologie war dieser Gedanke sogar ausgesprochen worden. Praktische Schritte zur Verwirklichung dieser Vorstellung sind jedoch vor Alexander kaum unternommen worden" (S. 56 ff.) - eine Ansicht, die in verschiedener Hinsicht kommentiert werden müßte. Titel wie "König der Könige", "König der vier Weltgegenden", "König der Gesamtheit" usw. sind sehr alt; die dahinter steckende Idee, die bekannte Welt zu erobern, ist schon z. Z. der Akkad-Dynastie versucht worden zu realisieren. Wir brauchten hierauf nicht weiter einzugehen, wenn Kreißig nicht aus dieser Behauptung die Berechtigung ableitete, die eigentlichen mesopotamisch-iranischen Gebiete und noch weiter östlich gelegene Territorien praktisch nicht zu behandeln, da sie nur erobert wurden, aber fast zugleich mit dem Abzug des Heeres verlorengegangen seien (S. 57, 60 u. a.). So wird verständlich, daß der - zweifellos in der Literatur oft überbewertete - Heereszug Antiochos' III. wieder moralisch abgewertet wird: "Es scheint auch hier müßig, bei diesem immer neuen Anrennen nach Sinn und Zweck zu fragen. Weder ökonomische Hintergründe noch irgendwelche ideellen Zielsetzungen vermögen Antworten zu geben, die auch nur einen Funken Vernunft enthüllen würden. Offensichtlich ging es wiederum nur um die Befriedigung von Machtstreben" (S. 159). Würde als Motiv die Erschließung von Rohstoff und Absatzmärkten angegeben, sei das eine "Verfälschung

12 Verschiedentlich gegebene Hinweise hierzu können nicht befriedigen, so, wenn versichert wird, Athen beutete, da Sparta nach seiner Niederlage gegen Theben als bedrohender Faktor ausgeschaltet war, nun seine Bündner im 2. Seebund erneut aus (S. 19). Die Problematik wird unzulässig vereinfacht, wenn gesagt wird, die Griechen in den Poleis hielten "mit erstaunlicher Hartnäckigkeit an der überholten staatlichen Eigenbrötelei fest" (S. 121).

13 Bei zwei weiteren Kartendarstellungen (Fig. 6 und 19) sind die Unterschriften offensichtlich vertauscht worden.

14 "Obwohl Persien unseres Wissens niemals die Zufahrt zum Schwarzen Meer tatsächlich sperrte", sei für Athen diese Möglichkeit schon eine Gefahr gewesen, so: Griechische Geschichte bis 146 v.u.Z., Berlin 1981, S. 139.

und Simplifizierung marxistischer Geschichtstheorien" (S. 159) - zweifellos eine Unterschätzung der Bedeutung der alten, zuletzt besonders unter Dareios I. ausgebauten, auch zu Handelszwecken dienenden Verkehrswege gerade in die östlichen Gebiete. Ein politischer Faktor kommt hinzu: Die Expansion des jungen Partherreiches war selbstverständlich nicht nur für die Sicherheit der Handelsverbindungen, die das Seleukidenreich übernahm, sondern für seine Existenz überhaupt eine Gefahr. Nur dadurch, daß es Antiochos III. nicht dauerhaft gelang, diesen Gegner zurückzuschlagen, konnte es geschehen, daß die Parther nur reichlich zwei Generationen später den Seleukiden mit Mesopotamien eine ihrer ökonomisch wichtigsten Kerngebiete entrisen und dem Reich damit faktisch den Todesstoß versetzten. Kreißig stellt letzteres (S. 164) isoliert dar, widmet dagegen "dem Zusammenstoß mit Rom" einen eigenen Abschnitt (S. 161 ff.), was ungewollt doch wieder der von ihm bekämpften europazentristischen Sicht nahekommmt.

Bedauerlich ist, daß die doch bemerkenswerten hellenistischen (nur kulturell faßbaren) Leistungen auf indischem Gebiet (ungenau subsumiert "unter einem gewissen Menandros") nicht näher vorgestellt werden als in wenigen Sätzen unter der kaum zutreffenden Gesamtüberschrift "Die Kleinstaaten im Orient" (S. 177). Offenbar waren die politischen und kulturellen Folgen der Expansion Alexanders auch im ostiranisch-indischen Grenzgebiet nachhaltiger, als es ihnen Kreißig zubilligt.

Die schon angesprochene Beschränkung des Werkes im Prinzip auf die vor-derorientalischen Gebiete westlich von Mesopotamien (abgesehen vom eigentlichen Griechenland) zwingt zu einem weiteren Einwand: Beim Versuch, den Anteil der antiken und altorientalischen Produktionsweise während des Hellenismus abzustecken, wird die altorientalische Produktionsweise ausgesprochen statisch gesehen. Dadurch werden zwar die Unterschiede zur antiken Produktionsweise deutlich sichtbar. Diese Sicht negiert aber die Errungenschaften in den mesopotamischen altorientalischen Großreichen. Es ist natürlich zutreffend, daß auch nach Alexander die alten Ausbeutungsformen, "bei denen die bäuerlichen Produzenten an den Boden ... gebunden waren", im Vorderen Orient beherrschend blieben (S. 205). Diese aber als "Tausende von Jahren" alt (S. 205) anzusehen, erweckt den Eindruck, es habe seit der Stadtstaatenperiode in Mesopotamien keine Entwicklung gegeben. Hiergegen sei, da in letzter Zeit gerade auch in der DDR diskutiert, auf Veränderungen in den Dorfgemeinden, damit verbunden die latente Durchsetzung des Privateigentums an Grund und Boden usw. hingewiesen. Die Möglichkeit des Verkaufs von Grund und Boden wird schon für Lagasch zur Zeit des Urukagina nicht nur für Angehörige der herrschenden Klasse angenommen. Zwar verlief dieser Prozeß außerordentlich widersprüchlich, schritt aber insgesamt voran und führte zu weiterer sozialer Differenzierung. Damit veränderte sich auch die Rolle des Despoten; die offensichtlichen Unterschiede der Heraushebung altorientalischer Herrscher in ihren Inschriften etwa z. Z. von Ur III, Hammurapi, Sargon II. oder Dareios I. begründen sich auch auf der differenziert zu sehenden ökonomischen Basis. Deshalb sollte die Rolle der Despotie im Alten Orient auch historisch konkret analysiert werden, nicht so allgemein, wie es hier verschiedentlich geschieht. Zudem fällt auf, daß die Darstellung dort, wo sie historisch unkonkret bleibt, nicht frei von Widersprüchen ist. So heißt es (S. 76 f.), die Griechen hätten in ganz anderem Maße Hoffnungen an den Tod Alexanders geknüpft als die Orientalen, für die "seit eh und je auf einen König ein König folgte, ohne daß sich an ihrer Gesellschaftsstruktur, den Ausbeutungsformen oder ihrem Lebensrhyth-



mus etwas änderte".<sup>15</sup> Dagegen wird wenig vorher versichert, die "orientalische Bevölkerung von Isaurien in Kleinasien bis nach Gandhara am oberen Indus" habe sich der Unterdrückung und dem Raub Alexanders widersetzt (S. 74). Läßt die eine Formulierung auf ausgesprochene Passivität der "Orientalen" schließen, könnte aus der letzteren ein nirgendwo präzisierter aktiver Widerstand aller, auf sehr verschiedener gesellschaftlicher Stufe stehender, orientalischer Völkerschaften herausgelesen werden, was zweifellos falsch wäre. Ähnliche Vorstellungen, wenn sie auch lediglich auf Persien und Mesopotamien und nur in geringem Maße auf Syrien und Ägypten zutreffen sollen - (warum?) -, vermittelt der Satz: "Wenn die Skythen ... Alexander und die Makedonen ... als 'Räuber'" bezeichneten, "so sprachen sie ... eine Wahrheit, die allen betroffenen Völkern des Orients zweifellos bewußt war", aus (S. 67).

Betrachtet man die Abhängigkeitsformen der Ausgebeuteten, die Eigentumsformen und schließlich die Aufgaben des Staates im Vorderen Orient so statisch, die Rolle der Volksmassen als Produzenten so passiv, wie es in vielen Passagen des vorliegenden Buches geschieht, wird unerklärlich, wie unter den Bedingungen der altorientalischen Produktionsweise in den fortgeschrittensten Gebieten Zentren von Staaten entstehen konnten, wo die Menschen Erkenntnisse und Leistungen erarbeiteten, die u. a. im antiken Griechenland übernommen und weiterentwickelt wurden. In diesem Zusammenhang muß auch die Rolle der Stadt im Alten Orient gesehen werden, die oft unterschätzt und als reines Administrationszentrum gesehen wird.<sup>16</sup> Hinzu kommt die Bedeutung des Handels, d. h. die Ausweitung des Fernhandels, der für die Herstellung der wichtigsten Produkte unerläßlich war. Es trifft auch nicht zu, wie die Ausführungen S. 76 nahelegen, daß die waffenfähigen Männer bei Eroberungen zu allen Zeiten überall getötet worden seien. Im Gegenteil, um Arbeitskräfte zu gewinnen, wurden etwa von den Assyrern ganze, eben bezwangene Völkerschaften (unter Beibehaltung der überkommenen Abhängigkeitsformen) in die Kerngebiete des Reiches deportiert.<sup>17</sup>

Die vorstehenden Überlegungen sollten in zwei Richtungen zielen: Zum einen sollten sie vom Autor angestellte Überlegungen ergänzen, wo sie zu falschen Schlußfolgerungen (eine über Jahrtausende stagnierende altorientalische Produktionsweise, eine Königsherrschaft gleich "orientalischer Tyrannei", in der die Produzenten keinerlei Möglichkeiten der Anteilnahme am geschichtlichen Verlauf haben usw.) führen.

Zum anderen wäre für eine eventuelle zweite Auflage zu überlegen, ob nicht, statt die unterschiedlichen Merkmale verschiedener Produktionsweisen nur festzustellen, ihre Entwicklung stärker herausgearbeitet werden sollte. Zu fragen wäre etwa, welche Bedeutung die Umwelt für die Entwicklung im Al-

<sup>15</sup> Vgl. dagegen u. a. Klengel, H., Hammurapi von Babylon und seine Zeit, Berlin 1976, S. 12 f. - Für Hammurapi stellt Klengel fest, daß es nicht nur bloße Floskel gewesen sei, wenn dieser Herrscher seine Verdienste um Recht und Gerechtigkeit in den babylonischen Landen preise, ebenso um den Schutz der Armen, Witwen, Waisen usw. Die Beseitigung einiger sozialer Mißstände diene im Gegenteil auch zur Festigung der Herrschaft (ebenda, S. 216).

<sup>16</sup> Um nur ein Beispiel herauszugreifen, sei die Rolle Alexandreias erwähnt, wie sie Kreißig interpretiert. Zu fragen wäre dabei, ob nicht in diesem Falle Ursache und Wirkung vertauscht werden müßten: "Die Existenz Alexandreias ... ist wohl die Hauptursache dafür, daß auf der Basis des uralten Bewässerungsbodenbaus eine Zeitlang ein lebhafter interkontinentaler Handelsaustausch blühte." (S. 193) - Vgl. zur Entwicklung des Handels jetzt: Brentjes, B., Handel und Verkehr, in: Handbuch Wirtschaftsgeschichte, S. 339 ff.

<sup>17</sup> So zuletzt Freydank, H., Zur Lage der deportierten Hurriter in Assyrien, in: Altorientalische Forschungen, 7/1980, S. 115 ff.



ten Orient und im antiken Griechenland hatte und welche Abhängigkeitsformen sich dort bzw. hier entwickeln konnten. Dazu wäre einzugehen auf die Auswirkungen der Arbeitsteilungen und ihre unterschiedliche Durchsetzung, aber auch, welche Möglichkeiten, Inhalte und Aufgaben in der Entwicklung von Stadt und Staat bestanden. Endlich sollten manche "Hilfsbegriffe", wie "absolute Monarchie" (für Makedoniens Verhältnis zu entwickelten Poleis; S. 117) oder "spezifisch altorientalische Variante der Hörigkeit in der Landwirtschaft" (S. 151) ersetzt werden, da sie mißverständlich sind, besonders, wenn sie offensichtlich verschiedene Dinge beinhalten. So wurde in Judäa eine Wiederherstellung von Hörigkeitsverhältnissen im 6./4. Jh. v. u. Z. verhindert (hier ohne Zusatz "altorientalisch"), doch gab es im 2. Jh. u. Z. dort eine hörigkeitsähnliche Kolonienwirtschaft (S. 185 f.). Auch Begriffe wie "fanatische Parteiwut", "Partei" im 5. Jh. v. u. Z. in Griechenland (S. 16) oder "barocke Richtung in der Kunst" (2./1. Jh. v. u. Z.; S. 135) können nur verwirren.

Der Autor schließt den Kreis seiner Darlegungen mit zusammenfassenden Sätzen zur eingangs gestellten Frage: Ist es berechtigt, mit dem Begriff Hellenismus zu arbeiten (S. 203 ff.)? Das Eindringen antiker Elemente berechtige, von einer neuen Phase in der Entwicklung der altorientalischen Produktionsweise zu sprechen. "Und hier ist der Ausdruck 'Hellenismus' auch am Platze, da diese Elemente eben aus Griechenland kamen und ihr Einfluß ja zumindest im kulturellen Bereich beträchtlich war." Dagegen lehnt er eine Sicht einer einheitlichen "Weltentwicklung für das gesamte Gebiet zwischen Sizilien ... und Indien", nur "weil Handel und Wandel sich hier - eine kurze Zeit lang - im regen Austausch vollzogen", ab. Bei einer solchen Auffassung würden äußere Faktoren, wie Kultur und Austausch, gegenüber wesentlichen Kriterien der Produktionsverhältnisse in den Vordergrund gerückt (S. 206) - Faktoren, so muß man fragen, die, da beträchtlich, andererseits dazu berechtigten, von einer neuen Phase in der altorientalischen Produktionsweise zu sprechen (S. 203 ff.)?

Dieser letzte Abschnitt macht nochmals deutlich, wie kontrovers auch in der marxistischen Literatur der vom Autor behandelte Zeitabschnitt noch gesehen wird und - angesichts der Schwierigkeiten, Grundlagen der altorientalischen Produktionsweise mit denen der Antike zu vergleichen - wohl auch noch in nächster Zeit interpretiert werden dürfte.

Am Schluß des Bandes stehen eine Zeittafel, ein Verzeichnis der Regierungszeiten der hellenistischen Könige und ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 208 ff.). Letzteres zählt - so der vorangestellte Hinweis - die Sekundärliteratur "lediglich in einer empfehlenden und somit subjektiv betonten Auswahl" auf. Doch es fällt auf, daß zur altorientalischen Produktionsweise oder überhaupt zur Geschichte des Alten Orients nahezu keines der genannten Werke Auskunft geben kann. Angesichts des Stellenwertes dieser Problematik im vorliegenden Buch sollte auch hier in einer zweiten Auflage eine Ergänzung erfolgen - Veröffentlichungen, die in der DDR in jüngster Zeit erschienen sind, machen das leicht möglich.

Ein ausführliches Register (S. 230 ff.) von Helga Häusler erleichtert die Lektüre.

N. I. Salechov, *Socialističeskie preobrazovanija v sel'skom chozjajstve GDR 1949 - 1980 gg.*

Verlag Nauka, Moskva 1981, 280 Seiten, Preis: 2,30 Rbl

Über die revolutionäre Umgestaltung der Landwirtschaft in der DDR gab es bislang keine spezielle Monographie. Bisherige Gesamtdarstellungen unter Ein-schluß dieser Thematik, die von Autorenkollektiven erarbeiteten Werke "Von der gegenseitigen Bauernhilfe zur sozialistischen Landwirtschaft der DDR", Berlin 1965, und "Von der demokratischen Bodenreform zum sozialistischen Dorf", Berlin 1965, sind vor fast zwei Jahrzehnten erschienen. Die nun vor-liegende Schrift des sowjetischen Agrarökonomen N. I. Salechov ist vor allem für Leser in der UdSSR geschrieben. Sie verdient aber auch unser Interesse; denn sie füllt eine Lücke, ohne diese freilich für den Agrarhistoriker der DDR völlig zu schließen.

Die Arbeit umspannt nicht nur den im Titel genannten Zeitraum von 1949 bis 1980, sondern bezieht auch dessen Vorgeschichte - die Auswirkungen des zwei-ten Weltkrieges auf die Landwirtschaft sowie die demokratische Bodenreform - mit ein. Sie versteht sich als Beitrag zur Aufarbeitung und Verallgemeinerung der Erfahrungen der DDR bei der schöpferischen Anwendung des Leninschen Genossenschaftsplanes auf die sozialistische Umgestaltung ihrer Landwirtschaft, um sie für die Bruderparteien, die internationale Arbeiterbewegung und nation-ale Befreiungsbewegungen nutzbar zu machen (S. 20).

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Salechov jenen historischen Prozessen, die in der sowjetischen Geschichtsschreibung über die DDR bisher noch nicht aus-reichend berücksichtigt wurden. Dazu gehören solche Fragen wie: Besonder-heiten der kooperativen Organisation der Landwirtschaft; Unterschiede zwis-chen den drei LPG-Typen; Hilfe der Stadt für das Dorf; Rolle der demokra-tischen Massenorganisation VdgB (BHG) (Vereinigung der gegenseitigen Bau-ernhilfe - Bäuerliche Handelsgenossenschaft); Organisation und Vergütung der Arbeit in den verschiedenen Zweigen der kooperativen Produktion; Bedeutung der MAS, MTS und RTS (Maschinenausleihstation, Maschinen-Traktoren-Station, Reparatur-Technische Station) für die Entwicklung der Landwirtschaft (S. 20).

Dazu hat der Autor umfangreiches Faktenmaterial zusammengetragen, wobei er sich beim derzeitigen Forschungsstand nicht allein auf publizierte Quellen stüt-zen konnte, sondern Archivmaterial sichten und auswerten mußte. Dabei kamen ihm eigene Landeskenntnisse zugute, die er nach dem zweiten Weltkrieg in der sowjetischen Besatzungszone bzw. DDR als Mitarbeiter der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland sammelte.

Ein kurzes Vorwort von G. I. Korolev ist der Monographie ergänzend voran-gestellt. Es charakterisiert Aufgaben und Stellung der DDR-Landwirtschaft in der Volkswirtschaft und in der ökonomischen Zusammenarbeit der RGW-Länder.

Der umfangreiche Anhang enthält neben dem Quellenverzeichnis auch eine Zeit-afel und einen Bildteil, die der Einordnung und Veranschaulichung des Stoffes dienen.

Salechovs Periodisierung der revolutionären Umgestaltung der DDR-Landwirt-schaft ist für den Historiker von besonderem Interesse. Bei der Bestimmung des Beginns der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft folgt der Au-

tor der methodologisch-theoretischen Betrachtungsweise der sowjetischen Geschichtsschreibung, die zwischen der Kollektivierung und der sozialistischen Umgestaltung unterscheidet. Entsprechend schließt die antifaschistisch-demokratische Etappe mit der Gründung der DDR 1949 ab (S. 51). Grundlage der weiteren Periodisierung sind die Ziele und Aufgaben der auf den Parteitaggen bzw. -konferenzen beschlossenen Wirtschaftspolitik, wie sie sich in den Volkswirtschaftsplänen widerspiegeln. Demzufolge bilden die Perspektivpläne im wesentlichen die Grundlage der Periodisierung und der Stoffaufteilung in Kapitel.

Insbesondere für die Zeit ab 1963 führt diese Betrachtungsweise zu einer Identifizierung der Geschichte der DDR-Landwirtschaft mit der Geschichte der SED Agrarpolitik. Selbstverständlich besteht zwischen beiden eine immer enger werdende Verflechtung, so daß nur eine DDR-Agrargeschichte, die die SED-Agrarpolitik zum Kern hat, die historischen Prozesse in der Landwirtschaft adäquat widerspiegelt. Das heißt jedoch nicht, daß die Geschichte der DDR-Landwirtschaft mit der Geschichte der SED völlig deckungsgleich ist. Beide Disziplinen unterscheiden sich in der Sicht auf den konkreten Gegenstand bzw. in der zu untersuchenden Fragestellung. Hier liegen Mängel der sowjetischen Monographie, weil sie die Eigendynamik und Spontaneität historischer Prozesse, aber auch die schöpferische Leistung der Klasse der Genossenschaftsbauern bei der revolutionären Umgestaltung nicht hinreichend sichtbar macht.

Die in der Arbeit vorgenommene Periodisierung und Aufteilung des Stoffes erleichtert die Übersichtlichkeit und die vergleichende Betrachtung der einzelnen Etappen, erschwert aber den Zugang zu den zusammenhängenden Entwicklungsprozessen und Kausalbeziehungen. Dies trifft u. a. für den Prozeß der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Organisation der Produktion mit seinem Wechsel zwischen Phasen vorwiegender Festigung und rascher Weiterentwicklung zu. So wird die Vertiefung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in der Landwirtschaft der DDR, die von der gemeinsamen Bewirtschaftung des Bodens in den Kooperativen Abteilungen Pflanzenproduktion zur spezialisierten landwirtschaftlichen Produktion in Form von LPG und VEG Pflanzenproduktion und zur Bildung von LPG und VEG Tierproduktion führte, nicht als eine solche historische Entwicklung deutlich und überdies isoliert vom Wachstum der agraren Produktivkräfte betrachtet (S. 198, 204).

Nicht in jedem Fall kann der Argumentation des Autors zugestimmt werden. So erklärt Salechov z. B. den Übergang zur genossenschaftlichen Produktion 1952 vorrangig mit wirtschaftlichen Gründen. Daß Anfang der 50er Jahre die Agrarproduktion trotz bedeutender Ertrags- und Leistungssteigerungen deutlich hinter dem Entwicklungstempo der Industrie zurückblieb, begründet er mit der Existenz privater bäuerlicher Wirtschaften, die die Entfaltung agrarer Produktivkräfte und die Entwicklung der Volkswirtschaft behindert habe (S. 72). Eine Landmaschinen- und Traktorenindustrie befand sich zu diesem Zeitpunkt jedoch erst im Aufbau. Es ist daher kaum vorstellbar, daß die Möglichkeiten zur materiell-technischen Ausstattung der Landwirtschaft damals schon durch die einzelbäuerliche Wirtschaftsweise gehemmt wurden. So dürften wohl weit eher vorrangig politische Erfordernisse ab 1952 zur Bildung von landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften geführt haben, um die kleine Warenproduktion mit ihrer Tendenz zur Herausbildung neuer kapitalistischer Verhältnisse sowie die Reste kapitalistischer Ausbeutung zu überwinden. Der von Salechov als weiterer Grund angeführte Differenzierungsprozeß auf dem Lande (S. 73) ordnet sich hier ein. Ebenfalls nicht zuzustimmen ist der Schwerpunktsetzung des Autors für die Hauptfaktoren der Intensivierung. Salechov reduziert den Komplex von Intensivierungsfaktoren einseitig auf die Melioration und den Agrarflug (S. 197, 202) und läßt so wichtige Bereiche der Chemisierung oder Mechanisierung außer acht.

Diese Monographie eines sowjetischen Wissenschaftlers macht die Notwendigkeit deutlich, daß auch die Agrargeschichtsforschung der DDR in absehbarer

rer Zeit eine geschlossene Darstellung auf diesem Gebiet vorlegt, und sollte dazu anregen, entsprechende Bemühungen zu intensivieren.

Rita Rindermann

Errichtung des Arbeiter- und Bauernstaates der DDR 1945 - 1949,  
von einem Autorenkollektiv unter Leitung v. Karl-Heinz Schöneburg,

Staatsverlag der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin  
1983, 297 Seiten, Preis: 25,- M

Der Zeitraum von 1945 bis 1949 gehört zu den historisch und wirtschaftshistorisch am besten aufgearbeiteten Abschnitten der Geschichte der DDR. Wer auf diesem Gebiet Neues bieten will, hat eigentlich nur zwei Möglichkeiten: in die Breite zu gehen, bisher separat erarbeitete und publizierte Forschungsergebnisse zu einer Gesamtschau zusammenzufassen, oder in der Tiefe zu schürfen, durch umfangreiches Quellenstudium zu detaillierten Erkenntnissen zu gelangen, die über den bisherigen Wissensstand hinausgehen. Das von Karl-Heinz Schöneburg geleitete Autorenkollektiv hat beides gewagt. Dieses Wagnis, das sei gleich eingangs versichert, hat sich gelohnt.

Die Autoren analysieren die Zerschlagung des alten Staatsapparates und die Entstehung der neuen Staatsgewalt mit größter Akribie unter Auswertung umfangreichen, bisher noch nicht erschlossenen Materials aus dem Zentralen Staatsarchiv und dem Zentralen Parteiarchiv. Sie stellen die Herausbildung der antifaschistisch-demokratischen Volksvertretungen dar, untersuchen die Enteignung des Monopolkapitals und die Anfänge der zentralen Planung und Leitung der Volkswirtschaft. Der Leser wird über die Konzipierung und Durchführung der Bildungsreform ebenso informiert wie über die Liquidierung des faschistischen Rechts und den Neuaufbau antifaschistisch-demokratischer Justizorgane sowie die Entstehung und Entwicklung der Volkspolizei. Das Buch wird mit einem Kapitel über die Gründung der DDR und die Entstehungsgeschichte der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik abgeschlossen. Die von der Planung der Industrie bis zur Tätigkeit der Volksbildung, von den Aufgaben bei der Durchführung der Bodenreform bis zu denen bei der Bekämpfung der Nachkriegskriminalität reichende breite Palette wissenschaftlich fundierter Darlegungen zu den verschiedensten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens wurde möglich dank der Einbeziehung von Autoren unterschiedlicher gesellschaftswissenschaftlicher Disziplinen und verschiedener Institutionen in die Ausarbeitung des vorliegenden Bandes.

Die wirtschaftshistorisch unmittelbar relevanten Themen der Arbeit - Bodenreform, Industriereform, Herausbildung der zentralen Planung - sind in wirtschaftshistorischen Publikationen wiederholt behandelt worden. Was also bieten die Ausführungen in diesem Bereich Neues?

Erstens und vor allem: Bisher wurde die Entstehung der Wirtschaftsleitung und -planung in den ersten Nachkriegsjahren stets aus der Sicht (und auf der Grundlage des Archivmaterials) der Landes- und Provinzialverwaltungen der sowjetischen Besatzungszone geschrieben. Dabei kamen Rolle und Einflußmöglichkeiten der zentralen wirtschaftsleitenden Organe zwangsläufig zu kurz. Der vorliegende Band rückt - auf der Grundlage des Aktenmaterials der Deutschen Zentralverwaltungen - die zentrale Wirtschaftsleitung in ein neues, besseres Licht. Zweitens werden die Beziehungen der zentralen wirtschaftsleitenden Organe zur SMAD, wird deren Tätigkeit und werden ihre Verbindungen zum Alliierten Kontrollrat detailliert und übersichtlich dargestellt. Der Leser erfährt z. B. mit Quartalsangabe und Nennung der betreffenden Industriezweige, wann die anfangs nur mit der Aufschlüsselung und Übergabe



der Pläne an die Betriebe beauftragten deutschen wirtschaftsleitenden Organe begannen, die Planaufstellung selbständig zu organisieren - selbstverständlich weiterhin unter Kontrolle der SMAD.

Doch sollte sich der Wirtschaftshistoriker durchaus nicht damit begnügen, jene Kapitel zu studieren, die sich bereits durch die Überschrift für ihn als fündig erweisen. Wenn er sich für solch eminent wirtschaftshistorische Themen wie Schwarzmarkt, Wirtschaftsvergehen und Wirtschaftskrieg interessiert, wird er in den den Polizei- und Sicherheitsorganen sowie der antifaschistisch-demokratischen Justiz gewidmeten Kapiteln wesentliche Aussagen über die unter den damaligen Bedingungen gegebenen Möglichkeiten und Grenzen der Bekämpfung der negativen Seiten der Nachkriegswirtschaft finden.

Die vorliegende Monographie ist eine staats- und rechtshistorische Arbeit. Schwerpunktsetzung und auch Abgrenzung der behandelten Komplexe aus dem Bereich der Wirtschaft ergeben sich daraus und weichen mitunter von der Denkweise eines Historikers und Wirtschaftshistorikers ab. Die Sowjetischen Aktiengesellschaften z. B., die zwischen 1946 und 1950 ein Viertel bzw. ein Fünftel der industriellen Bruttoproduktion der sowjetischen Besatzungszone stellten, waren durch vielfältige Kooperationsbeziehungen mit den übrigen - volkseigenen und auch privaten - Industriebetrieben verbunden und sind insofern notwendiger Bestandteil jeder industriegeschichtlichen Analyse der Nachkriegsjahre. Staatsrechtlich waren sie bzw. ihre wirtschaftsleitenden Organe Ausland, ihre Entwicklung nicht mit der der SMAD oder der deutschen wirtschaftsleitenden Organe verknüpft. Im Buch werden die SAG folglich nur in einer Fußnote abgehandelt.

Der Wirtschaftshistoriker sollte sich durch das in dem einen oder anderen Falle abweichende Herangehen der Rechtshistoriker nicht verwirren lassen und bestrebt sein, dem vorliegenden Band alle wertvollen Informationen abzugewinnen, die es enthält. Die Mühe lohnt sich.

Jörg Roesler

Martin Fritz/Ingemar Nygren/Sven-Olof Olsson/Ulf Olsson, *The Adaptable Nation. Essays in Swedish Economy during the Second World War* = Meddelanden fran Ekonomisk-historiska institutionen vid Göteborgs universitetet, Bd. 50

Almqvist & Wiksell International, Stockholm 1982, 111 Seiten,  
Preis: 79,- skr

Der vorliegende Sammelband enthält vier Aufsätze unterschiedlicher Themen zur Entwicklung der schwedischen Wirtschaft unter den Bedingungen des zweiten Weltkrieges. Vorangestellt ist ihnen eine Einführung von Martin Fritze, die die behandelten Themen in einen Gesamtrahmen stellt und einen knappen, auf Grundlinien beschränkten Überblick über die schwedische Wirtschaft 1939 bis 1945 bietet. Bei allen vier Autoren handelt es sich um ausgewiesene Fachleute der Universität Göteborg, die bereits mit zahlreichen Veröffentlichungen zur hier vorgestellten Problematik hervorgetreten sind. Sie präsentieren somit ziemlich umfassende Einblicke - soweit das bei Sammelbänden überhaupt möglich ist - in ihre Thematik, die gleichzeitig den Stand ihrer Forschungsarbeit verdeutlichen.

Folgende Hauptprobleme werden dargelegt: In einer die enge Verflechtung von Ökonomie und Politik betonenden und vielfältige Einflußfaktoren berücksichtigenden Einleitung kommt Fritz zu dem Ergebnis, daß der zweite Weltkrieg - auch wenn Schweden nicht direkt einbezogen war - tiefgreifende Auswirkungen auf die Wirtschaft des Landes nicht nur für die Kriegszeit, sondern weit



darüber hinaus hatte. Nach seiner Auffassung war es eine Kombination von Glück und Geschicklichkeit, die es Schweden erlaubte, ohne einschneidende Eingriffe in das Leben seiner Bürger den Krieg zu überstehen. Unter Glück versteht er dabei, daß das Land über Produkte verfügte (Eisenerz, Kugellager, Kugellagerstähle, Holz- und Holzprodukte), die von außerordentlicher Bedeutung für die deutsche Kriegswirtschaft waren und für deren stabile und preisgünstige Lieferung Deutschland bereit war, Schweden mit verschiedenen Produkten (vor allem Kohle und Koks) in einem Umfang zu versorgen, der gewährleistete, daß die schwedische Wirtschaft relativ stabil funktionierte. Mit Geschicklichkeit meint der Verfasser das insgesamt erfolgreiche Lavieren zwischen den Alliierten und Hitlerdeutschland, durch das gleichzeitig dringend benötigte Lieferungen aus Deutschland und in begrenztem Umfang über den Göteborgsverkehr von Gebieten außerhalb des faschistischen Blockaderinges - speziell Öl, aber auch das in Schweden populäre Volksgetränk Kaffee - verfügbar wurden. Als sehr effektiv werden die infolge des Krieges eingeführten bzw. verschärft angewandten Maßnahmen des schwedischen Staates zur Kontrolle und Lenkung der Wirtschaft bewertet.

Im ersten Aufsatz untersucht Fritz die Bedeutung des schwedischen Eisenerzes und der schwedischen Kugellager für die faschistische Kriegswirtschaft. Anhand umfangreichen Quellenmaterials weist er nach, daß der Wert der schwedischen Erze für Deutschland 1939 bis 1945 nicht einfach nach gelieferten Tonnen in Relation zur Gesamtverbrauchsmenge, wie das in der Vergangenheit häufig erfolgte, bestimmt werden kann, sondern die eingehende Berücksichtigung vielfältiger Faktoren, wie sie sich vor allem aus den realen Bedingungen der deutschen Stahlindustrie ergaben, voraussetzt. Es wird deutlich, daß Koksmangel, Arbeitskräfteprobleme, Schwächen im Transportsystem sowie begrenzte Hochofenkapazität den Einsatz der Schwedenerze mit ihrem vergleichsweise sehr hohen Fe-Anteil besonders attraktiv machten, zumal diese größtenteils auf schwedischen Schiffen und in beachtlichem Umfang auf schwedischen Eisenbahnwaggons transportiert wurden. Beachtlich war auch der erzielte Preisvorteil, besonders im Vergleich zur Verwendung deutscher Erze. Hinzu kam, daß die namentlich für die Waffenproduktion unersetzlichen phosphorarmen Eisenerze in größeren Mengen nur aus Schweden importiert werden konnten.

Wie die Eisenerzlieferungen galten auch die schwedischen Kugellagerlieferungen an Deutschland in den Staaten der Antihitlerkoalition als strategisch außerordentlich wichtige Hilfe für die faschistische Kriegsmaschinerie. Folgerichtig übten die USA und Großbritannien bei ihren Verhandlungen mit Schweden - vor allem nach der Wende im Kriegsverlauf - starken und wachsenden Druck auf die schwedische Regierung aus, um sie zur Verringerung und letztlich zur Einstellung dieser Lieferungen zu veranlassen. Zwar stimmte Stockholm 1943 einer deutlichen Verringerung der Erzlieferungen an Deutschland für 1944 zu, erhöhte aber innerhalb des verringerten Limits deutlich den Anteil der besonders gefragten phosphorarmen Erze, um die Verärgerung in Berlin in Grenzen zu halten und die Lieferungen aus dem faschistischen Machtbereich nicht zu gefährden. Ähnlich reagierte die schwedische Führung auf massive anglo-amerikanische Pressionen, die Kugellagerexporte nach Deutschland zu begrenzen. Deren realer Wert für die faschistische Kriegswirtschaft war jedoch geringer, als in London und besonders in Washington angenommen wurde. In diesem Falle wurde die Wirkung der Verringerung der Exporte - ehe sie im Herbst 1944 unter verstärktem Druck der Antihitlerkoalition ganz aufhörten - durch erhöhte Lieferungen von Kugellagerstahl und Maschinen zur Produktion von Kugellagern gemindert. Die von der schwedischen Regierung praktisch akzeptierte systematische De-facto-Einbindung in die faschistische Großraumwirtschaft betrachtet Fritz als die damals einzige reale Möglichkeit, Schweden aus dem Krieg herauszuhalten. Diese These ist zumindest in dieser absoluten Form strittig, da durch

sie praktisch jede schwedische Maßnahme zur Begünstigung der deutschen Kriegführung als unvermeidbar gerechtfertigt werden kann.

Sven-Olof Olsson untersucht im zweiten Beitrag den Stellenwert deutscher Kohle- und Kokslieferungen für den Energiebedarf und -verbrauch Schwedens vor dem Hintergrund der alliierten Blockade und der daraus resultierenden Schwierigkeiten Deutschlands, die früheren britischen Lieferungen im eigenen Macht- und Einflußbereich zu ersetzen. Er macht deutlich, daß Schweden dabei, vor allem weil es strategisch wichtige Güter liefern konnte, eine Vorzugsstellung besaß. Das äußerte sich zum Beispiel darin, daß dieses Land nach Italien die meiste Kohle - sogar zu erheblich günstigeren Preisen erhielt. Verstärkt wurde die Verhandlungsposition Stockholms noch dadurch, daß die schwedische Wirtschaft in der Lage war, den Verbrauch importierter Kohle durch die Verwendung einheimischen Torfes und Holzes sowie die umfangreiche Nutzung auf Wasserkraft basierender Elektroenergie zu reduzieren. Hinzu kamen beachtliche Vorratslager. Das alles, verbunden mit massiven staatlichen Eingriffen, trug dazu bei, daß trotz starker Abhängigkeit von Lieferungen aus dem deutschen Machtbereich die Brennstoffsituation des Landes nie außer Kontrolle geriet.

Ulf Olsson befaßt sich in seinem Aufsatz mit der Rolle von Staat und Industrie bei der schwedischen Rüstung. Er zeigt, daß Mitte der 30er Jahre der bisherige Trend zur Abrüstung angesichts wachsender internationaler Spannungen vom Trend zur Aufrüstung abgelöst wurde. 1940 bis 1944 machten die Rüstungsausgaben 11 % des Bruttosozialproduktes aus. Der Schwerpunkt lag auf Modernisierung und Mechanisierung der Streitkräfte. Der einsetzende starke Importbedarf (1940 : 25 %) konnte im Laufe des Krieges durch vielfältige staatlichgeförderte Maßnahmen auf 10 % gesenkt werden. Olsson betont die wachsende Verflechtung von Staat und Privatindustrie, auf die rund 90 % der auf beachtlichem Niveau stehenden Rüstungsproduktion entfielen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die führenden Positionen der verschiedenen staatlichen Instanzen zur Förderung und Kontrolle der Rüstungsindustrie von Vertretern der Privatindustrie besetzt wurden. Ausdrücklich werden die Langzeitwirkungen der im zweiten Weltkrieg forcierten bzw. eingeleiteten Entwicklungsschritte auf dem Gebiet der Rüstung hervorgehoben.

Ingemar Nygren geht auf die Entwicklung des schwedischen Kreditmarktes und die Politik staatlicher Verschuldung zur Finanzierung der drastisch steigenden Verteidigungsausgaben ein. Dabei setzt er sich intensiv mit Auffassungen anderer schwedischer Wirtschaftshistoriker auseinander. Nach seinen Untersuchungsergebnissen war, anders als im ersten Weltkrieg, der schwedische Kreditmarkt im zweiten Weltkrieg den sich ergebenden Anforderungen gewachsen. Wesentlich trugen dazu die Erfahrungen der 30er Jahre bei, die durch wachsende Liquidität des Kreditmarktes und durch wachsende Diskrepanz zwischen Kreditbedarf und Kreditmöglichkeiten gekennzeichnet waren. Ein wesentlicher, von Nygren herausgehobener Faktor war auch die bereits in den 30er Jahren deutlich zunehmende Bedeutung der schwedischen Reichsbank, die 1940 bis 1945 den Kreditmarkt uneingeschränkt kontrollierte. Betont werden die Kontinuität der bereits vor Kriegsbeginn einsetzenden Entwicklungen sowie die starken, daraus hervorgehenden Wirkungen auf die Nachkriegsentwicklung.

Insgesamt gesehen legen die vier Verfasser ausgewogene, sachlich argumentierende und informative Arbeiten vor, die nicht nur für Spezialisten interessant sein dürften.

Lutz Oberdörfer

1907 wurde der Deutsche Werkbund als international erste Organisation gegründet, deren ästhetische Reformabsichten nicht mit einer Rückkehr zum Handwerk, sondern mit der Integration künstlerischen Schaffens in die Industrieproduktion verbunden waren.

Initiatoren der Werkbundgründung waren ein Politiker (Friedrich Naumann, ein liberaler Politiker und Publizist, der, zeitweise nicht frei von Chauvinismus, auf die Korrumperung der Arbeiterklasse durch Reformen setzte), ein Architekt und preußischer Beamter (Hermann Muthesius, der die englische Reformbewegung nach Deutschland tragen wollte) und Karl Schmidt, ein ehemaliger Tischler und Gründer der Deutschen Werkstätten Hellerau, typisch für einen Unternehmer im Übergang von der Handwerks- zur Industrieproduktion.

Joan Campbell (Assistant Professor an der University of Toronto) verfolgt die Geschichte des Bundes bis zu seiner Auflösung in die Reichskammer der bildenden Künste (1934) nach seiner bereits 1933 erfolgten Gleichschaltung durch die Faschisten.

Die Gliederung des Buches folgt der historischen Entwicklung. In den neun Kapiteln (und einem Schlußkapitel über die Wirkungen des Bundes nach seiner Auflösung und Neugründung nach 1945 in der BRD) stellt die Verfasserin die jeweils spezifischen Orientierungen der Werkbundpolitik dar. Sie wechseln entsprechend der verschiedenen Gruppierungen im Bund, dem Industrielle, Handwerker, Kunsthandwerker, Architekten und Künstler angehören, die untereinander wieder aufgespalten sind (Beispiel: Typisierungsstreit 1914, der zugunsten der typisierungsunfreundlichen Kreise unter den Künstlern entschieden wurde).

Campbell zeigt, daß das kontinuierliche Anliegen des Werkbundes im Bemühen um Qualitätssteigerung handwerklicher und industrieller Produkte bestand ("Veredlung der gewerblichen Arbeit" - Werkbundprogramm), daß sich der Bund um die ideologische Motivation der kapitalistischen Produzenten und des sie fördernden Staates zur Qualitätsproduktion durch das Versprechen ökonomischer und innen- wie außenpolitischer Erfolge bemühte und die Geschmacksbildung des (bürgerlichen) Publikums durch Veröffentlichungen und Ausstellungen betrieb.

Gezeigt wird auch, wie die Schwerpunkte der Werkbundarbeit in den jeweiligen Etappen jeweils anders gesetzt sind. Die Autorin bedient sich dabei der Methode, das Wesen der in Veröffentlichungen und auf Tagungen sichtbar werdenden gegensätzlichen Positionen herauszuarbeiten und die konkrete Werkbundpolitik als Ergebnis dieser Auseinandersetzungen darzustellen, in denen es besonders um folgende Themen gegangen ist:

- Maschinenproduktion und Typisierung (besonders bis 1914),
- Handwerk, Kunsthandwerk und Volkskunst (nach dem ersten Weltkrieg, nach 1930),
- Rationalisierung der Produktion (besonders in den 20er Jahren),
- Export und daraus folgende Qualitätsstrategie (vor dem ersten Weltkrieg besonders),
- Nationales und Internationales, Beziehungen zum Staat (während des ersten Weltkrieges und nach 1930 besonders)
- Wohnungen und Hausrat für Massenbedürfnisse (zwischen 1926 und 1930).

So zeigen sich die vielen Gesichter des Werkbundes; Zwar tendiert seine Politik meist zu einem von Campbell dargestellten Ausgleich der Interessen. Aber es gibt auch Phasen, in denen er deutlich reaktionäre Züge annimmt (erster Weltkrieg). Dazu entgegengesetzt, sind in den 20er Jahren mehrfach die pro-

gressiven Architekten und Künstler tonangebend - besonders zwischen 1926 und 1930 -, die in der Entwicklung von billigen Standards vom Hausgerät bis zur Wohnung und dem Haus die entscheidenden neuen Gestaltungsaufgaben sehen.

Maßstab der Darstellung der Werkbundgeschichte ist der Werkbund selbst. Dieser dem Gegenstand immanente Maßstab beruht auf der positivistischen Methode der Verfasserin, die sie souverän beherrscht und mit einem beeindruckenden Materialreichtum stützt. Obwohl das ursprüngliche Werkbundarchiv im zweiten Weltkrieg zerstört worden ist, hat sie die Veröffentlichungen des Werkbundes und die meisten über ihn verarbeitet und ebenso Material aus Nachlässen bzw. Archiven von Werkbundmitgliedern ausgewertet. Ihr Hauptgegenstand sind die Tagungen und die gedruckten Mitteilungen des Bundes. Die positivistische Methode wie auch die Orientierung auf die genannten Quellen führen zu Aussparungen, die sich besonders auf dem Feld des gesellschaftlichen Hintergrundes zeigen. Weitestgehend ausgespart bleiben die zeitgenössischen (und gewiß auch im Werkbund geführten) Diskussionen um neuartige, an den werktätigen Massen und ihren Bedürfnissen orientierte Bau- und Gestaltungsaufgaben. Ebenso undiskutiert bleiben die ökonomischen Motive der Unternehmer im Werkbund. Sie erscheinen im wesentlichen nicht als Initiatoren, sondern als Adressaten von Orientierungen, ihr Auftreten im Werkbund verbleibt meist unverbindlich im kulturellen Feld. Oder es dominiert das Beschreiben des individuellen Falls gegenüber dem Aufzeigen einer allgemeineren Strategie. So schreibt Campbell, daß Robert Bosch dem Werkbund während des ersten Weltkrieges bedeutende Mittel zufließen ließ, weil er "sein Schuldgefühl über das Zuströmen reicher Kriegsgewinne zu beschwichtigen suchte" (S. 113).

Auf Standpunkte und Aktivitäten von Werkbundmitgliedern, die links von der Mitte liegen, reagiert die Verfasserin vorwiegend psychologisierend oder diskutiert soziale Gesichtspunkte stilistisch. Das gilt z. B. für die Handlungsmotive der Architekten der 20er Jahre, die billige Kleinwohnungen projektieren, und das gilt auch für die Ablehnung der Gleichschaltung des Werkbundes durch drei seiner prominentesten Mitglieder (Walter Gropius, Martin Wagner, Wilhelm Wagenfeld).

Wie der Werkbund zeit seiner Existenz zur Mitte tendiert hatte, so tendiert auch die Verfasserin dahin: Radikal sind für sie die Vertreter des Neuen Bauens, die ästhetische Fragen hinter die sozialen setzen, totalitär die Kommunisten wie die Faschisten und deshalb für den Werkbund gleichermaßen tödlich.

Typisch für den Charakter des Werkbundes ist sein Verhältnis zur Qualität. Es ist auch wiederkehrendes Thema in der Darstellung von Campbell, woraus insgesamt ein Bild entsteht, das den bloßen Qualitätsgedanken als Hülle erscheinen läßt, die politisch beliebig gefüllt werden kann. Je nach politischem Profil und sozialen Anliegen der zitierten Personen und Gruppen erscheint Qualität als Voraussetzung für die Eroberung von Außenmärkten, als geforderte Rückkehr zur Gediegenheit handwerklicher Arbeit, als Rückgriff auf nationalistisch gefärbte Handwerksideologie, als Anspruch kultureller Führung in Mitteleuropa, als Bedingung für die Kultivierung der Sinne und des ganzen Menschen, als Bedingung sozialen und kulturellen Fortschritts, als Bindemittel zwischen kapitalistischen Betrieben und ihren Arbeitern. Vereinzelt erscheint Qualität als Gegensatz zum Experiment, das auf die Erschließung neuer Technologien, Gebrauchsformen und -funktionen gerichtet ist.

Die wesentliche Leistung des Deutschen Werkbundes liegt darin, innerhalb seiner widersprüchlichen Rolle - die von Campbell nicht kaschiert wird -, zur Herausbildung einer modernen Formensprache industrieller Produkte unmittelbar beigetragen zu haben. Sie ist, wie dokumentiert wird, das Ergebnis einer organisierten Kooperation zwischen Unternehmern, Künstlern und Architekten. Dabei wird auch die organisatorische und ideologische Seite ei-



nes Prozesses deutlich, der mit Vergesellschaftung des ästhetischen Formierens bezeichnet werden kann. Dieser Prozeß hat auch, stimuliert durch ein kritisches, aber produktives Verhältnis zum Werkbund, zu den großen Leistungen der künstlerischen Avantgarde der 20er Jahre geführt: zum Bauhaus, zu den Siedlungsbauten der 20er Jahre, zu billigen und modernen Industrieprodukten von hoher ästhetischer Qualität.

Heinz Hirdina

Werturteilsstreit, hg. v. Hans Albert u. Ernst Topitsch,  
2., um eine Bibliographie erweiterte Aufl. = Wege der Forschung, Bd. 175

Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1979, 568 Seiten,  
Preis: 74,- DM

Gesellschaftliche Werte im allgemeinen Sinn als Konzentrate der Ideologie bestimmter Klassen oder Gesellschaftsordnungen, als interessengebundene Forderungen gesellschaftlicher Kräfte in Gestalt bedeutungsvoller Entwürfe, Zielsetzungen und Normen spielen in der ideologischen Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus eine wichtige Rolle. Die Erörterung setzte im Übergang zum Imperialismus mit dem von Max Weber ausgelösten "Werturteilsstreit" ein, der an generelle Veränderungen der sozialökonomischen Struktur und ideologische Wandlungen, an die veränderte Rolle der Wissenschaften und wissenschaftsinterne Vorgänge wie die sich einbürgernde Interpretation der Sozialwissenschaften als systematische Handlungswissenschaften anknüpfte. Die wirtschafts- und sozialgeschichtliche Forschung kann auf zweifache Weise zur Erhellung grundlegender Beziehungen der Wertproblematik beitragen. Zum einen ist die Analyse der wirtschaftlichen und sozialen Struktur des monopolistischen Kapitalismus die entscheidende Voraussetzung, um den theoretischen Kern des Verhältnisses von gesellschaftlichen Werten und Interessen im bürgerlichen Konzept bloßzulegen und die indes breit gefächerte Diskussion von sehr handgreiflichen politischen bis zu abstraktesten wissenschaftstheoretischen Fragen auf diesen zurückzuführen. Zum anderen bezeichnet der "Werturteilsstreit" eine wichtige Phase in der Geschichte der Sozialwissenschaften; hier hat auch die marxistisch-leninistische Historiographie der Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung ihren Anteil zur Klärung wissenschaftsgeschichtlicher Zusammenhänge zu leisten.

Die vorliegende Sammlung enthält 25 Abhandlungen, die überwiegend aus deutschen Büchern und Zeitschriften ausgewählt sind, zu 80 % aus den 1950er und 1960er Jahren stammen und nahezu alle Aspekte der Wertorientierung von allgemeinen Fragen der Wertphilosophie und Ethik über spezifisch wissenschaftsgeschichtliche Fragen des "Werturteilsstreits" bis zu speziellen Fragen staatsmonopolistischer Wirtschaftspolitik berühren. Die Herausgeber unterbreiten sie in 4 Teilen. Nach begrifflichen Klärungsversuchen folgt der umfangreichste Teil über das "Problem der Wertfreiheit in der Wissenschaft", in dem sich manche anregende Überlegung insbesondere zu Max Weber findet. Der Teil über "Entscheidung, Interesse und Erkenntnis" enttäuscht in seinem Verzicht auf die Berücksichtigung grundlegender sozialökonomischer Prozesse. Eine Diskussion von Fragen, die mit der allgemeinen Begründungsproblematik zusammenhängen, beschließt den Band.

Hermann Lehmann



Editorial Labor, S. A., Barcelona 1981, 574 Seiten mit Tabellen und Grafiken im Text

Das Buch ist für den Wirtschaftshistoriker in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Einmal haben sich Wirtschaftshistoriker (Gabriel Tortella Casares von der Universität Alcalá de Henares und José Luis García Delgado von der Universität Oviedo) und Historiker (Casimiro Martí y Martí von der Universität Barcelona, José María Jover Zamora von der Universität Complutense in Madrid und David Ruiz von der Universität Oviedo) zu einer erfolgreichen Kooperation zusammengefunden. Von den ökonomischen Grundbedingungen ausgehend, ist es ihnen gelungen, eine mit den ökonomischen und sozialen Prozessen eng verknüpfte Gesamtdarstellung zu geben, wie man sie in der bürgerlichen Literatur selten findet. Zum anderen haben es die Autoren verstanden, auch den sozialen Prozessen, den agierenden Klassenkräften, jene gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, die das Werk über das Durchschnittsmaß bürgerlicher Gesamtdarstellungen hinaushebt.

Das Buch ist in fünf Teile gegliedert, von denen zwei den ökonomischen Grundprozessen (von 1834 bis 1900 und von 1900 bis 1923) und drei den sozialen und politisch-ideologischen Prozessen (1834 bis 1870, 1870 bis 1902 und 1902 bis 1923) gewidmet sind. Jeder Teil wurde von einem anderen Autor verfaßt. Die Autoren, von denen jeder einzelne über profunde Kenntnisse seines Gegenstandes verfügt, stützen ihr Urteil auf neueste Forschungen, unter Einbeziehung neuer wirtschafts- und sozialhistorischer Ansätze der bürgerlichen Historiographie. Sie bleiben nicht im historischen Detail stecken, sondern versuchen allgemeinere Zusammenhänge herzustellen und die spanische Geschichte in einen internationalen Rahmen einzuordnen. Dabei werden Fragen, die zum Teil schon längere Zeit in der Diskussion sind, aufgegriffen, und es wird von einem gegenwärtigen Standpunkt aus nach Antworten gesucht. Im ersten Kapitel des ersten Teils, in dem die ökonomische Situation Spaniens zwischen 1830 und 1900 allgemein in den mittelmeerischen Raum eingeordnet werden soll, geht Tortella z. B. der Frage nach, warum Spanien im 19. Jh. zurückgeblieben sei und ob etwa die Webersche These von der hemmenden Rolle der katholischen Religion Gültigkeit habe. Obwohl er im Prinzip die These Webers ablehnt und die Dialektik zwischen "Technologie und natürlichen Bedingungen" als eine befriedigendere Erklärung für die Umkehrung der Entwicklung im nördlichen und südlichen Europa im Laufe der Jahrhunderte ansieht (S. 13), kommt er etwas später nicht umhin festzustellen, daß die protestantischen Reformen die Grundfassungen günstig beeinflußt hätten, daß die Säkularisationen von einer Auflösung feudaler Bindungen begleitet waren und den technischen Fortschritt begünstigten. Die Entwicklung der "Technologie" war also, wie sich zeigt, nicht frei von den politisch-ideologischen Verhältnissen. Die "Agrarrevolution" in den nördlichen Ländern, zweifellos ein technischer Fortschritt, wird - entsprechend neueren Darstellungen - als "Vorspiel" der industriellen Revolution angesehen, und gerade die unzureichende Entwicklung der Landwirtschaft zusammen mit der Verhärtung der sozialen und politischen Strukturen dienen der Erklärung, daß sich der Übergang zur Industrialisierung in Spanien - wie in den Ländern des Mittelmeerraumes generell - nicht in derselben Weise vollzog wie im nördlichen Europa (S. 14 f.). Im Grunde spricht Tortella hier die Dialektik zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen sowie zwischen Basis und Überbau an.

Zum vierten Teil, in dem Carcía die ökonomische Entwicklung zwischen 1900 und 1923 behandelt, hat Manuel Tuñón de Lara (von der Universität Pau in Südfrankreich) eine allgemeine Einführung geschrieben, in der er den Aufbruch Spaniens ins 20. Jh. darstellt. Tuñón de Lara weist auf den Wider-

sprach hin, der zwischen dem Bild eines anscheinend völlig industrialisierten Landes (z. B. Produktion von Schiffen, Eisenbahnen und Eisenbahnmaterial) und dem vornehmlichen Verkauf von Agrar- und Bergbauprodukten über den Außenhandel bestand. Die Produktion der einheimischen Industriegüter sieht er als nicht konkurrenzfähig, als von "angeborener Schwäche" an (S. 411). Spanien habe, nach seiner Auffassung, keine Phase der freien Konkurrenz erlebt (S. 412). Mit einem halbparalisierten Wachstum aufgrund des strukturellen Rückstandes auf dem Agrarsektor, der die Nachfrage auf einem künstlich protegierten Markt einschränkte, lebte die spanische Wirtschaft am Anfang des 20. Jh. zwischen den Widersprüchen von Latifundium und Minifundium (in der Landwirtschaft) und quasimonopolistischer und kleingewerblicher Industrie (im gewerblichen Sektor). Niedriges Produktionsniveau, niedrige Technologie und eine niedrige Stufe der Reproduktion der Arbeitskraft behinderten die Entwicklung des Kapitalismus und vertieften die sozialen Antagonismen (S. 414).

Die der sozialen und politischen Geschichte gewidmeten Teile tragen Überschriften wie "Festigung und Niedergang des liberalen Systems" (1834 bis 1874), verfaßt von Martí, und "Die Epoche der Restauration" (1875 bis 1902), verfaßt von Jover, damit offenkundig einen Zusammenhang zwischen der widerspruchsvollen ökonomischen Entwicklung und dem politischen System erkennen lassend. In der Restaurationsepoche vollzieht sich die Wandlung der intellektuellen Physiognomie des Landes, zeigen sich die Anzeichen neuer philosophischer Lehren, wird der "Aufstand gegen die Vernunft" propagiert (S. 354), der für den Übergang zu präfaschistischen Auffassungen charakteristisch ist und 1923 in der Diktatur Primo de Riveras endet.

Der Autor, der die politische Entwicklung zwischen 1902 und 1923 darstellt, Ruiz, hatte offensichtlich keine diesen Zeitabschnitt charakterisierende Überschrift gefunden, doch der Wirtschaftshistoriker García meint, daß diese Jahre besondere Bedeutung für die Formierung der "industriellen Gesellschaft" in Spanien gehabt hätten (S. 417), und zwei Autoren, auf die sich García besonders stützt, Santiago Roldán López und Juan Muñoz García, sprechen direkt von der "Formierung der kapitalistischen Gesellschaft" bzw. der "Konsolidierung des Kapitalismus" in dieser Zeit. Damit wird der besonderen Bedeutung dieser Jahre für die Entwicklung des Kapitalismus in Spanien Rechnung getragen. Genau zu dem Zeitpunkt, an dem die "nördlichen" Mächte in Europa zum Imperialismus übergingen und die Aufteilung der Welt unter sich zum Abschluß gebracht hatten, verliert Spanien einige der letzten wichtigen Bastionen seines einstigen gewaltigen Kolonialreiches (Kuba und die Philippinen, 1895 bis 1898), versucht es, einen Rest zu erhalten (Teilung Marokkos mit Frankreich, 1902) und seine alten sozial-kulturellen Bindungen wirtschaftlich auszunutzen (Gründung der Hispanoamerikanischen Bank, 1901). Die Jahrhundertwende ist damit für Spanien mehr noch als für Deutschland Ausdruck eines Zeitgefühls, sich zu spät entwickelt zu haben, wobei der wirtschaftliche Rückstand gegenüber anderen imperialistischen Mächten eine ähnliche Machtentfaltung wie in Deutschland nicht zuläßt. Jover, der Autor des dritten Teils, gab deshalb einem seiner Kapitel die Überschrift "Das schwierige Fin de siècle" (S. 363), und Ruiz meint im fünften Teil, daß die Jahre 1902 bis 1923 zu einer "permanenten Staatskrise" geführt hätten (S. 467). Das heißt, die Widersprüche in Ländern, die den Übergang in das imperialistische Zeitalter mit einer verkürzten oder gar keiner Phase der freien Konkurrenz vollziehen mußten, bei dem veraltete soziale Agrarstrukturen eine wesentliche Rolle spielten, führten zu besonderen Deformationen des liberalen Denkens und des politischen Systems.

Auf diese Weise ist das Buch nicht nur inhaltsreich und anregend für den Betrachter der spanischen Geschichte, sondern auch im Hinblick auf internationale Vergleiche. Der Band, Teil einer Gesamtgeschichte Spaniens in 10 Büchern, die von den ersten kulturellen Anfängen und römischen Zeiten bis zum Ende der Franco-Diktatur (1975) reicht, macht auf das Gesamtwerk neu-

gerig. Er läßt erkennen, daß die Autoren eine einheitliche Konzeption angestrebt haben, in der ökonomische und sozialhistorische Ansätze zur Erklärung der Geschichte bevorzugt werden. Dabei greifen sie zuweilen offen marxistische Thesen als Leitmotiv auf, so etwa wenn Tortella einem seiner Kapitel (Die Rolle der Regierung in der Ökonomie) ein Wort von Marx und Engels aus der "Deutschen Ideologie" voranstellt (S. 131). Der These folgend, daß dem modernen Privateigentum der moderne Staat entspreche (Marx/Engels, Werke, Bd. 3, S. 62), wird die Rolle der Steuern und des Staatsschuldenwesens für die Herausbildung des Kapitalismus, des kapitalistischen Staates, in Spanien überzeugend und empirisch reich belegt geschildert.

Zahlreiche Grafiken und Tabellen tragen zur Anschaulichkeit des Textes bei, und die 20seitige Chronologie am Ende, in der wichtige Daten der Ökonomie, der Politik, der Arbeiterbewegung und der kulturellen und ideologischen Entwicklung zusammengestellt sind, hilft dem Leser, sich zusätzlich und schnell zu orientieren.

Horst Handke

Horst Dippel, Individuum und Gesellschaft. Soziales Denken zwischen Tradition und Revolution: Smith - Condorcet - Franklin = Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 70

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1981, 269 Seiten

Preis: 59,- DM

Vor dem - nur vage angedeuteten - Hintergrund des sich im westeuropäisch-nordamerikanischen Raum entwickelnden vorindustriellen Kapitalismus zeigt Horst Dippel in seiner Habilitationsschrift die Herausbildung und Entfaltung der bürgerlich-liberalen ökonomisch-sozialen Anschauungen, die noch in der Manufakturperiode in den Schriften von Adam Smith, Marie Jean Antonie de Condorcet und Benjamin Franklin eine jeweils entsprechend den nationalen Besonderheiten nuancierte zusammenfassende Darstellung und Begründung finden. Er wendet sich mit Recht gegen die in der bürgerlichen Literatur vielfach anzutreffende Behauptung, die die Entstehung der bürgerlichen Sozialanschauungen in engen Zusammenhang mit der industriellen Revolution bringt, und stellt sich die Aufgabe, "den Nachweis zu erbringen, daß die eigentliche Entstehungszeit der modernen bürgerlichen Sozialanschauungen in England, Frankreich und Nordamerika im 17. bzw. 18. Jahrhundert liegt und die politischen Revolutionen am Jahrhundertende lediglich noch in einigen Punkten Präzisierung und Ergänzungen anbringen, ohne selbst von ursächlichem Charakter für die Herausbildung dieser Sozialanschauungen zu sein. In noch verstärktem Maße wird dies bezüglich der industriellen Revolution festzustellen sein, wo gerade am englischen Beispiel deutlich werden wird, daß nahezu alle wesentlichen Komponenten bürgerlicher Sozialauffassungen in England im 17. und frühen 18. Jahrhundert, und d. h. bereits vor 1750 theoretisch entwickelt waren. Die industrielle und die politischen Revolutionen des westeuropäisch-nordamerikanischen Raums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schlossen mithin die Entstehung bürgerlicher Sozialanschauungen in diesen Ländern bestenfalls ab, statt, wie zumeist behauptet, sie in Gang zu setzen." (S. 11) Dippel verfolgt die "theoretische Begründung der bürgerlichen Gesellschaft auf den Prinzipien von Individuum und Interesse im 18. Jahrhundert" durch die drei bedeutenden Sozialtheoretiker und meint: "Nicht zuletzt dank ihrer intellektuellen Anstrengungen erleben wir Ende des 18. Jahrhunderts in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika, und von dort sehr stark in andere Länder ausstrahlend, einen sehr breiten Konsens darüber, daß Freiheit, Individualismus, Interesse, Chancengleichheit, Eigentum,

Arbeit, Tugend, Rechtssicherheit, Erziehung und anderes als Grundprinzipien einer modernen Gesellschaftsordnung normative Gültigkeit haben." (S. 240)

Tatsächlich gehören die behandelten Auffassungen zum Höhepunkt der Gesellschaftswissenschaft in der Manufakturperiode. Die damaligen Einsichten in die ökonomischen Gesetze des Kapitalismus und die soziale Struktur und Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft sind ein wichtiger Bestandteil der Geschichte der politischen Ökonomie und der Vorgeschichte des historischen Materialismus. Soweit Dippel die Vorstellungen über Individuum, Arbeit, Eigentum, Tugend und Interesse in der bürgerlichen Gesellschaft aufführt und einordnet, ist seiner Interpretation zuzustimmen. Nur setzt er sich selbst sehr enge Grenzen. So stellt er die "Überzeugung, daß sich in der Dichotomie von Individuum und Gesellschaft die zentrale Problematik sozialer Ordnung widerspiegelt" (S. 13), nicht in Frage. Da der Verfasser die ökonomischen Einblicke in die Gesetze des Kapitals nicht einbezieht, läßt er auch außer acht, daß die Theoretiker des 18. Jh. nicht bei der Feststellung einer Dichotomie von Individuum und Gesellschaft stehenbleiben, sondern objektive dialektische Zusammenhänge aufdecken, so daß später sowohl Ricardo, der Ökonom der frühen Industriebourgeoisie, als auch utopische Sozialisten an solche Vorleistungen anknüpfen können. Nach Dippels Auffassung war Smith den meisten voraus, "nämlich in der universalen Betrachtung der Natur und Psychologie des Menschen und seiner Einbettung in den größeren sozialen Zusammenhang. Hier liegt die eigentliche historische Bedeutung von Adam Smith ..." (S. 100). Doch Smith analysierte die "Physiologie der bürgerlichen Gesellschaft" (Marx). Ohne die klassische politische Ökonomie von Smith und Ricardo ist die Entwicklung der marxistischen politischen Ökonomie nicht zu verstehen. Dippel allerdings bewegt mehr die Frage, inwieweit sich "einerseits die unübersehbaren Differenzen zwischen jenen drei bürgerlich-liberalen Demokratien und ihrem Selbstverständnis im 19. und 20. Jahrhundert wie auch andererseits die innere Heterogenität moderner bürgerlicher Sozialanschauungen, die im 19. und 20. Jahrhundert eher verstärkt statt reduziert wurde" (S. 245), auf den Individualismus des 18. Jh. zurückführen lassen.

Hermann Lehmann

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der römischen Kaiserzeit,  
hg. v. Helmuth Schneider = Wege der Forschung, Bd. 552

Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1981,  
VI und 460 Seiten, Preis: 106,- DM

Das hier vorzustellende Buch ist nicht, wie vielleicht sein Titel erwarten läßt, eine in sich geschlossene Darstellung der römischen kaiserzeitlichen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, sondern ein Neudruck von 17 bisher verstreuten, jetzt großenteils durchgesehenen, durch Anmerkungen ergänzten und zudem alle in deutsch vorliegenden Aufsätze. Die 12 Autoren sind - einige schon seit vielen Jahren - ausgewiesene Kenner dieses Gebietes. Sie diskutieren Probleme der ländlichen und städtischen Strukturen, der Ware-Geld-Wirtschaft, der sozialen Schichten, Bewegungen, Konflikte, der quantitativen Methoden und des Verhältnisses von Technik und Gesellschaft. Der Wert ihrer für sich schon interessanten und profunden Fragen und Erkenntnisse nimmt durch die nun gegebene Zusammenschau, die größere Vollständigkeit des thematischen Mosaiks noch zu. Hierin liegt die Bedeutung des Buches, das übrigens gewissermaßen ein Gegenstück zu dem ebenfalls von Helmuth Schneider besorgten Sammelband über die späte römische Republik darstellt.

Einleitend gibt Schneider einen - letztlich vielleicht programmatischen - "for-



geschichtlichen Überblick, in dem vor allem das Problem einer adäquaten Charakterisierung der römischen Wirtschaft und Gesellschaft erörtert werden soll" (S. 1). Die Auseinandersetzung mit Max Weber, Michael Rostovtzeff, Arnold H. M. Jones, Moses I. Finley, M. W. Frederiksen, K. Hopkins und Ramsay MacMullen ist geprägt von deren Verhältnis zu den hinsichtlich des Wesens der antiken Wirtschaft entgegengesetzten theoretischen Standpunkten Karl Büchers (Hauswirtschaft) und Eduard Meyers (Marktwirtschaft).

Im Teil über die sozialgeschichtlichen Forschungen stellt Schneider fest, daß die sowjetischen Forschungen zur Sklaverei "sicherlich dazu beigetragen (haben), daß die Althistoriker in Westeuropa und den USA sich stärker diesem Themenkomplex (den Unterschichten - R. S.) zuwandten" (S. 16). Hierzu folgt eine fast 2 Seiten lange Anmerkung.

Diese in der bürgerlichen Althistorie durchaus noch nicht übliche neue Einstellung findet ihren Niederschlag in der vom Herausgeber vorgenommenen Auswahl der Autoren und ihrer Beiträge: E. A. Thompson, Bauernaufstände in spätantiken römischen Gallien und Spanien; Arnold H. M. Jones, Das Wirtschaftsleben in den Städten des römischen Kaiserreiches; Der römische Kolonat; Überbesteuerung und der Niedergang des Römischen Reiches; Kenneth D. White, Technik und Gewerbe im Römischen Reich; István Hahn, Freie Arbeit und Sklavenarbeit in der spätantiken Stadt; Das bäuerliche Patrocinium in Ost und West; Ramsay MacMullen, Soziale Mobilität und der "Codex Theodosianus"; Markttag im römischen Imperium; Moses I. Finley, Technische Innovation und wirtschaftlicher Fortschritt im Altertum; René Martin, Plinius der Jüngere und die wirtschaftlichen Probleme seiner Zeit; Michael Crawford, Geld und Austausch in der römischen Welt; André Chastagnol, Die Entwicklung des Senatorenstandes im 3. und 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung; Elena M. Štaerman, Der Klassenkampf der Sklaven zur Zeit des Römischen Kaiserreiches; Géza Alföldy, Die Freilassung von Sklaven und die Struktur der Sklaverei in der römischen Kaiserzeit; Soziale Konflikte im Römischen Kaiserreich; Richard P. Duncan-Jones, Abrundung von Altersangaben, Analphabetentum und soziale Differenzierung im Imperium Romanum.

Eine wohlbemessene, sachlich gegliederte Bibliographie am Ende erhellt das Forschungsumfeld und hilft so für weitere Studien.

Insgesamt ist der Versuch zu begrüßen, Wege zu einer neuen Sicht der Geschichte, die Erik J. Hobsbawm Gesellschaftsgeschichte nannte, nochmals den Althistorikern und über diese Veröffentlichungsreihe auch den anderen historisch, ökonomisch und soziologisch Interessierten vor Augen zu führen.

Reinhard Schumacher

Friedrich-Karl Kienitz, Völker im Schatten. Die Gegenspieler der Griechen und Römer von 1200 v. Chr. - 200 v. Chr.

C. H. Beck, München 1981, 364 Seiten, 20 Abbildungen auf Tafeln, 1 Textabbildung, 1 Karte, Preis: 42,- DM

Zu Recht lehnt Friedrich-Karl Kienitz die "abendländisch-europäische" (Kultur-) Geschichtsschreibung ab. Um so mehr möchte er, daß die Völker, mit denen die Griechen und Römer in Berührung kamen, um ihrer selbst willen gewürdigt werden.

Es gelingt Kienitz, das spärliche, allzuoft griechisch oder römisch geprägte Quellenmaterial bzw. die entsprechenden älteren und auch jüngeren Forschungsergebnisse recht anschaulich einem breiten Leserkreis vorzuführen. Behandelt werden wichtige Abschnitte der Entwicklung Ägyptens, Kleinasiens,



der Ägäis, Sardiniens, Illyriens, Italiens, Phönikiens, Palästinas, Irans und Karthagos (einige Regionen am Anfang und am Ende ihrer Selbständigkeit).

Ausgesprochen engagiert bemüht sich Kienitz, die Bedeutung der "Völker im Schatten" hervorzuheben, m. E. aber auf eine sehr bedenkliche Weise: Es genügt nicht, das Verhalten der Griechen und Römer gegenüber ihrer Umwelt moralisierend negativ einzuschätzen, zudem oft nach heutigen (?) Normen. Für Kienitz scheint die Geschichte eine Folge politisch-militärischer Ereignisse zu sein, die vor allem von Einzelpersonlichkeiten bestimmt werden, so daß die (grundlegenden) sozialökonomischen Beziehungen nur am Rande abgetan zu werden brauchen.

Insgesamt gesehen, kann dieses Buch als ein nennenswerter Versuch gelten, zahlreiche Völker und ihre Kulturen sowohl nebeneinander als auch in ihrem Verhältnis zu den "klassischen" antiken Gesellschaften darzustellen, sie mehr ins Licht zu rücken.

Reinhard Schumacher

Helga Gesche, Rom. Welteroberer und Weltorganisator

C. H. Beck, München 1981, 293 Seiten, 23 Abbildungen auf Tafeln, 3 Karten, Preis: 42,- DM

Helga Gesche versucht auf sehr eigenwillige Weise ("cum ira et studio"), die bekannten Fakten der römischen Geschichte neu zu interpretieren und zu koordinieren. Sie versteht die römische Geschichte, worin ihr zuzustimmen ist, als zwei relativ eigenständige Phasen, manifestiert in den Staatsformen Republik und Monarchie. Problematisch ist ihre Sicht des Überganges von der einen zur anderen als des welthistorischen Schrittes vom Stadtstaat zum Weltstaat. Nicht mehr folgen kann man ihrem Gedanken von der Transformation Roms als eines und desselben Staates mit bis heute gültigem Modellcharakter. Hier wird offensichtlich modernes Bewußtsein auf antike Verhältnisse übertragen.

Gewissermaßen als dramaturgische Klammer für eine Szene des "historischen Welttheaters" (S. 152) dient der Autorin die Auseinandersetzung mit dem Sprichwort "Zustände wie im Alten Rom": "Das Alte Rom gibt es nicht. Rom - das ist zweierlei: ein republikanischer Stadtstaat, der den antiken Erdkreis rund um das Mittelmeer erobert und zur Weltmacht expandiert und dabei selbst kollabiert; und ein monarchisch regiertes Reich, das Imperium Romanum, das die damals bekannte Oikoumene in die einheitliche Ordnung eines Weltstaates integriert und Jahrhunderte überdauert. - In beiden diesen seinen Erscheinungsformen, sowie auch im Übergang von der einen zur anderen liefert Rom ein weit über die Zeit seines historischen Daseins hinaus gültiges politisches Modell von bisweilen erstaunlicher Aktualität. - Und keineswegs durchweg ist Rom als staatliche Organisation so beschaffen, daß Anlaß bestünde, sich seiner 'Überwindung' zu rühmen." (S. 9 f.)

Nach dieser - programmatischen - Erklärung will Gesche die in der römischen Geschichte "wirksamen und ihren Ablauf bestimmenden politischen Mechanismen und Verhaltensweisen, die erst eigentlich ihren Modellcharakter ausmachen, aufzeigen" (S. 10) und das "Bild vom republikanischen 'Aufstieg' und dem kaiserzeitlichen 'Niedergang' ... in Umkehrung zurechtrücken und den beiden ... Daseinsstufen den ihnen z u k o m m e n d e n Platz und Rang auf der historischen Wertskala zuweisen" (S. 22).

Die wohl als eine - letztlich traditionalistisch-althistorische - Antwort auf heutige Fragen entwickelte Idee vom Modellcharakter Roms zwingt die Auto-

rin, sich auf das Politische zu konzentrieren - Fragen zum Ökonomischen und Sozialen, also zu den Grundstrukturen, die die politische Entwicklung vielfach erst verständlich machen, fehlen -, zwingt sie, möglichst viel auf andere Zeiten und Ereignisse zu beziehen, auch und gerade auf die unmittelbare Gegenwart. Dabei muß sie sehr weit abstrahieren, zu weit: Das Rom der Republik zeige negativ, wodurch ein Staat seine Umgebung unterwerfen könne, wie eine vorrangig nach außen gerichtete Politik diesen zerstöre (S. 53 ff.); das Rom der Kaiserzeit zeige positiv, daß ein Strukturwandel in Politik und Denken eine übernationale Weltpolitik ermögliche, daß eine übernationale Völkergemeinschaft dauerhaft bestehen könne. (S. 175 ff.)

Folgerichtig ist dann für Gesche das republikanische Rom nur ein Staat unter vielen, die die Welt lediglich erschütterten, zugleich jedoch der militärische Wegbereiter des weite Teile der Welt prägenden Roms der Kaiserzeit.

Im einzelnen behandelt sie folgende Probleme:

1. Rom erobert die Welt und geht daran zugrunde. Durch Expansion zur Weltmacht. Dominanz der Außenpolitik
  - Der Prozeß der Expansion
  - Mittel und Wege der Machtausdehnung
  - Motive, Ziele und Hintergründe der Großreichsbildung
  - Wirkung und Folgen der Welteroberung
2. Rom wird zum Weltreich und geht darin auf. Durch Integration zum Weltstaat. Primat der Innenpolitik
  - Grundlagen der Integration
  - Vorbedingung und Voraussetzung des inneren Aufbaus
  - Faktoren, Maßnahmen und Leistungen der Weltorganisation.

Reinhard Schumacher

## TAGUNGEN UND KONFERENZEN

VI. Kolloquium von Wirtschaftshistorikern  
der Deutschen Demokratischen Republik und der Ungarischen Volksrepublik  
(6. bis 9. September 1983 in Dresden)

An dem alle drei Jahre vom Institut für Wirtschaftsgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR gemeinsam mit dem Institut für Geschichte der Ungarischen Akademie der Wissenschaften organisierten Kolloquium nahmen etwa 30 Wissenschaftler aus beiden Ländern teil, die zwei Hauptproblemkreise erörterten: außenwirtschaftliche Probleme in Europa zwischen den beiden Weltkriegen sowie Probleme der demographischen und sozialstrukturellen Entwicklung im 19. und beginnenden 20. Jh. Die hierzu gehaltenen Referate und Korreferate, vor allem aber die Diskussionen verdeutlichten, daß angesichts der Kompliziertheit und Komplexität der jeweiligen Probleme, neue Erkenntnisse nur im Rahmen der sowohl nationalen als auch internationalen interdisziplinären Arbeit gewonnen werden können.

Auf der Grundlage zahlreicher Untersuchungen über den allgemeinen Charakter und das Wesen des Systems der internationalen Wirtschaftsbeziehungen zwischen den beiden Weltkriegen stellte als erster Hauptreferent P é t e r G u n s t (Budapest) in seinem Vortrag "Außenwirtschaftliche Probleme in Ost- und Südosteuropa zwischen den beiden Weltkriegen" spezielle Fragen und Besonderheiten der wirtschaftlichen Entwicklung in den genannten Regionen zur Diskussion, und zwar neben den für Europa allgemein typischen Problemen - unmittelbar aus den Kriegsfolgen resultierend und mit dem Wechsel von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft verbunden - Schwierigkeiten, die vor allem aus der neuen territorialen Aufteilung des südosteuropäischen Gebietes nach dem ersten Weltkrieg, aber auch aus der absoluten Verschlechterung der Kreditbedingungen erwachsen sind.

Die totale Neuformierung der jeweiligen inländischen Märkte sowie des jeweiligen Bank- und Finanzsystems habe einerseits zu erbitterten nationalistischen Wirtschaftskämpfen zwischen den einzelnen Ländern, andererseits zum Bankrott zahlreicher Industriezweige und schließlich, verstärkt durch die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, zum wirtschaftlichen Zusammenbruch einzelner Staaten geführt. Gunst machte zum Abschluß seiner Ausführungen deutlich, wie gerade das mit der Wirtschaftskrise verbundene Außenhandelsdefizit der süd- und osteuropäischen Länder die einseitige wirtschaftliche und politische Abhängigkeit von den Großmächten, speziell von Deutschland, zur Folge gehabt habe.

Die Relevanz historischer Forschungen für das Verständnis von Wirtschaftsprozessen zeigte sich besonders an dem interessanten Referat von B e r t h o l d P u c h e r t (Berlin) zu "Gemeinsamkeiten und Widersprüchen zwischen den imperialistischen Mächten in ihren Wirtschaftsbeziehungen zur Sowjetunion zwischen den beiden Weltkriegen". Während die ebenfalls zur Diskussion stehenden Thesen insbesondere auf eine Einordnung der Wirtschaftsbeziehungen der Großmächte mit der Sowjetunion bzw. den sozialistischen Ländern überhaupt in die Problematik der friedlichen Koexistenz hienziele, konzentrierte er sich in seinem Referat auf die Wirtschaftsbeziehungen Deutschlands, Englands, der USA und Frankreichs zur Sowjetunion im angegebenen Zeitraum, und zwar speziell auf das Zustandekommen zwischenstaatlich geregelter kontinuierlicher bilateraler Handelsbeziehungen. Bei der

Analyse der unterschiedlichen Beziehungen der einzelnen Staaten zur Sowjetunion zeigte Puchert, wie diese sich einerseits als Resultat des Wirkens allgemeiner ökonomischer Gesetzmäßigkeiten entwickelten, andererseits sich gerade durch das Wirken verschiedener, recht konkreter Interessen, jeweiliger spezifischer innenpolitischer Einflüsse sowie weltpolitischer Aspekte realisierten und durch langfristige Tendenzen sowie zyklische Veränderungen der weltwirtschaftlichen Lage und nicht zuletzt durch die spezifische politische und wirtschaftliche Entwicklung der Sowjetunion determiniert wurden. Dabei machte Puchert deutlich, daß die Spezifik der Aufnahme sowie der Charakter der Wirtschaftsbeziehungen der genannten imperialistischen Länder zur Sowjetunion vor allem durch ökonomische und politische imperialistische Widersprüche bestimmt wurden. So sei z. B. Deutschlands Ostpolitik in den Jahren der Weimarer Republik immer ein Instrument seiner Westpolitik gewesen.

Die sich anschließende lebhafte Diskussion brachte das große Interesse der anwesenden Wirtschaftshistoriker an der Thematik der beiden Hauptreferate zum Ausdruck, zeigte aber auch zugleich, wie viele Fragen noch einer weitergehenden Forschung bedürfen. Im Vordergrund standen dabei zum einen Fragen wie die nach der Bedeutung des ausländischen Kapitals für die besondere wirtschaftliche Entwicklung der ost- und südosteuropäischen Länder, die nach der Auswirkung der spezifischen Zollpolitik hinsichtlich des in den 30er Jahren einsetzenden Industrialisierungsprozesses sowie die nach den Ursachen der veränderten Warenstruktur im Außenhandel in diesen Ländern.

Vier Korreferate ergänzten, erhärteten oder konkretisierten die Hauptreferate unter jeweils unterschiedlichen Aspekten. So konkretisierte K a t a - l i n F e r b e r (Budapest) in ihrem Vortrag "Versuch der Koordinierung der internationalen Zusammenarbeit. Die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich und Ungarn (1930 - 1931)" ein von Gunst in seinem Referat aufgezeigtes allgemeines wirtschaftliches Problem aller ost- und südosteuropäischen Länder in der Zwischenkriegszeit - speziell für Ungarn -, die Schwierigkeit, ausländische Kredite zu erhalten.

H a n s R a d a n d t (Berlin) illustrierte die Art und Weise der wachsenden wirtschaftlichen Abhängigkeit der südosteuropäischen Länder von Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen am Beispiel des Kapitalexports deutscher Konzerne in die betreffenden Länder. Dabei zeigte der Korreferent, wie besonders ab 1933 zum Zwecke der Förderung von profitbringenden rüstungswichtigen Rohstoffen für Deutschland das Interesse an Neuerwerbungen von Beteiligungen bzw. Neugründungen von Tochtergesellschaften in Südwesteuropa wuchs und, insbesondere mit der Annexion Österreichs und der Tschechoslowakei und dann mit dem deutsch-rumänischen Wirtschaftsvertrag vom 23. März 1939, den Charakter einer regelrechten Südostexpansion angenommen habe.

Während Gunst in seinem Hauptreferat auf Währungsprobleme in Ost- und Südosteuropa vor allem im Zusammenhang mit der Verschlechterung der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung in diesen Ländern einging, nahm H e r w a r t P i t t a c k (Berlin) sein Korreferat "Währungsprobleme zwischen den beiden Weltkriegen. Ausgangsbedingungen und Perspektiven" zum Anlaß - allerdings verallgemeinernd für Gesamteuropa -, auf viele offene Probleme hinsichtlich der Durchdringung der komplizierten Geld-, Währungs- und Kreditprobleme des Kapitalismus hinzuweisen.

Breiten Raum nahmen in seinem Vortrag zum einen Probleme des sog. zweiten Goldstandards ein, dessen Notwendigkeit, Wesen sowie Ursachen für dessen Grenzen und schließlich des Scheiterns. Zum anderen zeigte Pittack im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise aber die Notwendigkeit immer neuer Formen staatlicher Regulierung (z. B. Devisenzwangswirtschaft und das Operieren mit Währungsausgleichsfonds), um den ökonomischen Widersprüchen, in die sich der Monopolkapitalismus immer tiefer verstrickte, entgegen-



tretene zu können. Bezugnehmend auf die gegenwärtigen, keineswegs geringeren gewordenen Währungsprobleme der imperialistischen Industriestaaten, stellte Pittack zum Abschluß seines Vortrages die für die tiefere Durchdringung der komplizierten Prozesse der kapitalistischen Gesellschaft notwendige Frage nach der Art und Weise bzw. dem Wesen des Monopolkapitalismus adäquaten Währungssystems. Diese und andere noch zu lösende Fragen, die im Laufe der Diskussion vom Korreferenten präzisiert wurden (so z. B. die Frage nach der Bestimmung des Monopolpreises, nach dem Zusammenhang von Preis und Währung oder nach der Ursache von sog. langen Preiswellen) könnten aber nur, nach Meinung von Pittack, in engster Zusammenarbeit der Politökonomien mit den Wirtschaftshistorikern komplex, auf der Grundlage notwendiger Einzeluntersuchungen gelöst werden.

Eine rege Diskussion entfachte sich an dem Korreferat von T o m á s C s a t ó (Budapest) zur "Rolle des ausländischen Kapitals im ungarischen Binnenhandel zwischen den beiden Weltkriegen". In seinem Vortrag legte er dar, daß der ungarische Binnenhandel im Vergleich zu anderen Wirtschaftszweigen eindeutig am geringsten beeinflußt worden sei. Die Ursache hierfür sah er im spezifischen Entwicklungsprozeß des ungarischen Binnenhandels, der sich, entsprechend dem von Csató zuvor allgemein bestimmten Entwicklungsmodell des modernen Binnenhandels (erste Etappe - Zeit der Anfangsperiode des Kapitalismus; zweite Etappe - Ausbau eines differenzierten Fachhandels, Erweiterung des Ladenverkehrs mit Entfaltung der Industriellen Revolution; dritte Etappe - erst im 20. Jh., eine der modernen Massenproduktion und dem Massenkonsum adäquate Handelsform, die dem Verschwinden der Selbstversorgung sowie der verstärkten Urbanisierung entsprochen habe), zum betrachteten Zeitraum erst in der zweiten Etappe befunden habe. Trotz des nur geringen Ausmaßes ausländischer Kapitalinvestitionen sei jedoch der Einfluß des ausländischen Kapitals im ungarischen Binnenhandel unübersehbar, was der Korreferent durch zahlreiche Beispiele veranschaulichen konnte. Eine Erhöhung der Handelspraxis sowie der Handelskultur, aber auch das Erstangebot von unzähligen Produkten der modernen Industrieentwicklung auf dem ungarischen Markt seien nach Csató die wichtigsten Resultate des Einflusses ausländischen Kapitals im ungarischen Binnenhandel gewesen.

Gerade diese von Csató in seinem Referat hervorgehobene förderliche Wirkung des ausländischen Kapitals auf Ungarns Entwicklung gab Anstoß zu z. T. recht unterschiedlichen Meinungsäußerungen hinsichtlich der generellen Wertung ausländischen Einflusses auf die Entwicklung eines konkreten Landes. So stellte z. B. Puchert die Frage nach der Grenze zwischen Nutzen und Gefahr eines großen äußeren Einflusses besonders unter dem Aspekt der Entstehung von Abhängigkeiten, und T h o m a s K u c z y n s k i (Berlin) forderte als notwendige Voraussetzung zur Beantwortung dieser Frage, Kriterien für eine Meßbarkeit von Abhängigkeiten zu erarbeiten. Zugleich vertrat Kuczynski die Auffassung, der sich dann auch P é t e r H a n á k (Budapest) und H e l g a N u s s b a u m (Berlin) anschlossen, daß die Frage des Für und Wider von wirtschaftlichen und anderen Abhängigkeiten niemals allgemein, sondern stets nur konkret zu beantworten sei.

Der zweite Hauptproblemkreis der Konferenz, der demographischen und sozialstrukturellen Untersuchungen über das 19. und beginnende 20. Jh. gewidmet war, wurde durch das Referat von Hanák "Hauptprobleme der bürgerlichen Sozialstruktur in Ungarn im 19. Jh." eröffnet. In seinen interessanten Ausführungen legte Hanák sozialstrukturelle Besonderheiten der ungarischen Gesellschaftsentwicklung dar, die nach seiner Meinung als osteuropäische periphere Variante des europäischen Gesellschaftsmodells charakterisiert werden könne. Die Entfaltung des ungarischen Kapitalismus sowie die Verbürgerlichung im 19. Jh. sei getragen sowohl von eingewanderten und außerhalb der feudalen Ordnung stehenden, profitorientierten bürgerli-



chen Elementen, also sich magyarisierenden Bürgern, als auch von aus der eigenen feudalen Ordnung stammenden warenproduzierenden Grundbesitzern, also sich verbürgerlichenden Adligen. Beide Einflußfaktoren wurden vom Referenten für die einzelnen Entwicklungsstappen des ungarischen Kapitalismus in ihrem wechselnden Wirkungsgrad detailliert beschrieben. Er sprach von einer für die ungarische Gesellschaft in der bürgerlichen Periode typischen "Doppelstruktur" - einem Nebeneinanderexistieren der alten, traditionellen, an vorkapitalistische Daseinsbedingungen gebundenen Sozialstruktur und der unmittelbar aus der kapitalistischen Entwicklung hervorgegangenen neuen, bürgerlichen Struktur - und erläuterte, wie die ungarische gesellschaftliche Entwicklung nicht nur von Klassenkonflikten, sondern ziemlich stark von Zusammenstößen innerhalb der einzelnen Klassen und Schichten geprägt worden sei.

Um Begriff, Bedeutung und Inhalt der "Doppelstruktur" entbrannte eine rege Diskussion, die auf eine Reihe noch ungelöster Fragen in der sozialhistorischen Forschung aufmerksam machte. So sprachen sich **R u d o l f B e r t h o l d** (Berlin) und **Kuczynski** für die Anwendung der Kategorie der "Doppelstruktur" auch bei sozialgeschichtlichen Untersuchungen gewisser widersprüchlicher sozialer Prozesse in Deutschland aus. **K á r o l y V ö r ö s** (Budapest) interpretierte die "Doppelstruktur" als allgemeine Erscheinungsform sozialer Entwicklungsprozesse, die nicht nur in Ungarn nachgewiesen werden könne. **H e r m a n n L e h m a n n** (Berlin) gab schließlich zu bedenken, ob der Begriff der "Doppelstruktur" nicht komplizierte Prozesse und Wechselbeziehungen innerhalb und zwischen den Klassen vereinfache.

Hanáks Referat gab darüber hinaus aber auch weitere Denkanstöße, die sich mit der Forderung von **J a n P e t e r s** (Berlin) zusammenfassen lassen, in der zukünftigen Forschung die oberen Klassen und Schichten stärker zu berücksichtigen, da die Verhaltensweisen sowie die Lage der Werktätigen überhaupt nur aus dem Wechselverhältnis aller Klassen und Schichten richtig begriffen werden könnten.

Im zweiten, von **H o r s t H a n d k e** (Berlin) gehaltenen Hauptreferat "Einige Grundprozesse der demographischen und sozialstrukturellen Entwicklung in Deutschland im 19. Jh." ging es insbesondere um solche Probleme, die in der einschlägigen Literatur teilweise kontrovers gesehen werden. Während z. B. die sich mit dem genannten Gegenstand befassenden Wissenschaftler darin übereinstimmen, daß es im Verlauf der Industriellen Revolution in Deutschland bedeutende Veränderungen in der Entwicklung, vor allem einen sprunghaften Anstieg der Bevölkerung, gegeben habe, seien sie hinsichtlich des Zeitpunktes dieser sog. demographischen Revolution sowie ihrer Ursachen unterschiedlicher Auffassung. Für Handke trat der eigentliche Bevölkerungsumschwung, den man seiner Meinung nach nur in engem Zusammenhang mit der Industriellen Revolution und als Resultat eines gesamten Ursachenkomplexes sehen könne, erst nach 1815 ein. Der Prozeß der Bevölkerungsexplosion, der über 1870 hinaus bis zum Beginn des 20. Jh. reiche, sei vor allem als Prozeß der Umwälzung und Loslösung von der Bevölkerungsreproduktion "alten Stils" zu sehen. Der Referent analysierte in seinen Ausführungen den widersprüchlichen Prozeß der Überlagerung alter und neuer Reproduktionsbedingungen für den angegebenen Zeitraum und kam zu dem Ergebnis, daß sich, in Abhängigkeit verschiedenster Komponenten, sowohl die Industrielle als auch die demographische Revolution in den einzelnen Staaten Deutschlands unterschiedlich entwickelt habe. Unter allen deutschen Staaten würden Sachsen und Preußen einerseits die höchsten Wachstumsraten der Bevölkerung aufweisen; andererseits sei gerade hier die Industrialisierung am frühesten vorangetrieben worden.

Da sich der Referent auf noch umstrittene Probleme innerhalb der demographischen Entwicklung Deutschlands im 19. Jh. konzentrierte, verlief auch die

Diskussion polemisch. Auf großes Interesse stieß die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Industrieller Revolution und Bevölkerungsentwicklung. Berthold gab z. B. zum einen zu bedenken, daß zwar zwischen 1815 und 1840 eine demographische Revolution stattgefunden habe, dagegen die Auswirkungen der Industriellen Revolution erst nach 1840 voll zum Tragen gekommen seien. Zum anderen aber hätten auch viele Gebiete Deutschlands eine "Bevölkerungsexplosion" aufgewiesen, die nicht von einer Industrialisierung gekennzeichnet gewesen seien. Harald Michel (Berlin) vertrat als Demograph die Auffassung, daß für den diskutierten Untersuchungszeitraum keine "Bevölkerungsexplosion" stattgefunden habe, aber nach 1870 eine demographische Transition konstatiert werden könne. Die Diskussion spiegelte unterschiedliche Auffassungen über die damalige Bevölkerungsentwicklung wider und machte die Notwendigkeit einer engen Zusammenarbeit zwischen Wirtschaftshistorikern und Demographen deutlich.

Des weiteren wurden methodische Fragen hinsichtlich der Erfassung der Bevölkerungsbewegungen in verschiedenen Städten und Ländern sowie die Bedeutung Sachsens während der Industriellen Revolution diskutiert.

Vier Korreferate behandelten z. T. ziemlich spezielle demographische oder sozialstrukturelle Probleme Deutschlands bzw. Ungarns. Helga Berndt (Berlin) ging auf die "Sozialstruktur der höheren Beamten des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe und ihre Beziehungen zur privatkapitalistischen Wirtschaft" ein.<sup>1</sup>

Mit seinem Korreferat "Die Höchstbesteuerten von Budapest (1873 - 1917)" bot Vörös anhand von drei zeitlichen Querschnitten einen Überblick über die wirtschaftlich führende Schicht in Budapest, zu der vor allem Immobilienbesitzer, Bauunternehmer, Aktionäre, Kaufleute und Rechtsanwälte zählten. Der Korreferent zeigte, wie zwischen Budapester Großkapital, das immer mehr an Einfluß gewann, und städtischer Politik ein enger Zusammenhang bestand und auf welche Art und Weise die sog. Höchstbesteuerten von Budapest die Entwicklungsrichtung ihrer Stadt bestimmt haben.

Interessant auch unter dem Aspekt des bevorstehenden 750jährigen Jubiläums der Stadt Berlin war das Korreferat von Heinzpeter Thümmler (Berlin) zum "Bevölkerungswachstum Berlins im 19. Jh. unter besonderer Berücksichtigung der Binnenwanderung". Thümmler illustrierte das Bevölkerungswachstum Berlins, das vor allem ab 1825 einsetzte, sich um die Mitte des 19. Jh. beschleunigte (hier etwa setzte eine bemerkenswerte Vorortentwicklung Berlins ein) und mit der Erklärung Berlins zur Reichshauptstadt höchste Intensität erreichte, an markanten Beispielen sowie auf der Grundlage umfangreicher, eingehend analysierter Wanderungsbilanzen. In der Diskussion zeigte Radandt, wie die Wanderungsbilanzen noch enger mit der wirtschaftlichen Entwicklung in Zusammenhang gebracht werden können. Meinungsverschiedenheiten gab es zu der von Thümmler geäußerten These, daß Berlins Vorortentwicklung seit Beginn des 19. Jh. einzigartig in Europa gewesen sei.

Im letzten Korreferat zum zweiten Problemkreis untersuchte László Katuś (Budapest) "Demographische Grundlagen des Übergangs zur Industriellen Revolution in Ungarn" und ging auf die Frage einer Kausalität zwischen Industrieller Revolution und Bevölkerungswachstum ein. Anders als Handke konstatierte Katuś für die ungarische demographische Entwicklung

1 Vgl. auch Berndt, H., Die höheren Beamten des Ministeriums für Handel und Gewerbe in Preußen 1871 bis 1932. Eine Analyse und Dokumentation zu ihrer sozialen Zusammensetzung und Verflechtung, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 2/1981, S. 105 - 200.

keine nachweisbaren Zusammenhänge zur Industrialisierung. Die Entwicklung und Modernisierung der Landwirtschaft sowie große infrastrukturelle Investitionen bilden, so Katuś, die Hauptursachen für die in Ungarn etwa ein Jahrhundert später als in west- und nordeuropäischen Ländern einsetzende Verminderung der Sterbeziffer. Das Korreferat zeichnete sich durch vergleichende demographische Analysen zwischen Ungarn und westeuropäischen Ländern aus, die eine andere, vor allem zu einem früheren Zeitpunkt stattfindende Bevölkerungsreproduktion neuen Typs ergaben.

Anregung zur Diskussion gab die Auffassung von Katuś, daß das in Ungarn Ende des 18., Anfang des 19. Jh. statistisch nachgewiesene Sinken der ehelichen Fruchtbarkeit Resultat einer umfassenden demographischen Strategie gewesen sei. Dabei ging es insbesondere um die Art und Weise der praktischen Realisierung einer solchen Strategie. Die recht konträren Auffassungen hierzu machten einerseits abermals deutlich, wie notwendig für die wirtschaftshistorische Forschung Untersuchungen scheinbarer Randgebiete, wie z. B. die Geschichte der Sexualität, sind. Andererseits unterstrich die Diskussion erneut die Bedeutung interdisziplinärer Forschung.

In ihren zusammenfassenden Schlußbemerkungen konnte Nussbaum auf eine neue Erkenntnis, aber auch viele Denkanstöße vermittelnde arbeitsintensive Konferenz verweisen. Sie dankte allen Teilnehmern für den nützlichen Gedankenaustausch und verlieh der Hoffnung Ausdruck, daß die Zusammenarbeit zwischen beiden Akademieinstituten auch in Zukunft erfolgreich realisiert werden könne.

Margrit Grabas

BIBLIOGRAPHIE

Bibliographie wirtschaftsgeschichtlicher Literatur der DDR

24. Lieferung

Theorie und Methodik

3696.

Bartl, Wilhelm: Die marxistisch-leninistische Reproduktionstheorie : Grundlage d. Wirtsch.-strategie d. SED. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck-  
Univ., Rostock, Gesellsch.wiss. R.;  
Rostock, 32 (1983) 1, S. 17 - 22 :  
Tab.

3697.

Barusch, Klaus ; Franke, Klaus:  
Die Marxsche Akkumulationstheorie  
und der heutige Kapitalismus.  
In: IPW Ber., Berlin, 12 (1983) 1,  
S. 29 - 35 : Tab.

3698.

Bleckert, H.: Methodologische  
Grundprobleme der ökonomischen  
Geographie in Lateinamerika. /mit  
span. Rés./. - In: Lateinamerika,  
Rostock, Herbstsemester 1981 (1982),  
S. 29 - 43.

3699.

Braun, Manfred; Thümmeler, Werner:  
Zur Krise der bürgerlichen  
Theorie und Praxis der internationalen  
Währungsbeziehungen. Uwe  
Andersen: Das internationale Währungs-  
system zwischen nationaler  
Souveränität und supranationaler  
Integration : Entwicklungstenden-  
zen seit Bretton Woods im Span-  
nungsfeld der Interessen. - Berlin  
(West) : Duncker & Humblot, 1977.  
Franz F. Aschinger: Das neue  
Währungssystem : Von Bretton  
Woods bis zur Dollarkrise 1977. -  
Frankfurt (Main) : Fritz Knapp  
Verl., 1978. Heinz A. Wuffli: Wäh-  
rungsordnung im Umbruch : Stabi-

lität und Wachstum als wirtschafts-  
und währungspolitische Schicksalsfra-  
gen. - Zürich/München : Artemis Verl.,  
1979. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Ber-  
lin, (1982) 4, S. 135 - 147.

3700.

Brentjes, Burchard: Klima und Pro-  
duktivkraft Boden. - In: Produktiv-  
kräfte u. Gesellschaftsformationen in  
vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von  
Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow.  
- Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Ver-  
öffentlichungen des Zentralinstituts  
für Alte Geschichte und Archäologie  
der Akademie der Wissenschaften der  
DDR ; 12). - S. 109 - 117.

3701.

Buschinski, Susanne: Zu einigen Zeit-  
aspekten der Arbeit in Marx' Analy-  
sen der kapitalistischen Warenproduk-  
tion. - In: Wiss. Z. Humboldt-Univ.  
Berlin, Gesellsch.wiss. R., Berlin,  
32 (1983) 1, S. 103 - 110.

3702.

Dacke, Bärbel: Zur Entwicklung der  
marxistisch-leninistischen Theorie vom  
staatsmonopolistischen Kapitalismus in  
den zwanziger Jahren in der Sowjet-  
union. - In: Jb. Wirtsch.-gesch.,  
Berlin, (1983) 2, S. 63 - 76.

3703.

Danek, Paul: Die Bedeutung der  
Marxschen Geldtheorie für politökono-  
mische Untersuchungen über das Geld  
in der Gegenwart. - In: Wiss. Z. Mar-  
tin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg,  
Gesellsch.-wiss. R., Halle/S., 32  
(1983) 2, S. 75 - 80.

3704.  
Fuchs, Gerhard: Zur vergleichenden Geschichte der sozialistischen Industrialisierung in Mittel- und Südosteuropa : Probleme d. Historiogr. u. Methodol. - In: Wiss. Z. Karl-Marx-Univ. Leipzig, Gesch.-sch.wiss. R., Leipzig, 32 (1983) 1, S. 59 - 65.

3705.

Heininger, Horst: Karl Marx und die Labilität des kapitalistischen Wirtschaftssystems. - In: IPW Ber., Berlin, 12 (1983) 3, S. 14 - 21.

3706.

Herrmann, Joachim: Produktivkräfte und Gesellschaftsformationen : Probleme u. Thesen. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 11 - 52 : Ill.

3707.

Jungnickel, Jürgen; Sander, Christel: Zur Veröffentlichung des Manuskripts 1861 - 1863 (der zweite Entwurf des "Kapitals") in der MEGA - In: Wirtschaftswissenschaft, Berlin, 31 (1983) 1, S. 1 - 14.

3708.

Koziolk, Helmut; Stürz, Hans: Zur Intensivierung des Kreislaufprozesses in der Theorie von Karl Marx. - In: Wirtschaftswissenschaft, Berlin, 31 (1983) 3, S. 321 - 338.

3709.

Kühne, Harald-Dietrich: Die Stellung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen in den Werken von Karl Marx und die Analyse weltwirtschaftlicher Prozesse der Gegenwart. - In: Wiss. Z. Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg, Gesch.wiss. R., Halle/S., 32 (1983) 2, S. 51 - 58.

3710.

Küttler, Wolfgang: Die Wirtschaftsgeschichte und der gesamthistorische Prozeß : Diskussionsfragen zum "Handbuch Wirtsch.gesch.". - In: Z. Gesch.wiss., Berlin, 31 (1983) 4, S. 342 - 347.

3711.

Lehmann, Hermann: Abstraktionen der Wirtschafts- und Bewußtseinsprozesse als Gegenstand historischer Betrachtung. Rudolf Wolfgang Müller: Geld und Geist : Zur Entstehungsgeschichte von Identitätsbewußtsein und Rationalität seit der Antike. - Frankfurt (Main)/New York : Campus Verl., 2. Aufl. 1981. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 201 - 204.

3712.

Lehmann, Hermann: Das verschwiegene Kapitalverhältnis. Lebenswelt und soziale Probleme : Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980, im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, hg. v. Joachim Matthes. - Frankfurt (Main)/New York : Campus Verl., 1981. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 155 - 158.

3713.

Liebing, Siegfried: Politökonomische Aspekte des Leninschen Plans des sozialistischen Aufbaus aus der Sicht der Geschichte der Politischen Ökonomie des Sozialismus. - In: Wiss. Z. Karl-Marx-Univ. Leipzig, Gesch.-wiss. R., Leipzig, 32 (1983) 1, S. 66 - 73.

3714.

Luck, Herbert: Zur Theorie der Produktivkräfte bei Karl Marx. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck-Univ. Rostock, Gesch.wiss. R., Rostock, 32 (1983) 1, S. 3 - 10.

3715.

Maier, Lutz: Die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation und die allgemeine Krise des Kapitalismus. - In: Einheit, Berlin, 38 (1983) 3/4, S. 390 - 396 : Tab.



3716.  
Mittag, Günter: Die ökonomische Lehre von Karl Marx und die ökonomische Strategie unserer Partei. - In: Einheit, Berlin, 38 (1983) 3/4, S. 242 - 251.
3717.  
Mühlfriedel, Wolfgang; Wießner, Klaus: Drei Bemerkungen zu den fünfzehn Thesen von Jörg Roesler zum Thema "Perspektivpläne und Investitionsrhythmus in der Volkswirtschaft der DDR 1949 bis 1980. Inhaltliche und methodologische Probleme". - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1983) 1, S. 179 - 187.
3718.  
Nick, Harry: Wissenschaftlich-technische Revolution : Historischer Platz, Entw. etappen, soziales Wesen. - Berlin : Akad.-Verl., 1983. - 120 S.
3719.  
Opitz, Gerda: Die Darstellung der Entwicklung der Bildung in der Betriebsgeschichte. - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1983) 1, S. 227 - 243.
3720.  
Roesler, Jörg: Perspektivpläne und Investitionsrhythmus in der Volkswirtschaft der DDR 1949 bis 1980 : Inhaltliche und methodologische Probleme. - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1983) 1, S. 169 - 178.
3721.  
Schädlich, Michael: Zur Analyse ausgewählter Quellen des Wirtschaftswachstums durch Karl Marx. - In: Wiss. Z. Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg, Gesellsch.wiss. R., Halle/S., 32 (1983) 2, S. 65 - 73 : Tab.
3722.  
Schmidt, Hartwig: Die Bedeutung des Studiums der "Formen, die der kapitalistischen Produktion vorhergehen" für unser Wissen über das kommunistische Eigentum. - In: Wiss. Z. Friedrich-Schiller-Univ. Jena, Ge-
- sellsch.wiss. R., Jena, 31 (1982) 6, 675 - 681.
3723.  
Schnauß, Gerda: Zu Marx' methodologischer Analyse des Verhältnisses von Produktion, Distribution, Austausch und Konsumtion als dialektisch widersprüchliches Verhältnis. - In: Wiss. Z. Friedrich-Schiller-Univ. Jena, Gesellsch.wiss. R., Jena, 31 (1982) 6, S. 703 - 708.
3724.  
Tomberg, Friedrich: Kapitalanalyse und Geschichtstheorie : Zum Doppelcharakter der "Grundrisse". - In: Wiss. Z. Friedrich-Schiller-Univ. Jena, Gesellsch.wiss. R., Jena 31 (1982) 6, S. 647 - 651.
3725.  
Wagenbreth, Otfried: Technische Denkmale als Sachzeugen der Wirtschaftsgeschichte. - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1983) 2, S. 77 - 89.
3726.  
Wagner, Hans: Die Methode des Werkes "Das Kapital" von Karl Marx und das Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital im monopolistischen Kapitalismus der Gegenwart. - In: Wiss. Z. Humboldt-Univ. Berlin, Gesellsch.wiss. R., Berlin, 32 (1983) 1, S. 55 - 62.
3727.  
Weckwerth, Martin: Ökonomische Probleme des wissenschaftlich-technischen Fortschritts im Kapitalismus. - In: IPW Ber., Berlin, 12 (1983) 4, S. 32 - 34.
- Bibliographien
3728.  
Bibliographie selbständiger Schriften zur Betriebsgeschichte in der Deutschen Demokratischen Republik. - 17. Fortsetzung. - /Bearb. von/ Renate Günther. - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1982) 4, S. 215 - 238.

3729. Bibliographie wirtschaftsgeschichtlicher Literatur der DDR. - 21. Lieferung. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 251 - 263.
3730. Bibliographie wirtschaftsgeschichtlicher Literatur der DDR. - 22. Lieferung. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 225 - 243.
3731. Die Entwicklung des Außenhandels und der sozialistischen Außenhandelsplanung in der DDR 1945 - 1960 : Bibliographie / Hochsch. für Ökon. "Bruno Leuschner" Berlin. - Berlin : Hochsch. für Ökon., 1981. - 177 S.
3732. Günther, Renate: Hochschulschriften zur Wirtschaftsgeschichte. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1981) 3, S. 251 - 274.
3733. Günther, Renate: Hochschulschriften zur Wirtschaftsgeschichte. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 239 - 261.
3734. Günther, Renate: Hochschulschriften zur Wirtschaftsgeschichte. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 251 - 280.
3735. Kombinate im Kampf um die Durchführung der ökonomischen Strategie der Partei : Bibliogr., Berichtszeitraum: 1976 - 1981 / Zentralinst. für Sozialist. Wirtschaftsführung beim ZK d. SED, Abt. Information. - Berlin : Zentralinst. für Sozialist. Wirtschaftsführung, 1981. - 109 S. - (Information / Zentralinstitut für Sozialistische Wirtschaftsführung beim ZK der SED, Abteilung Information).
- Festschriften, Biographien, Kongresse, Quellennachweise
3736. VIII. /Achter/ Internationaler Kongreß der Wirtschaftshistoriker (16. bis 20. August 1982 in Budapest). - Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 187 - 224.
3737. Arnold, Werner: Zum 80. Todestag von Friedrich Hermann Poetsch, dem Erfinder des Gefrierverfahrens. - In: Neue Bergbautechnik, Leipzig, 13 (1983) 1, S. 43 - 45 : Ill.
3738. Behm, Erika; Kuczynski, Jürgen: Die Reflexion der Arbeiterbewegung in der Regierungspresse vor dem Ersten Weltkrieg : Eine vornehmlich quantitative Analyse (Schweizerische Eidgenossenschaft). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 181 - 186.
3739. Brauer, Helmut: Handwerksgeschichtliches Symposium in Veszprém. - In: Z. Gesch.wiss., Berlin, 31 (1983) 4, S. 349 - 350.
3740. Dalchow, Irmtraud: Produktivkraftentwicklung in der Betriebsgeschichte. - In: Z. Gesch.wiss., Berlin, 31 (1983) 2, S. 155 - 156.
3741. Dalchow, Irmtraud; Heinemann, Edelgard: Diplomverteidigung in der "Maxhütte". - In: Beitr. Gesch. Arb.-bew., Berlin, 25 (1983) 1, S. 137 - 138.
3742. Elle, Michael; Lehmann, Karin: Währung und Finanzen im Reproduktionsprozeß aus historischer Sicht (7. bis 9. Dezember 1981 in Neubrandenburg). - In: Jb. Wirtsch.gesch., Berlin, (1982) 3, S. 225 - 230.
3743. Fritzsche, Christa; Kretzschmar, Eve-

lyn: Das Leipziger Messeamt : Bestandsanalyse d. Überlieferung bis 1945. - In: Archivmitteilungen, Berlin, 32 (1982) 4, S. 136 - 140.

3744.

Gericke, Hans Otto: Die Darstellung der Produktivkraftentwicklung in der Betriebsgeschichte : 9. Fachkonferenz der Fachkommission Betriebsgeschichte (27. bis 29. April 1982 in Leipzig). - Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 245 - 249.

3745.

Gericke, Hans Otto: Jugendobjekte und ihre Darstellung in der Betriebsgeschichte : 4. Kolloquium d. Fachkomm. Betriebsgesch. - In: Wiss. Mitt. Hist.-Gesellsch. DDR, Berlin, (1982) 2, S. 79 - 81.

3746.

Goldmann, Sonja: Die Darstellung der Entwicklung der Bildung in der Betriebsgeschichte : 8. Konferenz d. Fachkomm. Betriebsgesch. - In: Wiss. Mitt. Hist.-Gesellsch. DDR, Berlin, (1982) 2, S. 73 - 78.

3747.

Günther, Renate: Die Darstellung der Entwicklung der Bildung in der Betriebsgeschichte : 8. Konferenz d. Fachkomm. Betriebsgesch. d. Historiker-Gesellsch. d. DDR (4. bis 6. Nov. 1981 in Dresden). - In: Jb. Wirtsch.gesch., Berlin, (1982) 3, S. 217 - 223.

3748.

Hartmann, Ulrich: Zur Geschichte des VEB Maxhütte Unterwellenborn (8. Juli 1982 in Jena). - Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 177 - 179.

3749.

Paul, Hainer: Eine erste Quellenedition zur Geschichte des Landproletariats. Lage und Kampf der Landarbeiter im ostelbischen Preußen : Vom Anfang d. 19. Jh. bis zur Nov.revolution 1918/19 / Einl.: Hans Hübner ; Ausw. u. Bearb.:

Hans Hübner u. Heinz Kathe. - Berlin : Akd.-Verl., 1977. - (Archivalische Forschungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung ; 8/1-2). - In: Jb. Wirtsch.gesch., Berlin, (1982) 3, S. 167 - 174.

3750.

Hans Radandt 60 Jahre. - In: Z. Gesch.wiss., Berlin, 31 (1983) 4, S. 354 - 355.

3751.

Zehn Jahre Zusammenarbeit in Züchtung und Produktionsforschung bei Getreide zwischen der DDR und der ČSSR : Symposium d. Forsch.- u. Züchtungsinst. für Getreide, Kromeriz, d. Föderativen Ministeriums für Landwirtschaft. u. Ernährung d. ČSSR u. d. Inst. für Getreideforsch. Bernburg-Hadmersleben d. Akad. d. Landwirtschaft.-wiss. d. DDR vom 7. bis 8. Juli 1981 in Bernburg. - Berlin : Akad. d. Landwirtschaft.wiss. d. DDR, 1982. - 144 S. - (Tagungsbericht / Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR ; 201).

Mehrere Zeitabschnitte umfassend

3752.

Brandt, Lothar: Goldhandwerk in Kolumbien. - In: Altertum, Berlin, 28 (1982) 4, S. 227 - 240 : Ill.

3753.

Etzold, Heike: Wissenschaft und Gesellschaft : Grundzüge und Probleme einer TU-Geschichte. Wissenschaft und Gesellschaft : Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin 1879 - 1979, hg. v. Reinhard Rürup. - Berlin (West)/Heidelberg/New York : Springer-Verl., 1979. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 155 - 160.

3754.

Feige, Paul: Aus der Betriebsgeschichte des VEB Sirokko-Gerätewerk. - In: Neubrandenburger Mosaik, Neubrandenburg, (1982), S. 49 - 53 : Ill.

3755.  
Gringmuth-Dallmer, Eike: Probleme der landwirtschaftlichen Produktion des 1. Jahrtausends u. Z. in Mitteleuropa. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 573 - 581.
3756.  
Handke, Horst: Ein sozialreformistisches Gesellschaftskonzept zur staatsmonopolistischen Regulierung des Sozialbereichs. Heinz Lampert: Sozialpolitik. - Berlin/Heidelberg/New York : Springer-Verl., 1980. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 189 - 192.
3757.  
Jacobeit, Wolfgang: Beiträge zur Freizeiforschung. Sozialgeschichte der Freizeit : Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland, hg. v. Gerhard Huck. - Wuppertal : Peter Hammer Verl., 1980. In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 127 - 135.
3758.  
Lietz, Hans-Georg: Von der Pferdebahn zum Gelenkwagen : Chronik d. VEB Nahverkehr Rostock. - Rostock : VEB Nahverkehr Rostock, 1981. - 60 S. : Ill., Kt.
3759.  
Linemann, Friedhelm: Familiennamen des Unterharzes als Zeugnisse der Bevölkerungsgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. - In: Namenkd. Inf., Leipzig, (1982) Beih. 4, S. 45 - 53.
3760.  
Mühlfriedel, Wolfgang: Eine konzeptionelle Erwägung zur Betriebsgeschichtsschreibung, angestellt nach der Lektüre von Manfred Beck: Die Entstehung und Entwicklung der Eisen- und Hüttenwerke Thale bis zum Zusammenbruch des faschistischen Deutschlands, T. 1 u. 2, o.O.o.J.; Erwin Könnemann: Die Eisen- und Hüttenwerke Thale in der Periode des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus : T. 1 u. 2, o.O.o.J.; Erwin Könnemann: Der VEB Eisen- und Hüttenwerke Thale in der Etappe des umfassenden Aufbaus des Sozialismus 1961 - 1965. - o.O.o.J. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 167 - 176.
3761.  
Produktivkräfte und Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - 637 S. : Ill., Tab. & 2 Beil. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12).
3762.  
Schellhas, Walter: Beziehungen des Freiburger Erzbergbaus und der Bergakademie Freiberg (Sachsen) zu Norwegen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. - In: Studien zur Geschichte des Bergbaus und der Montanwissenschaften vom 16. bis zum 20. Jahrhundert / Hrsg. vom Rektor d. Bergakad. Freiberg. - Leipzig : Dt. Verl. für Grundstoffindustrie, 1982. - (Beiträge zur Geschichte der Produktivkräfte ; 17) (Freiburger Forschungshefte : D ; 147). - S. 47 - 95 : Ill.
3763.  
Schulze, Eberhard: Glashütten im Bezirk Neubrandenburg. - In: Neubrandenburger Mosaik Neubrandenburg, (1982), S. 19 - 33 : Ill.
3764.  
Wagenbreth, Otfried: Vom Betrieb des Kehrrades der Roten Grube in Freiberg : Mit einem Bericht d. letzten Kehrrad-Fördermaschinenisten Georg Moschner, Zug bei Freiberg. - In: Sächs. Heimatbl., Dresden, 29 (1983) 2, S. 52 - 58 : Ill., Kt., Tab.
3765.  
Zilch, Dorle: Eine neue regionalgeschichtliche Schriftenreihe. Regionalgeschichtliche Beiträge aus dem Bezirk

Karl-Marx-Stadt, hg. v. Rat des Bezirkes Karl-Marx-Stadt, dem Staatsarchiv Dresden und der Bezirksleitung Karl-Marx-Stadt des Kulturbundes der DDR. - Heft 1. - Karl-Marx-Stadt 1979. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 205 - 209.

3766.

Zur Finanzgeschichte des Kapitalismus und des Sozialismus : Ergebnisse u. Auszüge aus Graduiierungsarbeiten von jungen Wissenschaftlern d. Bereiches Wirtsch.gesch. an d. Sekt. Wirtsch.wiss. d. Humboldt-Univ. - Berlin : Humboldt-Univ., 1982. - 109 S. : Tab. - (Berichte / Humboldt-Universität zu Berlin ; 1982, 3).

- 500

3767.

Adams, Robert: Die Rolle des Bewässerungsbodenbaus bei der Entwicklung von Institutionen in der altesopotamischen Gesellschaft. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 119 - 140.

3768.

Andreev, V. N.: Zur Kontinuität der Vermögenselite Athens vom 5. bis 3. Jahrhundert v.u.Z. : Die Entstehung großer Vermögen in Athen im 5./4. Jahrhundert v. u. Z. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 137 - 158.

3769.

Audring, Gert: Begriffsgeschichte im Dienste der Erforschung sozialer Verhältnisse. Soziale Typenbegriffe im alten Griechenland und ihr Fortleben in den Sprachen der Welt. Bd. 3 - 5. - Berlin : Akademie-

Verl., 1981. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 147 - 150.

3770.

Bockisch, Gabriele: Zur Entstehung der Produktionsklaverei im alten Griechenland. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 313 - 325.

3771.

Burkhardt, Adelheid: Zur Eisenverhüttung in Meroe. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl. 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 197 - 202.

3772.

Draganov, Dimitâr: Zu den Handelsbeziehungen der thrakischen Stadt Kabyle vom 5. bis 3. Jahrhundert v. u. Z. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 111 - 118.

3773.

Endesfelder, Erika: Zur Entwicklung der Bewässerungstechnik in Ägypten. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 141 - 147.

3774.

Funck, Bernd: Neue sowjetische Forschungsergebnisse zur Entwicklung der Stadtstaaten im vorderasiatischen und ägäischen Raum. Antičnyj polis : Mežvusojskij sbornik : Problemy otečestvennoj i vseobščej istorii. - Leningrad : Izdatel'stvo Leningradskogo universiteta, Lief. 5. - G. A. Košelenko :



Gröceskij polis na ellinistickom  
vostoke. - Moskau : Izdatel'stvo  
Nauka, 1979. - In: Jb. Wirtsch.-  
gesch., Berlin, (1982) 4, S. 185 -  
195.

3775.

Garnsey, Peter: Probleme der rö-  
mischen Landwirtschaft zur Zeit  
der Republik und des frühen Prin-  
zipats. - In: Produktivkräfte u.  
Gesellschaftsformationen in vorkapi-  
talistischer Zeit / Hrsg. von Joa-  
chim Herrmann u. Irmgard Sellnow.  
Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Ver-  
öffentlichungen des Zentralinstituts  
für Alte Geschichte und Archäologie  
der Akademie der Wissenschaften  
der DDR ; 12). - S. 343 - 349.

3776.

Gediga, Bogusław: Zur Frage der  
Besiedlungs- und Wirtschaftsverän-  
derungen in der Bronze- und in der  
Hallstattzeit. - In: Produktivkräfte  
u. Gesellschaftsformationen in vorka-  
pitalistischer Zeit / Hrsg. von Joa-  
chim Herrmann u. Irmgard Sellnow. -  
Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Ver-  
öffentlichungen des Zentralinstituts  
für Alte Geschichte und Archäologie  
der Akademie der Wissenschaften  
der DDR ; 12). - S. 257 - 261.

3777.

Geiß, Heinz: Die Einführung des  
Eisens und seine Auswirkungen auf  
die Herausbildung der frühen Po-  
lis. - In: Produktivkräfte u. Gesell-  
schaftsformationen in vorkapitalisti-  
scher Zeit / Hrsg. von Joachim  
Herrmann u. Irmgard Sellnow. -  
Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Ver-  
öffentlichungen des Zentralinstituts  
für Alte Geschichte und Archäologie  
der Akademie der Wissenschaften  
der DDR ; 12). - S. 277 - 283.

3778.

Geiß, Heinz: Zu einer neueren Dar-  
stellung ägyptisch-vorderasiatisch-  
ägäischer Beziehungen. Wolfgang  
Helck: Die Beziehungen Ägyptens und  
Vorderasiens zur Ägäis bis ins 7.  
Jahrhundert v. Chr. - Darmstadt :  
Wiss. Buchges., 1979. - (Erträge  
der Forschung ; 120). - In: Jb.

Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3,  
S. 195 - 204.

3779.

Grünert, Heinz: Erste große gesell-  
schaftliche Teilung der Arbeit und  
Dreistufenlehre der Wirtschaftsent-  
wicklung : Zur Disk. um Friedrich  
Engels' Auffassung in seinem Werk  
"Der Ursprung der Familie, des Pri-  
vateigentums u. d. Staates". - In:  
Produktivkräfte u. Gesellschaftsfor-  
mationen in vorkapitalistischer Zeit /  
Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irm-  
gard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl.,  
1982. - (Veröffentlichungen des Zen-  
tralinstituts für Alte Geschichte und  
Archäologie der Akademie der Wissen-  
schaften der DDR ; 12). - S. 77 - 91.

3780.

Hahn, Istvan: Arbeitsorganisation  
und Arbeitsintensität im klassischen  
Altertum. - In: Produktivkräfte u.  
Gesellschaftsformationen in vorkapi-  
talistischer Zeit / Hrsg. von Joachim  
Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Ber-  
lin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffent-  
lichungen des Zentralinstituts für Alte  
Geschichte und Archäologie der Akade-  
mie der Wissenschaften der DDR ;  
12). - S. 435 - 450.

3781.

Henning, Joachim: Die Entwicklung  
der Landwirtschaftstechnik und gesell-  
schaftliche Veränderungen im Über-  
gang von der Antike zum Mittelalter  
im unteren Donaugebiet. - In: Pro-  
duktivkräfte u. Gesellschaftsformatio-  
nen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg.  
von Joachim Herrmann u. Irmgard  
Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl.,  
1982. - (Veröffentlichungen des Zen-  
tralinstituts für Alte Geschichte und  
Archäologie der Akademie der Wissen-  
schaften der DDR ; 12). - S. 525 -  
547 ; Ill., Kt.

3782.

Hoffmann, Edith: Zum Wesen der agra-  
rischen Revolution der Produktivkräf-  
te. - In: Produktivkräfte u. Gesell-  
schaftsformationen in vorkapitalisti-  
scher Zeit / Hrsg. von Joachim Herr-  
mann u. Irmgard Sellnow. - Berlin :  
Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichun-

gen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 67 - 75.

3783.

Huy Thong, Pham: Die Metallzeit in Vietnam und die "Zivilisation des Roten Flusses". : Die Dong Son-Kultur. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 165 - 177 : Ill.

3784.

Jähne, Armin: Sklaven, "ein notwendiges, aber beschwerliches Eigentum" : Ökonomisches Denken im griechischen Altertum. Francesca Schinzinger: Ansätze ökonomischen Denkens von der Antike bis zur Reformationszeit = Erträge der Forschung, Bd. 68. - Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977. Hans Klees, Herren und Sklaven : Die Sklaverei im ökonomischen und politischen Schrifttum der Griechen in klassischer Zeit = Forschungen zur antiken Sklaverei, Bd. 6. - Wiesbaden : Franz Steiner Verl. G.m.b.H., 1975. Heinz Heinen, Untersuchungen zur hellenistischen Geschichte des 3. Jahrhunderts v. Chr. = Historia, Einzelschriften, Heft 20. - Wiesbaden : Franz Steiner Verl. G.m.b.H. 1972. - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1982) 4, S. 175 - 184.

3785.

Klengel, Horst: Zur Rolle des Eisens im vorhellenistischen Vorderasien. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 179 - 189.

3786.

Kluwe, Ernst: Die Rolle des Hand-

werks in der Polis. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 289 - 301 : Ill.

3787.

Krüger, Bruno: Einflüsse der römischen Sklavereigesellschaft auf die Entwicklung der Produktivkräfte im freien Germanien. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 469 - 478.

3788.

Laser, Rudolf: Hinweise auf Glasverarbeitung in der spätkaiserlichen Siedlung von Mühlberg (Kreis Gotha). - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 479 - 485 : Ill.

3789.

Leube, Achim: Geschichte der Produktivkräfte in ur- und frühgeschichtlicher Zeit im mitteleuropäischen Gebiet. - In: Wiss. Mitt. Hist.-Gesellsch. DDR, Berlin, (1982) 2, S. 82 - 87.

3790.

Leube, Achim: Zur Entwicklung und zum Stand der Produktivkräfte im nördlichen Mitteleuropa vom 1. bis 5. Jahrhundert u.Z. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der

3791.

Lotze, Detlef: Varianten der Produktionsweise in der griechischen Landwirtschaft der archaischen Periode. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 303 - 311.

3792.

Mileta, Christian: Abhängigkeitsformen in den nichtpoliaden Gebieten Griechenlands und den außeritalischen Provinzen des römischen Reiches (30. September bis 1. Oktober 1981 in Jena). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 243 - 250.

3793.

Njammash, Marlene: Kontinuität und Diskontinuität im Bereich der materiellen Kultur beim Übergang zum Feudalismus in Indien. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1981) 3, S. 107 - 120.

3794.

Paul, Eberhard: Antike Keramik ; Entdeckung u. Erforschung bemalter Tongefäße in Griechenland u. Italien. - Leipzig : Koehler & Amelang, 1982. - 215 S. : Ill., Kt.

3795.

Perl, Gerhard: Zur Bedeutung des Eisens im frühen Italien. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 285 - 287.

3796.

Schetelich, Maria: Zum Anteil von Metallgeräten an den landwirtschaftlichen Produktionsinstrumenten in Indien um 1100 - 600 v.u.Z. (nach dem Zeugnis der vedischen Literatur). - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 203 - 208.

3797.

Schmidt, Berthold: Die Durchbrechung des Limes im 3. Jh. und ihre Auswirkung auf Wirtschaft und Gesellschaft in der Germania libera. - In: Rom und Germanien : Dem Wirken Werner Hartkes gewidmet ; Ansprachen u. Vorträge, d. am 2. März 1982 auf d. von d. Kl. Gesellsch.wiss. II in Verbindung mit d. Zentralinst. für Alte Gesch. u. Archäol. d. AdW d. DDR zu Ehren d. 75. Geburtstages von Werner Hartke veranstalteten wiss. Kolloquium gehalten wurden. - Berlin : Akad.-Verl., 1983. - 120 S. : Kt. - (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR ; G ; Jg. 1982, Nr. 15). - S. 71 - 76.

3798.

Schmitt, Gerhard: Irrigationssysteme größeren Umfangs in China vor der Qin-Zeit. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 149 - 163.

3799.

Schönert-Geiß, Edith: Aufgaben und Ziele des "Griechischen Münzwerkes". - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 159 - 167.

3800.

Sellnow, Irmgard: Bewässerungsbodenbau und Brandrodungsfeldbau als wirtschaftliche Grundlagen altorientalischer

- Klassengesellschaften in Afrika : Ein Beitr. auf d. Grundlage ethnograph. Materials. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl. 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 223 - 245.
- 3801.
- Velkov, Velizar: Zur sozialökonomischen und politischen Entwicklung Nordbulgariens in der römischen Kaiserzeit. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 129 - 134.
- 3802.
- Wartke, Ralf-B.: Zur Rolle eiserner landwirtschaftlicher Geräte des alten Orients aus der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends v.u.Z. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 191 - 196.
- 3803.
- Wielowiejski, Jerzy: Der Bernsteinhandel während der römischen Kaiserzeit im östlichen Mitteleuropa. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 461 - 468.
- 3804.
- Zuchold, Barbara: Interpretationsprobleme bei der Analyse römischer Agrarliteratur. Wilhelm Kaltenstadler: Arbeitsorganisation und Führungssystem bei den römischen Agrarschriftstellern (Cato, Varro, Columella) = Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 30. - Stuttgart/New York : Gustav Fischer Verl., 1978. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 169 - 173.
- 500 - 1789
- 3805.
- Bätge, Jürgen: Die technische Entwicklung der Walzwerke von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. - T. 2. - In: Wiss. Z. Techn. Hochsch. Otto v. Guericke, Magdeburg, 26 (1982) 6, S. 7 - 11 : Ill. T. 1. Ebd., 19 (1975) 7/8, S. 823 - 826
- 3806.
- Berthold, Brigitte: Innerstädtische Sozialkonflikte des 14. und 16. Jahrhunderts aus bürgerlicher Sicht. Städtische Führungsgruppen und Gemeinde in der werdenden Neuzeit / Hrsg. von Wilfried Ehbrecht. - Köln ; Wien ; Böhlau, 1980. - (Städteforschung : Veröffentlichungen d. Inst. für vergl. Städtegesch. in Münster ; R. A 9). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 175 - 179.
- 3807.
- Bleiber, Waltraut: Grundherrschaft und Markt zwischen Loire und Rhein während des 9. Jahrhunderts : Untersuchungen zu ihrem wechselseitigen Verh. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 105 - 135 : Tab.
- 3808.
- Creutz, Hans-Jürgen: Die Herausbildung des Erfindungsschutzes in Sachen im 15. und 16. Jahrhundert. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 91 - 110.
- 3809.
- Dieckow, Doris: Zum Zinngießerhandwerk in Mecklenburg. - In: Schweriner Bl., Schwerin, 1 (1981), S. 34 - 41 : Ill.
- 3810.
- Donat, Peter: Die Entwicklung der Agrarproduktion und die Herausbildung des feudalen Bodeneigentums bei



- den Westlawen. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 583 - 589.
- 3811.
- Donat, Peter: Eine neue Untersuchung zur Entwicklung der Ware-Geld-Beziehungen im Merowingerreich. Waltraud Bleiber: Naturalwirtschaft und Ware-Geld-Beziehungen zwischen Somme und Loire während des 7. Jahrhunderts = Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, Bd. 27. - Berlin : Akademie-Verl., 1981. - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1983) 2, S. 141 - 145.
- 3812.
- Fischer, Hagen: Zur Entwicklung der Produktivkräfte in der italienischen Stadt zur Zeit der späten römischen Republik. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 339 - 342.
- 3813.
- Haensch, Gerd: Bauer und Feudalherr in der Sicht Jakob Böhmes (1575 - 1624). - In: Mühlhäuser Beitr. Gesch. u. Kulturgesch., Mühlhausen, 5 (1982), S. 32 - 36.
- 3814.
- Heitz, Gerhard: Außerökonomischer Zwang im Feudalismus. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck-Univ. Rostock, Gesellschaftswiss. R., Rostock, 32 (1983) 1, S. 53 - 56.
- 3815.
- Heitz, Gerhard: Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte der zwei-
- ten Leibeigenschaft. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck-Univ. Rostock, Gesellschaftswiss. R., Rostock, 31 (1982) 1/2, S. 1 - 5.
- 3816.
- Held, Wieland: Soziale Herkunft und Situation der Mansfelder Bergleute in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1982) 4, S. 115 - 127.
- 3817.
- Held, Wieland: Die wirtschaftliche Rolle des St.-Egidien-Stiftes zu Schmalkalden bis zu seiner Säkularisierung im Jahre 1544. - In: Jb. Gesch. Feudalismus, Berlin, 6 (1982), S. 323 - 336.
- 3818.
- Herrmann, Joachim: Tendenzen und Grundlinien der Produktivkraftentwicklung an der Wende von der Antike zum Mittelalter. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 499 - 524 : Kt., Tab.
- 3819.
- Kabisch, Karl-Heinz: Der Vergleich der von Wintzingerode mit ihren Untertanen wegen Leistung von Hand- und Spanndiensten vom 17. September 1731. - In: Eichsfelder Heimath. Heiligenstadt, 22 (1982) 3, S. 236 - 245 : Ill.
- 3820.
- Köpstein, Helga: Vorbemerkungen zur Bedeutung der landwirtschaftlichen Produktivkräfte im frühen Byzanz. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 563 - 571.



3821.

Kuczynski, Jürgen: Ein großes Lob der Fleißarbeit und dem gesunden Menschenverstand : Bemerkungen aufgrund von und zu Peter Albrecht: Die Förderung des Landesausbaues im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Spiegel der Verwaltungsakten des 18. Jahrhunderts (1671 - 1806). - Braunschweig : Waisenhaus-Buchdruckerei und Verl., 1980. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 165 - 167.

3822.

Kuczynski, Jürgen: Feudale Spezifitäten. Precious Metals in the Age of Expansion. Papers of the XIVth International Congress of the Historical Sciences, Introduced and edited on behalf of the International Economic History Association by Hermann Kellenbenz = Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte, hg. v. Hermann Kellenbenz und Jürgen Schneide, Bd. 2. - Stuttgart : In Kommission bei Klett-Cotta, 1981. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 197 - 199.

3823.

Ladwig, Roland; Mücke, Manfred: Zur Begründung der Lehrtradition im Bergrecht an der Bergakademie Freiberg durch A. W. Köhler : 1756 bis 1832. - In: Neue Bergbautechnik, Leipzig, 13 (1983) 2, S. 92 - 95.

3824.

Langer, Erika: Handelsbeziehungen thüringischer Städte zu Ländern der böhmischen Krone in der Zeit der Luxemburger. - In: Karl IV. : Politik u. Ideol. im 14. Jh. / Im Auftr. d. Zentralinst. für Gesch. an d. Akad. d. Wiss. d. DDR hrsg. von Evamaria Engel. - Weimar : Böhlau, 1982. - 421 S. : Ill. - S. 229 - 260.

3825.

Looß, Sigrid: Bürgerliche "Modernisierungskonzeptionen" am Beispiel der städtisch-reformatorischen Bewegung Anfang des 16. Jahrhunderts. Kirche und gesellschaftlicher Wandel in deutschen und niederländischen

Städten der werdenden Neuzeit / Hrsg. von Franz Petri. - Köln ; Wien : Böhlau, 1980. - (Städteforschung : Veröffentlichungen d. Inst. für vergl. Städtegesch. in Münster ; R. A 10). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 181 - 186.

3826.

Peters, Jan: Sonntagsverbrecher in Schwedisch-Pommern : Zur bäuerlichen Belastbarkeit durch die Arbeitsrente. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 89 - 113.

3827.

Richter, Jochen: Spätf feudale Bauerngilden in Mecklenburg. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 99 - 122.

3828.

Schattkowsky, Martina: Mittelalterliche Lebensweise, Kultur und Ideologie der Stadtbevölkerung vornehmlich im hansischen Raum (27. bis 29. Oktober 1981 in Greifswald). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 235 - 237.

3829.

Schumacher, Reinhard: Zur gewerblichen Produktion in den thrakischen und mösischen Städten vom 4. bis 6. Jahrhundert u.Z. - In: Produktivkräfte u. Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit / Hrsg. von Joachim Herrmann u. Irmgard Sellnow. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. - (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR ; 12). - S. 549 - 554.

3830.

Sonnemann, Rolf: Johann Friedrich Böttger und die Erfindung des europäischen Porzellans. - In: Jb. Gesch. Dresdens, Dresden, 1982 (1981), S. 79 - 87.

3831.

Spading, Klaus: Die Eisenhämmer in den pommerschen Ämtern Jasenitz und Ueckermünde im 16. Jahrhundert. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin,

3832.

Töpfer, Bernhard: Eine Wirtschaftsgeschichte der Staaten des mittelalterlichen Europa. Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte / Hrsg. von Hermann Kellenbenz. - Stuttgart : Klett-Cotta, Bd. 2. Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter / Hrsg. von Jan A. van Houtte. - 1980. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 187 - 193.

3833.

Uitz, Erika: Die Frau im Wirtschaftsleben der spätmittelalterlichen Stadt. Margret Wensky: Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter = Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, NF., Bd. 26. - Köln/Wien : BöhlauVerl., 1980. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 137 - 140.

3834.

Volksleben zwischen Zunft und Fabrik : Studien zu Kultur u. Lebensweise werktätiger Klassen u. Schichten während d. Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus / Hrsg. von Rudolf Weinhold. - Berlin : Akad.-Verl., 1982. 539 S. : Ill., Kt. - (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte ; 69).

3835.

Walther, Hans: Burgennamen als Zeugnisse der hochmittelalterlichen Siedlungsbewegung in Sachsen. - In: Namenkd. Inf., Leipzig, (1982) Beih. 4, S. 71 - 75.

3836.

Werner, Lutz: Die Umwandlung des Bauerndorfes Tellow in einen gutsherrlichen Eigenbetrieb - ein Beispiel spätfеudalер Agrarentwicklung in Mecklenburg. - In: Jb. Gesch. Feudalismus, Berlin, 6 (1982), S. 410 - 429 : Tab.

3837. Wernicke, Horst: Die Städtehanse 1280 - 1418 : Genesis, Strukturen, Funktionen. - Weimar : Böhlau, 1983. - 204 S. - (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte ; 22).

3838.

Zemlicka, Josef: Das 13. Jahrhundert in der tschechischen Geschichte. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 123 - 135.

1789 - 1917

3839.

Baumgarten, Karl: Die Auswirkungen der Agrarreformen des 19. Jahrhunderts auf das domaniale Bauernhaus Mecklenburgs. In: Vom Bauen und Wohnen : 20 Jahre Arbeitskreis für Haus- u. Siedlungsforsch. in d. DDR / Hrsg. von Hans-Jürgen Rach. Unter Mitarb. von Lotar Balke. ... Berlin : Akad.-Verl., 1982. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte ; 71.) - S. 172 - 180 : Ill.

3840.

Bleiber, Helmut: Industrielle Revolution und neue Klassenmanifestationen 1848 in Österreich. Wolfgang Häusler: Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung : Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848. - Wien/München : Jugend und Volk, 1979. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin (1982) 4, S. 161 - 163.

3841.

Buchholz, Ulrich: Schiffahrt im Havelgebiet um Brandenburg. - In: Brandenburger Bl., Brandenburg, 3 (1981), S. 47 - 70 : Ill.

3842.

Eichhorn, Karl: Pionierleistungen der Vakuumtechnik : Vor 125 Jahren erfand Heinrich Geißler aus Ingelshieb Quecksilber-Luftpumpe u. Gasentladungsröhre. - In: Rudolstädter Heimath., Rudolstadt, 27 (1981) 9/10,

3843.

Einige Kapitel aus den ersten 30 Jahren der Braunkohlenbrikettierung unter besonderer Berücksichtigung des Pressenbaus : Über d. Einsatz d. Maschinenbaus bei d. Entw. d. Braunkohlenbrikettierung / Erich Rammler ... - In: Studien zur Geschichte des Bergbaus und der Montanwissenschaften vom 16. bis zum 20. Jahrhundert / Hrsg. vom Rektor d. Bergakad. Freiberg. - Leipzig : Dt. Verl. für Grundstoffindustrie, 1982. - (Beiträge zur Geschichte der Produktivkräfte ; 17) (Freiberger Forschungshefte : D ; 47). - S. 7 - 46 : Ill., Tab.

3844.

Forberger, Rudolf: Industrielle und bürgerliche Revolution. - In: Sächs. Heimatbl., Dresden, 29 (1983) 1, S. 21 - 22 : Ill.

3845.

Groß, Reiner: Agrarproduktion und Agrarverfassung in Sachsen im Übergang von feudalen zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen. - In: Sächs. Heimatbl., Dresden, 29 (1983) 1, S. 23 - 27 : Ill.

3846.

Grüber, Walter: Steilrampen über den Thüringer Wald. - Berlin : Transpress, 1983. - 174 S. : Ill. - (Transpress-Verkehrsgeschichte).

3847.

Handke, Horst: Zwischen kapitalistischer Produktion und feudaler Lebensweise. Erwein H. Eltz: Die Modernisierung einer Standesherrschaft : Karl Egon III. und das Haus Fürstenberg in den Jahren nach 1848/49. - Sigmaringen : Jan Thorbecke Verl., 1980. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 193 - 196.

3848.

Hell, Jürgen: Der brasilianische Kaffeeplantagen-Komplex im Widerspruch von versklavter und freier

Arbeit (1850 bis 1870). - In: Asien, Afrika, Lateinamerika, Berlin, 11 (1983) 1, S. 141 - 150 : Tab.

3849.

Ifland, Heiko: Die Entwicklung der Eisenbahnlinie Mühlhausen-Ebeleben. - In: Mühlhäuser Beitr. Gesch. u. Kulturgesch., Mühlhausen, 5 (1982), S. 85 - 94.

3850.

Jacobeit, Wolfgang: Volkskundliche Studien zur Geschichte des Alltags. Volker Gläntzer: Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung = Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, hg. v. d. Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen Lippe, Bd. 12. - Münster : F. Copenrath-Verl., 1980. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 163 - 166.

3851.

Jünemann, Klaus; Kieper, Klaus; Nickel, Lothar: Die Rügenschon Kleinbahnen. - Berlin : Transpress, 1983. - 189 S. : Ill. - (Transpress-Verkehrsgeschichte).

3852.

Kaulen, Peter: 150 Jahre Dampfschiffahrt auf der oberen Elbe. - Dresden : Verkehrsmuseum, 1981. - 35 S. : Ill.

3853.

Kuczynski, Jürgen: Marx und Shakespear. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin (1983) 1, S. 9 - 24.

3854.

Lange, Peter: Geschichte der Porzellanfabriken Beutelsdorf und Uhlstädt. - In: Rudolstädter Heimath., Rudolstadt, 27 (1981) 11/12, S. 221 - 225; 28 (1982) 1/2, S. 22 - 25.

3855.

Lehmann, Karin: Ein neuer Ansatz zur Frage der "langen Wellen" Alois Mosser: Die Industrieaktiengesellschaft in Österreich 1880 - 1913 : Versuch einer histor. Bilanz- u. Betriebsanalyse. - Wien : Verl. d. Öster-

- reich. Akad. d. Wiss., 1980. - (Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie ; 18). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 159 - 161.
- 3856.
- Lunze, Klaus: Heinrich Barkhausen : Begründer d. Schwachstromtechnik. - In: Wiss. Z. Techn. Univ. Dresden, Dresden, 31 (1982) 6, S. 11 - 15 : Ill.
- 3857.
- Moll, Georg: Agrarreformen in Deutschland im 19. Jahrhundert : Vergleichende Überlegungen zur Entw. in Ost- u. Westelbien. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck-Univ. Rostock, Gesellsch.wiss. R., Rostock, 32 (1982) 1/2, S. 7 - 10.
- 3858.
- Naumann, Friedrich: Fürchtegott Moritz Albert Voigt : Ein Pionier d. Stickmaschinenbaus in Chemnitz u. dessen Beziehung zur denkmalgeschützten Werkhalle im VEB Schleifmaschinenwerk Karl-Marx-Stadt. - In: Sächs. Heimatbl., Dresden, 29 (1983) 2, S. 81 - 89 : Ill., Tab.
- 3859.
- Renner, Kurt: Zur Geschichte der landwirtschaftlichen Bildung, besonders der Fachschulbildung, von den Anfängen bis zur Gegenwart. - Karl-Marx-Stadt : Inst. für Fachschulwesen d. DDR, 1981. - 67 S. - (Beiträge zur Geschichte des Fachschulwesens der DDR ; 4).
- 3860.
- Rook, Hans-Joachim: Zur Genese regionaler Verdichtungen in Deutschland von 1880 bis 1940 : Raumstrukturelle Aspekte bei d. Herausbildung von Ballungen, dargestellt an einer vergleichenden Betrachtung d. Bevölkerungsentw. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 25 - 54 : Kt., Tab.
- 3861.
- Schädlich, Karlheinz: Staatsapparat und Kriegswirtschaft in Großbritannien (1914 bis 1918). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 41 - 69.
- 3862.
- Scholz, Traute: Soziale Herkunft und soziales Milieu : Herkunfts- und Partnerschaftsbeziehungen der im Jahre 1872 in der Porzellanmanufaktur Meissen beschäftigten Arbeiter. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 33 - 66.
- 3863.
- Schubert, Jürgen: Die Windbergbahn. - Berlin : Transpress, 1982. - 167 S. : Ill., Tab. - (Transpress-Verkehrsgeschichte).
- 3864.
- Schultz, Helga: Die Ausweitung des Landhandwerks vor der industriellen Revolution : Begünstigende Faktoren u. Bedeutung für d. "Protoindustrialisierung". - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 79 - 90 : Ill., Tab.
- 3865.
- Seidler, Hans: Pückler und der Strabenbau. - In: Gesch. u. Gegenwart Bez. Cottbus, Cottbus, 15 (1981), S. 148 - 156 : Ill.
- 3866.
- Wählin, Vagn: Zur Entwicklung der dänischen Gesellschaftsstruktur auf dem Wege vom Feudalismus zum Monopolkapitalismus : Unter besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen den Klassen und des Verhältnisses zwischen Stadt und Land. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 67 - 88.
- 3867.
- Wegner-Korfes, Sigrid: Zur Geschichte des Bismarckschen Lombardverbots für russische Wertpapiere (1887 bis 1894). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 55 - 78.
- 3868.
- Werner, Lutz: Die Entwicklung des Thünenschen Mustergutes Tellow (Mecklenburg) in den Jahren 1810 bis

1850 : Ein herausragendes Beispiel der kapitalistischen Intensivierung der deutschen Landwirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1, S. 71 - 98.

1917 - Gegenwart, sozialistische Länder

3869.

Auf dem Wege zur Vereinigung : Das Ringen um die Gründung der SED im Buna-Werk 1945 - 1946. - Merseburg : SED-Kreisleitung, 1981. - 25 S. - (Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung des Kombinat-tes VEB Chemische Werke Buna ; 1).

3870.

Börngen, Siegfried: Die Landwirtschaft der UdSSR im Großen Vaterländischen Krieg ; Zu militär. Aspekten d. sozialist. Agrarverhältnisse. - In: Beitr. marxist.-leninist. Grundlagenstud. Hoch- u. Fachschullehrer, Leipzig, 21 (1982) 1, S. 96 - 105 : Tab.

3871.

Brendel, Gerhard; Dubrowsky, Hans-Joachim; Schickram, Kurt: Ware-Geld-Beziehungen zwischen den RGW-Ländern. - Berlin : Verl. Die Wirtsch., 1983. - 165 S.

3872.

Chronik der Aktivisten-, Wettbewerbs- und Neuererbewegung im Bezirk Karl-Marx-Stadt ... - Karl-Marx-Stadt : Komm. zur Erforsch. d. Gesch. d. örtl. Arb.bew. bei d. Bez.leitung Karl-Marx-Stadt d. SED T. 3. 1963 - 1971 / Alfred Hupfer ... - 1982. - 295 S. : Ill.

3873.

Čukanov, Olymp: Der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe : 10 Jahre Komplexprogramm / Olymp Tschukanow. - In: Jb. internat. Polit. u. Wirtsch., Berlin, (1982), S. 105 - 118 : Tab.

3874.

Dank Euch, die ihr einst so schwer beginnen mußtet : Lebensbilder von Aktivisten d. ersten Stunde im Kreis Pasewalk. - Pasewalk : Kreisleitung d. SED, 1981. - 44 S. : Ill.

3875.

Fabian, Walter: Die Führungstätigkeit der Betriebsparteiorganisation des Braunkohlenwerkes (BKW) "Jugend" im sozialistischen Wettbewerb nach dem IX. Parteitag der SED (1976 - 1977). - In: Gesch. u. Gegenwart Bez. Cottbus, Cottbus, 15 (1981), S. 25 - 38.

3876.

Freiberg, Paul: 65 Jahre Kampf der UdSSR für gleichberechtigte Wirtschaftsbeziehungen. - In: IPW Ber., Berlin, 11 (1982) 11, S. 1 - 7.

3877.

Freiberg, Paul: Sechs Jahrzehnte Kampf der UdSSR für internationale friedliche Wirtschaftszusammenarbeit. - In: Dt. Außenpol., Berlin, 27 (1982) 12, S. 16 - 31 : Tab.

3878.

Hartmann, Ulrich: Die Parteiorganisation der Maxhütte organisiert die ersten ökonomischen Konferenzen. - In: Beitr. Gesch. Arb.bew., Berlin, 25 (1983) 1, S. 123 - 129.

3879.

Kästner, Hartmut: Zum Formenreichtum der sozialistischen Industrialisierung in der UdSSR. - In: Wiss. Z. Karl-Marx-Univ. Leipzig, Gesellsch.-wiss. R., Leipzig, 32 (1983) 1, S. 53 - 58.

3880.

Kahle, Bernd: Die staatliche Einnahmepolitik zur Unterstützung des antifaschistisch-demokratischen Neuaufbaus. - In: Zur Finanzgeschichte des Kapitalismus und des Sozialismus : Ergebnisse u. Auszüge aus Graduationsarbeiten von jungen Wissenschaftlern d. Bereiches Wirtsch.gesch. an d. Sekt. Wirtsch.-wiss. d. Humboldt-Univ. - Berlin : Humboldt-Univ.,



1982. - (Berichte / Humboldt-Universität zu Berlin ; 1982, 3). - S. 80 - 109 : Tab.
- 3881.
- Kuczynski, Jürgen: Glanzvolle soziologische Studien in der Sowjetunion : Bemerkungen zu: Gert Meyer: Sozialstruktur sowjetischer Industriearbeiter Ende der zwanziger Jahre : Ergebnisse d. Gewerksch.umfrage unter Metall-, Textil- u. Bergarbeitern 1929. - Marburg : Verl. Arb.bew. u. Gesellsch.wiss., 1981. - (Schriftenreihe für Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung ; 24). - In: Jb. Wirtsch.gesch., Berlin, (1982) 3, S. 137 - 146 : Tab.
- 3882.
- Leciejewski, Klaus: Einige Aspekte der ökonomischen Entwicklung Sowjetrußlands in den ersten fünf Jahren nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution : Wirtschaftshistorisch gesichtet bei krit. Betrachtung dreier BRD-Publikationen. Heiko Haumann: Geschichte und Gesellschaftssystem der Sowjetunion : Eine Einf. - Köln - Kiepenheuer & Witsch, 1977. Heiko Haumann: Beginn der Planwirtschaft: Elektrifizierung, Wirtsch.planung u. gesellsch. Entw. Sowjetrußlands 1917 bis 1921. - Düsseldorf : Bertelsmann Univ.verl., 1974. - (Studien zur modernen Geschichte ; 15). Gert Meyer: Studien zur sozialökonomischen Entwicklung Sowjetrußlands 1921 bis 1923 : Die Bez. zwischen Stadt u. Land zu Beginn d. Neuen Ökonom. Politik. - Köln : Pahl-Rugenstein, 1974. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 147 - 153.
- 3883.
- Leciejewski, Klaus; Schadow, Dietmar: Zur Widerlegung vulgärökonomischer Auffassungen des Linksradikalismus über den Kriegskommunismus und die Neue Ökonomische Politik. /Mit russ. u. engl. Rés./ - In: Wirtschaftswissenschaft, Berlin, 30 (1982) 11, S. 1672 - 1683.
- 3884.
- Ledenig, Wolfram: Zum Territorialaspekt der Bevölkerungsentwicklung in der DDR. - In: Wirtschaftswissenschaft, Berlin, 30 (1982) 7, S. 1027 - 1037 : Ill., Tab.
- 3885.
- Manazon, Karin: 25 Jahre weltwirtschaftliche Forschung an der Humboldt-Universität zu Berlin. - In: Wirtschaftswissenschaft, Berlin, 30 (1982) 11, S. 1710 - 1714.
- 3886.
- Martschenko, Merve: Die sozialistische Industrialisierung und das quantitative Wachstum der Arbeiterklasse in Rumänien in den Jahren der Errichtung der Grundlagen des Sozialismus (1948 - 1965). - In: Wiss. Z. Karl-Marx-Univ. Leipzig, Gesellsch.wiss. R., Leipzig, 32 (1983) 1, S. 80 - 84.
- 3887.
- Maur, Hans: Chronik zur Geschichte der Parteiorganisation der SED des Gaskombinats "Schwarze Pumpe" in der Periode der ersten Aufbaustufe (1955 - 1959). - In: Gesch. u. Gegenwart Bez. Cottbus, Cottbus, 15 (1981), S. 92 - 112.
- 3888.
- Maximowa, Margarita: Ost-West-Wirtschaftsbeziehungen : Ergebnisse, Probleme, Perspektiven. - In: Jb. internat. Polit. u. Wirtsch., Berlin, (1982), S. 76 - 87 : Tab.
- 3889.
- Michael, Günter: Betriebsgeschichtliche Forschungen im VEB Fliesenwerke "Kurt Bürger" in Boizenburg. - In: Schweriner Bl., Schwerin, 1 (1981), S. 53 - 58 : Ill.
- 3890.
- Mühlfriedel, Wolfgang: Thüringens Industrie im ersten Jahr der antifaschistische-demokratischen Umwälzung. - In: Jb. Regionalgesch., Weimar, 9 (1982), S. 7 - 38 : Tab.
- 3891.
- Nebe, Rudolf; Schade, Lotar: VEB (B) Landbaukombinat Dresden, Sitz Kamenz zwischen VIII. und X. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei

Deutschlands. - Kamenz : Land-  
baukombinat Dresden, 1981. - 55 S.  
: Ill.

3892.

Rehtmeyer, Peter: Schritte auf dem  
Wege zum Kohle- und Energiezen-  
trum der sozialistischen Deutschen  
Demokratischen Republik. - In:  
Gesch. u. Gegenwart Bez. Cottbus,  
Cottbus  
T. 4. Erfolge und Probleme des  
Jahres 1955. - In: ... , 15 (1981),  
S. 12 - 24.

3893.

Die revolutionäre Umgestaltung der  
Landwirtschaft der DDR auf der  
Grundlage des Leninschen Genossen-  
schaftsplans : 5. Tagung d. Fach-  
komm. Agrargesch. ; Zusammenfas-  
sender Bericht, Referate, Disk.bei-  
tr. - In: Wiss. Mitt. Hist.-Gesell-  
sch. DDR, Berlin, (1982) 1, S. 5  
- 91.

3894.

Roesler, Jörg: Aufsicht und Kontrol-  
le in den volkseigenen Industriebe-  
trieben der DDR 1945 bis Anfang der  
sechziger Jahre. - In: Jb. Wirtsch.-  
gesch., Berlin, (1982) 4, S. 9 - 31.

3895.

Schlombs, Siegfried: Als man begann,  
die Grenzsteine wegzutragen : Zum  
30. Jahrestag d. Beginns d. sozia-  
list. Umgestaltung d. Landwirtsch. -  
In: Schweriner Bl., Schwerin,  
2 (1982), S. 6 - 13 : Ill.

3896.

Schmidt, Peter: Die Ausnutzung von  
Geld und Kredit beim Übergang vom  
Kapitalismus zum Sozialismus : Zur  
Finanzgesch. d. DDR 1945 bis 1952.  
- In: Zur Finanzgeschichte des Kapi-  
talismus und des Sozialismus : Er-  
gebnisse u. Auszüge aus Graduie-  
rungsarbeiten von jungen Wissen-  
schaftlern d. Bereiches Wirtsch.-  
gesch. an d. Sekt. Wirtsch.wiss. d.  
Humboldt-Univ. - Berlin : Humboldt-  
Univ., 1982. - (Berichte / Hum-  
boldt-Universität zu Berlin ; 1982,  
3). - S. 54 - 79.

3897.

Schröder, Ernst: Die Sicherung und  
effektive Nutzung des Bodenfonds :  
Ein grundlegendes gesellsch. Anlie-  
gen in d. DDR. - In: Wiss. Z. Wil-  
helm-Pieck-Univ. Rostock, Gesellsch.-  
wiss. R., Rostock, 32 (1983) 1, S.  
43 - 48 : Tab.

3898.

Siedlungsstruktur und Urbanisierung  
: Probleme ihrer planmäßigen, proport.  
Gestaltung in d. entw. sozialist. Ge-  
sellsch. / Hrsg. vom Rat zum Studium  
d. Produktivkräfte beim Staatl. Plan-  
komitee d. UdSSR u. von d. Forsch.-  
leitstelle für Territorialplanung d.  
Staatl. Plankomm. d. DDR. - Gotha ;  
Leipzig : Haack, 1981. - 128 S. -  
(Petermanns geographische Mitteilun-  
gen : Erg.-H. ; 280).

3899.

Spröte, Wolfgang: Die Position der  
sozialistischen Staaten zur Umgestal-  
tung der internationalen Wirtschafts-  
beziehungen. - In: Asien, Afrika,  
Lateinamerika, Berlin, 10 (1982) 6,  
S. 965 - 973.

3900.

Telle, Walter: Praktische Erfahrun-  
gen bei der Anwendung der Kennzif-  
fer Nettoproduktion auf dem Gebiet  
der Leistungsbewertung der Betriebe  
und Kombinate (Vereinigungen) in  
europäischen RGW-Ländern. - Jb.  
Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 1,  
S. 25 - 39.

3901.

Über die Meere, durch die Jahre :  
Vom Werden u. Wachsen unserer Han-  
delsflotte / Hrsg. von d. Gesch.komm.  
d. VEB Deutfracht/Seereederei Ro-  
stock ; Autorenkoll. unter Leitung  
von Peter Köppen. - Berlin : Verl.  
Tribüne, 1982. - 300 S. : Ill., Tab.

3902.

Voss, Eberhard: Die Wirtschaft Meck-  
lenburgs im Zweijahrplan. - In: Jb.  
Regionalgesch., Weimar, 9 (1982),  
S. 57 - 77 : Tab.

3903.

Wiegand, Klaus: Die Konstituierung des volkseigenen Sektors in der Industrie Thüringens 1946 - 1948. - In: Jb. Regionalgesch., Weimar, 9 (1982), S. 39 - 55 : Tab.

3904.

Zeittafel zum Neuaufbau des Postwesens und zur Wiederaufnahme des Postverkehrs in Berlin 1945. - In: Berliner Gesch., Berlin, 3 (1982), S. 74 - 76 : Ill.

3905.

Zusammenstellung ausgewählter staatlicher Regelungen und betriebswirtschaftlicher Instrumentarien für die Landwirtschaft der DDR im Zeitraum von 1945 bis 1965 : Studienmaterial / Hochsch. für Landwirtschaft. Produktionsgenossensch. Meissen beim Ministerium für Land-, Forst- u. Nahrungsgüterwirtsch. d. DDR. - Meissen  
T. 1. Von der Bodenreform bis zum Beginn der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft in der Epoche der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung 1945 - 1952. - 1981. - 94 S.  
T. 2. Der Übergang zur genossenschaftlichen Produktion der Landwirtschaft in der Periode des Aufbaus des Sozialismus 1952 - 1960. - 1981. - 85 S.  
T. 3. Die Festigung der sozialistischen Landwirtschaftsbetriebe in der Periode des umfassenden Aufbaus des Sozialismus 1961 - 1965. - 1981. - 76 S.

1917 - Gegenwart, kapitalistische Länder

3906.

Arbeiterwanderungen, Ausländerbeschäftigung und Ausländerpolitik in den kapitalistischen Ländern Europas im 20. Jahrhundert / Hrsg. von d. Wilhelm-Pieck-Univ. Rostock. - Rostock : Univ. - (Fremdarbeiterpolitik des Imperialismus ; ...) 1. - 1981. - 81 S. - (... ; 10)

2. - 1981 / erschienen/ 1982. - 80 S. - (... ; 11).

3907.

Arndt, Veronika: Faschistische Pläne zur Behandlung der Tschechen und zur Gewinnung von Arbeitskräften und ökonomischen Positionen im okkupierten Grenzland der Tschechoslowakei während des zweiten Weltkrieges. In: Arbeiterwanderungen, Ausländerbeschäftigung u. Ausländerpolitik in d. kapitalist. Ländern Europas im 20. Jh. - Rostock : Wilhelm-Pieck-Univ., 1981. - (Fremdarbeiterpolitik des Imperialismus ; 11). - S. 47 - 56.

3908.

Baar, Lothar: Zur ökonomischen Strategie und Investitionsentwicklung in der Industrie der DDR in den fünfziger und sechziger Jahren. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 9 - 31.

3909.

Bade, Klaus J.: Arbeitsmarkt, Ausländerbeschäftigung und Interessenkonflikt : Der Kampf um d. Kontrolle über Auslandsrekrutierung u. Inlandvermittlung ausländ. Arbeitskräfte in Preußen vor d. ersten Weltkrieg. In: Arbeiterwanderungen, Ausländerbeschäftigung u. Ausländerpolitik in d. kapitalist. Ländern Europas im 20. Jh. - Rostock : Wilhelm-Pieck-Univ., 1981. - (Fremdarbeiterpolitik des Imperialismus ; 10). - S. 27 - 48.

3910.

Balázs, Judit: Das Eindringen ausländischen Kapitals in die Türkei. - In: Asien, Afrika, Lateinamerika, Berlin, 11 (1983) 1, S. 67 - 76 : Tab.

3911.

Bode, Herbert: Versuche zur Herstellung synthetischer Fasern aus Kasein in der Filmfabrik Wolfen. - In: NTM. Schriftenr. Gesch. Naturwiss., Technik u. Med., Leipzig, 19 (1982) 2, S. 67 - 73.

3912.

Bratzke, Gunthard: Das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate und

die antizyklische Ausrichtung von  
Konjunkturprogrammen der BRD in  
den 70er Jahren. - In: Wiss. Z.  
Martin-Luther-Univ. Halle-Witten-  
berg, Gesellsch.wiss. R., Halle/S.,  
32 (1983) 2, S. 81 - 88.

3913.

Breitmann, Karl-Heinz; Sperling,  
Werner: Krise des kapitalistischen  
Währungssystems und Wachstum der  
Seeschifffahrt. - In: Wiss. Z. Wil-  
helm-Pieck-Univ. Rostock, Gesell-  
sch.wiss. R., Rostock, 31 (1982)  
3/4, S. 117 - 120 : Tab.

3914.

Brode, Günter: Kapitalistische Wäh-  
rungskrise und Weltmarktpreise. -  
IPW Ber., Berlin, 12 (1983) 1, S.  
22 - 28, 35 : Tab.

3915.

Brosow, Elke: Zu einigen veränderten  
Bedingungen für die Qualifikations-  
entwicklung der ausländischen  
Lohnarbeiter in der BRD nach der  
Krise 1974/75. /Mit russ., engl. u.  
franz. Rés./. - In: Wiss. Z. Hum-  
boldt-Univ. Berlin, Gesellsch.wiss.  
R., Berlin, 31 (1982) 4, S. 437 -  
444.

3916.

Claußnitzer, Reinhard: Frankreich :  
Wirtschaftspolitik im Zentrum d.  
Klassenauseinandersetzungen. - In:  
IPW Ber., Berlin, 12 (1983) 2, S.  
14 - 21.

3917.

Damaschun, Heide: Zur Entwicklung  
der Produktions- und Eigentums-  
struktur des multinationalen ARBED-  
Konzerns. /Mit russ., engl. u.  
franz. Rés./. - In: Wiss. Z. Hum-  
boldt-Univ. Berlin, Gesellsch.wiss.  
R., Berlin, 31 (1982) 4, S. 421 - 427.

3918.

Dietrich, Peter; Heuer, Kurt: Eini-  
ge neue Tendenzen der Internationa-  
lisierung und Monopolisierung des  
wissenschaftlich-technischen Fort-  
schritts : Zu d. Auslands- u. Rüs-  
tungsaktivitäten d. internat. Elek-

tronkonzerns Siemens AG /Mit russ.,  
engl. u. franz. Rés./. - In: Wiss. Z.  
Humboldt-Univ. Berlin, Gesellsch.-  
wiss. R., Berlin, 31 (1982) 4, S. 413  
- 419.

3919.

Eichholtz, Dietrich: Carl Bosch : Ben-  
zin u. Aufrüstung. - In: Sturz ins  
Dritte Reich : Historische Miniaturen  
u. Porträts 1933/35. - Leipzig /u.a./  
: Urania-Verl., 1983. - 423 S. : Ill.  
- S. 250 - 258.

3920.

Eichholtz, Dietrich: Gustav Krupp von  
Bohlen und Halbach : Hilfestellung d.  
monopolkapitalist. Industrie. - In:  
Sturz ins Dritte Reich : Historische  
Miniaturen u. Porträts 1933/35. -  
Leipzig /u.a./ : Urania-Verl., 1983. -  
423 S. : Ill. - S. 199 - 206.

3921.

Fiedler, Christine; Nitz, Jürgen:  
Wirtschaftskrieg - ökonomische Kom-  
ponente der USA-Konfrontationspoli-  
tik. - In: IPW Ber., Berlin, 11  
(1982) 10, S. 9 - 15.

3922.

Fremberg, Joachim: Die Inflation als  
eine Erscheinung der allgemeinen Kri-  
se des Kapitalismus in ihrer gegenwär-  
tigen Etappe. /Mit russ., engl. u.  
franz. Rés./. - In: Wiss. Z. Hum-  
boldt-Univ. Berlin, Gesellsch.wiss.  
R., Berlin, 31 (1982) 4, S. 451 -  
457 : Tab.

3923.

Gallinge, Irene: Zur Reprivatisierungs-  
politik der Regierung Thatcher in  
Großbritannien. - In: IPW Ber., Ber-  
lin, 11 (1982) 10, S. 54 - 57.

3924.

Gossweiler, Kurt: Kurt von Schröder  
: Das Bankkapital stellt d. Weichen. -  
In: Sturz ins Dritte Reich : Histori-  
sche Miniaturen u. Porträts 1933/35. -  
Leipzig /u.a./ : Urania-Verl., 1983. -  
423 S. : Ill. - S. 54 - 71.

3925.

Gossweiler, Kurt: Fritz Thyssen : For-

derung d. Monopolkapitals. - In: Sturz ins Dritte Reich : Historische Miniaturen u. Porträts 1933/35. - Leipzig /u.a./ : Urania-Verl., 1983. - 423 S. : Ill. - S. 58 - 65.

3926.

Gündel, Rudi: Strukturelle Veränderungen in der kapitalistischen Weltwirtschaft. - In: IPW Ber., Berlin, 11 (1982) 10, S. 23 - 31 : Tab.

3927.

Habedank, Heinz: Hjalmar Schacht : Finanzierung der Nazi-Partei. - In: Sturz ins Dritte Reich : Historische Miniaturen u. Porträts 1933/35. - Leipzig /u.a./ : Urania-Verl., 1983. - 423 S. : Ill. - S. 95 - 101.

3928.

Handke, Horst: Eine bürgerliche Wirtschaftsgeschichte über Europa im 20. Jahrhundert : Bemerkungen zum fünften Band der deutschen Ausgabe der Fontana Economic History of Europe. Europäische Wirtschaftsgeschichte, hg. v. Carlo M. Cipolla, deutschsprachige Ausg. hg. v. Knut Borchardt. Bd. 5: Die europäischen Volkswirtschaften im 20. Jahrhundert. - Stuttgart/New York : Gustav Fischer Verl., 1980. - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1982) 4, S. 149 - 153.

3929.

Hennies, Wolfram: Bemerkungen zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter im Deutschen Reich während der Weimarer Republik. In: Arbeiterwanderungen, Ausländerbeschäftigung u. Ausländerpolitik in d. kapitalist. Ländern Europas im 20. Jh. - Rostock : Wilhelm-Pieck- Univ., 1981. - (Fremdarbeiterpolitik des Imperialismus ; 11) - S. 21 - 32.

3930.

Hoenicke, Beate: Wachstum und Strukturveränderungen des westeuropäischen Stückgutaußenhandels. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck- Univ. Rostock, Gesellsch.wiss. R., Rostock, 31 (1982) 3/4, S. 129 -

131 : Tab.

3931.

Im Dienste imperialistischer Kriegsvorbereitung : Die Gründung des Buna-Werkes 1936. - Merseburg : SED-Kreisleitung, 1981. - 35 S. - (Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung des Kombines VEB Chemische Werke Buna ; 2).

3932.

John, Jürgen: Die Faschismus-"Kritik" in der Zeitschrift "Der Arbeiter" : Zur Politik d. Spitzenverbände d. dt. Monopolbourgeoisie 1923/24 - 1932 - In: Z. Gesch.wiss., Berlin, 30 (1982) 12, S. 1072 - 1086.

3933.

Kaske, Christa; Van der Meer, Horst: Bundesverband der Deutschen Industrie e. V. (BDI) - führender Unternehmerverband der BRD. - In: IPW Ber., Berlin, 12 (1983) 1, S. 60 - 63.

3934.

Klank, Wilfried: Konzentration und Zentralisation in der Rüstungsindustrie westeuropäischer NATO-Staaten. - In: IPW Betr., Berlin, 11 (1982) 11, S. 19 - 25, 54.

3935.

Koch, Jörg: Verstaatlichung im kapitalistischen Schiffbau und die Wachstumsbedingungen und Verwertungsinteressen des Schifffahrtskapitals. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck- Univ. Rostock, Gesellsch.wiss. R., Rostock, 31 (1982) 3/4, S. 125 - 127.

3936.

Kuczynski, Jürgen: Alltag unten in der Partei. Hans-Joachim Althaus/Friedrich Bross/Gertrud Döffinger/Hubert Flaig/Karlheinz Geppert/Wolfgang Kaschuba/Carola Lipp/Karl-Hein Rueß/Martin Scharfe/Bernd Jürgen Warneken: Da ist nirgends nichts gewesen außer hier. Das "rote Mössingen" im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes. - Berlin (West) : Rotbuch Verl., 1982. - In: Jb. Wirtschaftsgesch., Berlin, (1983) 2, S. 119 - 125.



3937.

Kuczynski, Jürgen: Erinnerungen an die große Krise Anfang der dreißiger Jahre. - In: IPW Ber., Berlin, 11 (1982) 12, S. 12 - 15 : Tab.

3938.

Lauerwald, Paul: Das Notgeld der AG Bismarckshall, Werk Bischoffsrode, in der Hochinflation 1923. - In: Eichsfelder Heimath., Heiligenstadt, 22 (1982) 4, S. 353 - 359 : Ill.

3939.

Lauerwald, Paul: Das Notgeld des Kreises Duderstadt in der Hochinflation 1923. - In: Eichsfelder Heimath., Heiligenstadt, 22 (1982) 3, S. 227 - 235 : Ill.

3940.

Lehmann, Joachim: Arbeiterwanderungen, Ausländerbeschäftigung und Ausländerpolitik in kapitalistischen Ländern Europas im 20. Jahrhundert (21. bis 22. April 1981 in Rostock). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 4, S. 239 - 242.

3941.

Lehmann, Joachim: Tierproduktion in Deutschland unter den Bedingungen des zweiten Weltkrieges : zu d. ökonom. Voraussetzungen für d. Nachkriegsentw. - T. 2. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck-Univ. Rostock, Gesellsch.wiss. R., Rostock, 31 (1982) 1/2, S. 11 - 18 : Tab.

3942.

Lehmann, Karin: Zur historischen Stellung der chronischen Inflation in der zweiten und dritten Etappe der allgemeinen Krise des Kapitalismus (2. Dezember 1981 in Leipzig). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 231 - 233.

3943.

MaJecka, Teresa: Zur Tilgung amerikanischer Anleihen und Kredite durch die polnische Regierung (1919 bis 1939). - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1982) 3, S. 9 - 23.

3944.

Müller, Christina: Zur staatsmonopolistischen Regulierung in Westberlin. /Mit russ., engl. u. franz. Rés./ - In: Wiss. Z. Humboldt-Univ. Berlin, Gesellsch.wiss. R., Berlin, 31 (1982) 4, S. 445 - 457.

3945.

Pittack, Herwart: Die Abwertungen in den dreißiger Jahren - Ausdruck der chronischen Währungskrise. - In: Zur Finanzgeschichte des Kapitalismus und des Sozialismus : Ergebnisse u. Auszüge aus Graduierungsarbeiten von jungen Wissenschaftlern d. Bereiches Wirtsch.gesch. an d. Sekt. Wirtsch.-wiss. d. Humboldt-Univ. - Berlin : Humboldt-Univ., 1982. - (Berichte / Humboldt-Universität zu Berlin ; 1982, 3). - S. 7 - 32.

3946.

Profitstreben kontra Arbeiterinteressen : Die politische u. ökonom. Knechtung d. Buna-Arbeiter in d. Zeit d. Faschismus. - Merseburg : SED-Kreisleitung, 1981. - 102 S. - (Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung des Kombines VEB Chemische Werke Buna ; 3).

3947.

Riegler, Claudius H.: Arbeitskräfterekrutierung für die deutsche Kriegswirtschaft in neutralen Ländern unter besonderer Berücksichtigung Schwedens, 1915 - 1919. In: Arbeiterwanderungen, Ausländerbeschäftigung u. Ausländerpolitik in d. kapitalist. Ländern Europas im 20. Jh. - Rostock : Wilhelm-Pieck-Univ., 1981. - (Fremdarbeiterpolitik des Imperialismus ; 10). - S. 63 - 77.

3948.

Schilling, Horst: Konzernbiographie Cargill. - In: IPW Ber., Berlin, 11 (1982) 11, S. 59 - 64 : Tab.

3949.

Schoknecht, Doris: Strukturkrisen der kapitalistischen Weltwirtschaft und ihr Einfluß auf die kapitalistische Massengutschiffahrt. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck-Univ. Rostock, Gesellsch.wiss.

3950.

Schramm, Hermann: Zur Rolle und Bedeutung der Beratungsstelle für ausländische Kredite im Deutschland der Weimarer Republik. - In: Zur Finanzgeschichte des Kapitalismus und Sozialismus : Ergebnisse u. Auszüge aus Graduierungsarbeiten von jungen Wissenschaftlern d. Bereiches Wirtschaftsgesch. an d. Sekt. Wirtschaftswiss. d. Humboldt-Universität. - Berlin : Humboldt-Universität, 1982. - (Berichte / Humboldt-Universität zu Berlin ; 1982, 3). - S. 33 - 53.

3951.

Schulz, Hannelore: Konkurrenz-kampf der Stahlmonopole Westeuropas unter dem Druck der Krise. - In: IPW Ber., Berlin, 12 (1983) 2, S. 40 - 44 : Tab.

3952.

Schulz, Hannelore: Konzernbiographie Mannesmann. - In: IPW Ber., Berlin, 11 (1982) 11, S. 55 - 59 : Tab.

3953.

Tammer, Irina: Zur Entwicklung der Außenwirtschaftsbeziehungen Österreichs mit den RGW-Ländern. - In: IPW Ber., 12 (1983) 2, S. 44 - 46 : Tab.

3954.

Weisbrod, Manfred; Müller, Hans; Petznick, Wolfgang: Dampflok-Archiv. - Berlin : Transpress

1. Baureihen 01 bis 39. - 3., bearb. u. erg. Aufl. - 1982. - 273 S. : Ill.

2. Baureihen 41 bis 59. - 3., bearb. u. erg. Aufl. - 1982. - 221 S. : Ill., Tab.

3. Baureihen 60 bis 96. - 3., bearb. u. erg. Aufl. - 1982. - 259 S. : Ill., Tab.

4. Baureihen 97, 98 und 99. - 2., bearb. u. erg. Aufl. - 1983. - 215 S. : Ill.

3955.

Werner, Heidrun: Die Deutsche Zentrumspartei und die "Osthilfe" : Bemerkungen zur imperialist. dt. Polenpol. während d. Weimarer Republik. - In: Wiss. Z. Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, Gesellschaftswiss. R., Rostock, 31 (1982) 1/2, S. 47 - 52.

1917 - Gegenwart, Entwicklungsländer

3956.

Faulwetter, Helmut; Scharschmidt, Gerhard; Timme, Karl-Wilhelm: Die Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft und die Entwicklungsländer. - 1.2. - In: Dt. Außenpol., Berlin, 28 (1983) 1, S. 76 - 87 : Tab. ; 28 (1983) 2, S. 107 - 119 : Tab.

3957.

Faulwetter, Helmut; Scharschmidt, Gerhard; Timme, Karl-Wilhelm: Prozesse und neue Tendenzen des Kampfes der Entwicklungsländer um Veränderung ihrer Stellung in den internationalen Wirtschaftsbeziehungen. - In: Wiss. Z. Hochsch. Ökon. "Bruno Leuschner" Berlin, Berlin, 28 (1983) 1, S. 47 - 55 : Tab.

3958.

Grienig, Horst: Sozialökonomische Entwicklungsprozesse im unabhängigen Algerien : Eine Analyse zum 20. Jahrestag d. Unabhängigkeit d. Landes. - In: Asien, Afrika, Lateinamerika, Berlin, 11 (1983) 1, S. 85 - 99 : Tab.

3959.

Halpap, Paul: Aspekte der Industrieplanung und der Entwicklung ihrer Institutionen in Lateinamerika. - In: Asien, Afrika, Lateinamerika, Berlin, 11 (1983) 1, S. 119 - 131.

3960.

Huß, Werner: Zur Entwicklung der Arbeitsproduktivität in der Landwirtschaft der Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. - In: Wirtschaftswissenschaft, Berlin, 31 (1982) 2, S. 210 - 222 : Tab.

3961.

Möller, Detlef: Zur rechtlichen Regelung der staatlichen Wirtschaftstätigkeit in der Volksrepublik Moçambique : Über Struktur u. Arbeitsweise staatl. Unternehmen. - In: Asien, Afrika, Lateinamerika, Berlin, 11 (1983) 1, S. 100 - 112.

3962.

Mueller, Hartmut: Zur Entwicklung der Landmaschinenindustrie in Afrika : Bericht über d. 1. Regionale Konsultativtreffen zur Landmaschinenindustrie Afrikas vom 5. bis 9. Apr. 1982 in Addis Abeba. - In: Asien, Afrika, Lateinamerika, Berlin, 11 (1983) 1, S. 161 - 164 : Tab.

3963.

Murugiah, Tharmalingam: Zur Rolle der Industriegebiete und Freihandelszonen im Industrialisierungsprozeß Malaysias. - In: Asien, Afrika, Lateinamerika, Berlin, 11 (1983) 1, S. 57 - 66 : Tab.

3964.

Neumann, Gerd: Die Ablösung der kolonialen Produktionsverhältnisse in der Volksrepublik Angola. - In: Jb. Wirtsch.-gesch., Berlin, (1983) 2, S. 33 - 62.

3965.

Walter, Hans-Ulrich: Einige Gedanken zum STABEX-System der Wirtschaftsabkommen von Lomé zwischen der EG und den AKP-Staaten. - In: Asien, Afrika, Lateinamerika, Berlin, 11 (1983) 1, S. 13 - 26 : Tab.

3966.

Würzburg, Frank: Negative Wirkungen der Agrarpreistrends auf die Entwicklungsländer. - In: IPW Ber., Berlin, 11 (1982) 10, S. 60 - 63 : Tab.

- A n d r e e v , V. N.**, Kandidat der historischen Wissenschaften, Dozent am Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte, Staatliches Pädagogisches Institut A. I. Herzen, Leningrad.
- B a u d i s , D i e t e r**, Dr. rer. oec., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Wirtschaftsgeschichte, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- B e r t h o l d , R u d o l f**, Prof. Dr. phil. habil., Bereichsleiter, Institut für Wirtschaftsgeschichte, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- B l o m , I d a**, Professor an der Universität Bergen, Norwegen.
- F i s c h e r , H a g e n**, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Wirtschaftsgeschichte, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- G r a b a s , M a r g r e t**, Dr. oec., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Wirtschaftsgeschichte, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- H a a c k , H a n n a**, Dr. sc. phil., Dozent, Sektion Marxismus-Leninismus, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock.
- H a n d k e , H o r s t**, Dr. rer. oec. habil., Bereichsleiter, Institut für Wirtschaftsgeschichte, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- H e i t z , G e r h a r d**, Prof. Dr. sc. phil., Leiter der Sektion Geschichte, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock.
- H o f f m a n n , P e t e r**, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Zentralinstitut für Geschichte, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- J a c o b e i t , W o l f g a n g**, Prof. Dr. phil. habil., Bereich Ethnographie, Sektion Geschichte, Humboldt-Universität zu Berlin.
- K u c z y n s k i , J ü r g e n**, Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- L a s c h k e , M i c h a e l**, Dr. sc. oec., wissenschaftlicher Oberassistent, Bereich Wirtschaftsgeschichte, Sektion Marxismus/Leninismus, Hochschule für Ökonomie "Bruno Leuschner" Berlin.
- L ä r m e r , K a r l**, Dr. rer. oec. habil., Abteilungsleiter, Institut für Wirtschaftsgeschichte, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- L e c i e j e w s k i , K l a u s**, Dr. rer. oec., wissenschaftlicher Assistent, Sektion Wirtschaftswissenschaften, Bereich Politische Ökonomie, Humboldt-Universität zu Berlin.
- L e h m a n n , H e r m a n n**, Dr. rer. oec. habil., Chefredakteur des Jahrbuchs für Wirtschaftsgeschichte, Institut für Wirtschaftsgeschichte, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- M e n d e l s , F r a n k l i n F.**, Professor an der University of Maryland, Baltimore County, USA.
- W e r n e r , L u t z**, Diplomhistoriker, Sektion Geschichte, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock.

- Михаэль Лашке, Материальные предпосылки и тенденции индустриализации в восточно-европейских странах СЭВ с 1944/1945 по 1948/1950 г.
- Дитер Баудис, Движение горнорабочих в Германии и Великобритании с 1914 по 1919 г.
- Ида Блом, женский труд и экономика семьи в городском обществе Норвегии в период с 1875 по 1930 г.
- К 200-летию со дня рождения Иоганна Генриха фон Тюнена  
Герхард Хайтц/Лутц Вернер, Труд и влияние Тюнена (с 22 по 24 июня 1983 г. в Ростоке)  
Герхард Хайтц/Лутц Вернер, Иоганн Генрих фон Тюнен (1783 - 1850). Жизнь, труд и деятельность с марксистско-ленинистской точки зрения  
Рудольф Бертольд, Тюнен в свете Исследований в ГДР  
Херманн Леманн, Место Тюнена в истории политической экономики
- Ханна Хаак, Влияние структур господства на поселенческие отношения в Мекленбург-Шверине
- В. Н. Андреев, О преемственности имущественной элиты Афин с 5 по 3 столетие д. н. э.
- Юрген Кучинский/Фрэнклин Ф. Менделъс, О проблеме протоиндустриализации. Переписка
- Карл Лэрмер, Значение, ситуация и задачи охраны памятников старины
- Вольфганг Якобайт, О соотношении между этнографией и историей
- Клаус Лециевский, Определение понятия на распутье между логической моделью и социально-экономической действительностью
- Юрген Кучинский, Играет ли ещё роль мелкое предприятие?
- Юрген Кучинский, Герберт Киш как историк-экономист
- Петер Хофманн, Социально-экономические проблемы феодализма в России
- Хаген Фишер, Старовосточные и античные компоненты эллинизма. Проблемы их представления и оценки
- Маргрит Грабас, VI-ой коллоквиум историков-экономистов Венгерской Народной Республики и Германской Демократической Республики (с 6 по 9 сентября 1983 г. в Дрездене)
- Библиография литературы ГДР по экономической истории, 24-ый выпуск



- Michael Laschke, Material prerequisites and tendencies of industrialization in the East-European CMEA-countries between 1944/45 and 1948/50
- Dieter Baudis, Miners' movements in Germany and Great Britain from 1914 to 1919
- Ida Blom, Female work and economy of families in the urban society of Norway between 1875 and 1930
- In commemoration of Johann Heinrich von Thünen's bi-centennial  
 Gerhard Heitz/Lutz Werner, Thünen's work and effects (June 22nd - 24th, 1983, Rostock)  
 Gerhard Heitz/Lutz Werner, Johann Heinrich von Thünen (1783 - 1850). Life, efforts and achievements from a marxist-leninist point of view  
 Rudolf Berthold, Thünen in the light of research in the GDR  
 Hermann Lehmann, Thünen's place in the history of political economy
- Hanna Haack, The influence of the structure of dominion on the situation of settlements in Mecklenburg-Schwerin in the 19th century
- V. N. Andreev, On the continuity of the well-to-do élite of Athens from the 5th to the 3rd century B. C.
- Jürgen Kuczynski/Franklin F. Mendels, On the problem of proto-industrialization. A correspondence
- Karl Lärmer, Significance, state and problems of the preservation of monuments
- Wolfgang Jacobeit, On the relations between ethnography and history
- Klaus Leciejewski, Terminological problems at the crossroads of abstract model and socio-economic reality
- Jürgen Kuczynski, Is the small enterprise still of importance?
- Jürgen Kuczynski, Herbert Kisch as an economic historian
- Peter Hoffmann, Socio-economic problems of feudalism in Russia
- Hagen Fischer, The ancient oriental and the antique components of hellenism. Problems of presentation and evaluation
- Margrit Grabas, 6th colloquy of economic historians from Hungaria and the GDR (Sept. 6th - 9th, 1983, Dresden)
- Bibliography of GDR publications on economic history, 24th part

- Michael Laschke, Conditions préalables et tendances matérielles de l'industrialisation dans les pays est-européens du Conseil d'entraide économique de 1944/45 à 1948/50
- Dieter Baudis, Mouvements miniers en Allemagne et en Grande-Bretagne de 1914 à 1919
- Ida Blom, Travail de femme et économie de famille dans la société urbaine de Norvège dans la période de 1875 à 1930
- A l'occasion du bicentenaire de Johann Heinrich von Thünen  
 Gerhard Heitz/Lutz Werner, L'oeuvre et l'influence de Thünen (du 22 au 24 juin 1983 à Rostock)  
 Gerhard Heitz/Lutz Werner, Johann Heinrich von Thünen (de 1783 à 1850). Vie, oeuvre et activité du point de vue du marxisme-léninisme  
 Rudolf Berthold, Thünen à la lumière de la recherche en R.D.A.  
 Hermann Lehmann, La place de Thünen dans l'histoire de l'économie politique
- Hanna Haack, L'influence des structures dominatrices sur les rapports de colonisation en Mecklembourg-Schwerin au 19<sup>e</sup> siècle
- V.N. Andreev, Sur la continuité de l'élite fortunée d'Athènes du 5<sup>e</sup> au 3<sup>e</sup> siècles avant notre ère
- Jürgen Kuczynski/Franklin F. Mendels, Sur le problème de la proto-industrialisation. Une correspondance
- Karl Lärmer, Importance, situation et tâches de la protection du patrimoine monumental et artistique
- Wolfgang Jacobeit, Sur la relation entre ethnographie et histoire
- Klaus Leciejewski, Détermination de notion au carrefour entre modèle de pensée et réalité socio-économique
- Jürgen Kuczynski, La petite exploitation, joue-t-elle toujours un rôle?
- Jürgen Kuczynski, Herbert Kisch en sa qualité d'historien économique
- Peter Hoffmann, Problèmes socio-économiques de l'époque féodale en Russie
- Hagen Fischer, La composante d'ancien orient et la composante d'antiquité de l'hellénisme. Problèmes de leur représentation et évaluation
- Margrit Grabas, VI<sup>e</sup> colloque d'historiens d'économie de la République populaire hongroise et de la République démocratique allemande (du 6 au 9 septembre 1983 à Dresde)
- Bibliographie de la littérature sur l'histoire économique de la R.D.A. (24<sup>e</sup> fascicule)

Hilich Hartmann  
 Die Industrie der DDR in der sozialistischen Revolution. Ein Stand und  
 Perspektiven aufstiegsgerichteter Forschungen

Wolfgang Mühlfriedel  
 Zur Geschichte der wissenschaftlich-technischen Revolution  
 über wissenschaftlich-technische Revolution und die Widerstands des  
 Kapitalismus. Zur Verknüpfung von wissenschaftlich-technischer Revolution  
 und Sozialismus; Harry Dick, Wissenschaftlich-technische Revolution

Hilja Hindermann  
 Ein kompliziertes Problem: Die demokratische Agrarpartei in der  
 ersten Hälfte des 19. Jh. (Agrarpartei: Bauernpartei im 19. Jahrhundert)

Sigrid Jacobell  
 Berichte aus dem 18. Jhd. über die von der Landesverwaltung  
 (Landesrat) des 18. Jhd. über die Landesverwaltung

- Michael Laschke, Condiciones previas materiales y tendencias de la industrialización en los países europeo-orientales del CAME desde 1944/45 hasta 1948/50
- Dieter Baudis, Movimientos de mineros en Alemania y Gran Bretaña desde 1914 hasta 1919
- Ida Blom, Trabajo de mujeres y economía familiar en la sociedad urbana de Noruega durante el tiempo desde 1875 hasta 1930
- Con ocasión del ducentésimo cumpleaños de Johann Heinrich von Thünen
- Gerhard Heitz/Lutz Werner, La obra y el efecto de Thünen (el 22 hasta el 24 de junio en Rostock)
- Gerhard Heitz/Lutz Werner, Johann Heinrich von Thünen (1783 hasta 1850). Vida, obra y efecto desde la posición marxista-leninista
- Rudolf Berthold, Thünen desde el punto de vista de la investigación en la R.D.A.
- Hermann Lehmann, La posición de Thünen en la historia de la economía política
- Hanna Haack, La influencia de las estructuras del poder sobre las condiciones de asentamiento en Mecklemburgo-Schwerin en el siglo XIX
- V.N.Andreev, Acerca de la continuidad de la élite de los bienes de Atenas desde el siglo V hasta el siglo III antes de nuestra época
- Jürgen Kuczynski/Franklin F. Mendels, Acerca del problema de la proto-industrialización. Una correspondencia
- Karl Lärmer, Importancia, situación y tareas de la conservación de monumentos nacionales
- Wolfgang Jacobeit, Acerca de la relación entre etnografía e historia
- Klaus Leciejewski, La definición de conceptos entre las alternativas del modelo de pensamiento y la realidad social-económica
- Jürgen Kuczynski, La empresa pequeña - ¿aún juega papel?
- Jürgen Kuczynski, Herbert Kisch como historiador económico
- Peter Hoffmann, Problemas socio-económicos del feudalismo en Rusia
- Hagen Fischer, Las componentes oriental-antiguo y antiguo del helenismo. Problemas de su descripción y valoración
- Margrit Grabas, Sexto coloquio de historiadores económicos de la República Popular Húngara y la República Democrática Alemana (el 6 hasta el 9 de septiembre de 1983 en Dresde)
- Bibliografía de literatura sobre historia económica de la R.D.A., suministro vigésimo cuarto

In Vorbereitung für die nächsten Bände des Jahrbuchs:

Zum 35. Jahrestag der DDR

Wolfgang Mühlfriedel

Die Entwicklung der privatkapitalistischen Industrie im Prozeß der antifaschistisch-demokratischen Umgestaltung

Heidemarie Fiedler

Die Strategie der SED zur Entwicklung von Wissenschaft und Technik in der zweiten Hälfte der 50er Jahre

Hartmut Kästner

Die Überwindung des Privatkapitals in der Großindustrie Sowjetrußlands bzw. der UdSSR (1917 bis Ende der 20er Jahre)

Karin Zachmann

Die Moellendorffsche Gemeinwirtschaftskonzeption in der Textilindustrie von 1917 bis 1923. Realisierungsbedingungen und -effekte eines Reformprogramms zur Restauration des imperialistischen Systems

Egon Freitag

"... die Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, welche mich einen großen Teil meines Lebens beschäftigt haben..."

Wirtschaftliche Aspekte und Reformbestrebungen im Schaffen Johann Wolfgang Goethes

Wieland Held

Die Produktionsverhältnisse im Frankenhäuser Salzwerk des 16. Jh. Ihre Wirkungen auf die Vermögensstruktur und die Marktbeziehungen der Stadt

Jürgen Kuczynski

Zur Philosophie der Wirtschaftsgeschichte

(Wolfgang Eichhorn I/Adolf Bauer, Zur Dialektik des Geschichtsprozesses)

Wolfgang Eichhorn

Bemerkungen zu einigen geschichtsphilosophischen Denkanstößen

Jürgen Kuczynskis

Ulrich Hartmann

Die Industrie der DDR in der sozialistischen Revolution. Zu Stand und Problemen industriegeschichtlicher Forschungen

Wolfgang Mühlfriedel

Zur Geschichte der wissenschaftlich-technischen Revolution

(Die wissenschaftlich-technische Revolution und die Widersprüche des Kapitalismus; Zur Verbindung von wissenschaftlich-technischer Revolution und Sozialismus; Harry Nick, Wissenschaftlich-technische Revolution)

Rita Rindermann

Ein europäisches Phänomen - die demokratischen Agrarparteien in der ersten Hälfte des 20. Jh. (Europäische Bauernparteien im 20. Jahrhundert)

Sigrid Jacobeit

Berichte aus dem dörflichen Alltag (Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters; Aus dem Leben einer Bäuerin im Münsterland)

Reinhold Zilch  
Bemerkungen zu einer Quellenedition zur Geschichte der Sozialpolitik in  
Deutschland (Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiser-  
reichs /1905 bis 1914/, Bd. 1)

Helmut Wilsdorf  
Eine neue alte Quelle zur Geschichte der Eisenverarbeitung  
(Iron and Steel on the European Market in the 17th Century)

Stefanie Huber  
Zur Geschichte der sozialistischen Industrie der DDR  
(23. bis 25. März 1983 in Jena)

Uwe Malich  
Die Krisen und die Entwicklung des Kapitalismus  
(15. Februar 1983 in Berlin)

Hochschulschriften zur Wirtschaftsgeschichte (Renate Günther)



Jürgen Kuczynski

60 Jahre Konjunkturforscher

Erinnerungen und Erfahrungen

Der Sonderband 1984 des "Jahrbuchs für Wirtschaftsgeschichte" ist dem 80. Geburtstag Jürgen Kuczynskis gewidmet; er enthält den persönlichen Bericht des streitbaren Marxisten-Leninisten über Erfahrungen mit Prognosen kapitalistischer Entwicklung und Voraussagen zyklischer Überproduktionskrisen und einen Rückblick auf Diskussionen über den Zusammenhang von Rüstung, Staat und kapitalistischem Reproduktionsprozeß sowie die Fortsetzung des Verzeichnisses der Schriften Jürgen Kuczynskis (1979 - 1983). Die Reminiszenzen sind vornehmlich "Meinungsstreiterinnerungen"; sie sind gleichermaßen ganz persönliches Dokument, Darlegung des widersprüchlichen Erkenntnisgangs mit Irrtümern und Wahrheitsfindung, sowie Mitteilung über den wissenschaftlichen Beitrag eines Kommunisten zum Kampf der Partei der Arbeiterklasse für eine Welt ohne wirtschaftliche und soziale Krisen und ohne nukleare Menschheitsgefährdungen. Sie mahnen den Wissenschaftler zur unvoreingenommenen, realistischen Analyse dialektischer Gesellschaftsprozesse. Jürgen Kuczynski hält Rückschau auf seine 60jährigen Konjunkturforschererfahrungen und Ausschau auf kommende Entwicklungen in der Welt des Kapitals; er will vor allem den mit diesen Prozessen befaßten marxistisch-leninistischen Forschern helfen, den Blick für wesentliche Vorgänge der Gegenwart zu schärfen.

Erscheint im III. Quartal 1984

Bestell-Nummer: 754 364 3 (2103/84/S)

Bestellungen durch eine Buchhandlung erbeten.

AKADEMIE-VERLAG

DDR-1086 Berlin, Leipziger Straße 3 - 4

**Geschichte der Produktivkräfte in Deutschland von 1800 bis 1945  
in drei Bänden**

**Band 2: Produktivkräfte in Deutschland 1870 bis 1917/18**

1984. Etwa 570 Seiten

162 Abbildungen - 15 Karten

20,5 x 27,0 cm

Leinen etwa 48,- M

LSV: 0265

Bestell-Nummer: 754 213 0

Bestellwort: Produktivkraefte

6739/2

Das Buch ist Teil einer dreibändigen Geschichte der Produktivkräfte in Deutschland vom Beginn der Industriellen Revolution bis zur Niederlage des deutschen Imperialismus im Jahre 1945. Im vorliegenden Band untersuchen die Autoren den Zeitraum von den 60er Jahren des 19. Jh. bis zum Ausgang des ersten Weltkrieges, jene Jahrzehnte also, in denen Deutschland auch in der Produktionstechnik, in der Organisation der Produktion und in der Wissenschaft eine internationale Spitzenstellung erlangte. "Made in Germany" wurde zum Inbegriff von Wertarbeit.

Die Verfasser spüren den Ursachen dieses Phänomens nach, indem sie in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen die Prozesse stellen, die sich im System der gesellschaftlichen Produktivkräfte vollzogen, und die nationalen und internationalen Faktoren, die auf die Entwicklung der Produktivkräfte einwirkten. Sie zeigen sowohl die einzelnen Elemente der Produktivkräfte in den verschiedenen Sphären der materiellen Produktion als auch die Wechselbeziehungen zwischen der Entwicklung der Industrie, der Landwirtschaft und dem Verkehrswesen. Sie stellen sowohl die Einwirkungen des geographischen Milieus, der Wissenschaft, des Bildungs- und Ausbildungswesens, der Wirtschaftspolitik usw. auf die materielle Produktion dar als auch die Beziehungen zwischen der materiellen Produktion und der Sozial- und Berufsstruktur. Umfangreiches neues bzw. neu bearbeitetes statistisches Material erlaubt es den Autoren, nicht nur die qualitativen Veränderungen im System der Produktivkräfte, sondern auch die quantitativen Prozesse zu erfassen und den Platz Deutschlands im Rahmen der internationalen Entwicklung zu bestimmen. Aufbauend auf einer soliden Materialbasis legen die Autoren eine Untersuchung vor, für die es vom Gegenstand und Inhalt Vergleichbares in der internationalen Fachliteratur nicht gibt.

In Vorbereitung:

Band 3: Produktivkräfte in Deutschland 1917/18 bis 1945 (erscheint 1985)

Band 2: Produktivkräfte in Deutschland 1800 bis 1870 (erscheint 1986)

Bestellungen durch eine Buchhandlung erbeten.

Akademie-Verlag, DDR-1086 Berlin, Leipziger Str. 3 - 4